

I
G. 33229
g.

60 K. 33229, I, G, 9. 29/11/15

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

Einzelbarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, in anziehender
gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands,
Österreich-Ungarns und der Schweiz.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze. — Die Bände
erscheinen in kurzen Zwischenräumen. — Elegante Ausstattung. — Schönes
Papier u. grosser Druck. — Reich illustriert. — Druck u. Format aller Bände
gleichmässig. — Jeder Band füllt ca 15 Bogen. — Solider Leinwand-Einband.

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet gebunden nur 1 Mark
= 60 Fr. = 1 Fr. 35 Cts.

Das von uns eingeleitete Sammelwerk:

„Das Wissen der Gegenwart“

durch dessen planmässige Durchführung die Aufgabe gelöst werden soll, dem
Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesamtgebiete der
Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus besriedigende
Aufklärung, Belehrung und Anregung zu bieten, wird hiermit der allge-
meinen Teilnahme empfohlen. Für unsere Sammlung ist vorläufig ein
Umfang von zwei bis dreihundert Bänden in Aussicht genommen, von
denen jeder einzelne ein Ganzes für sich, zugleich aber einen Baustein zu
einem Gesamtgebäude bilden soll. Bei dem Plane des Unternehmens
haben wir jene Zweiteilung, welche als herrschende unverkennbar durch die
moderne Wissenschaft hindurchgeht, zum obersten Einteilungsgrunde gemacht.
Die Naturwissenschaften und die historischen Wissenschaften, die gleichsam
wie glücklich gelegene Inseln immer mehr fruchtbares Land ansetzen und
selbst widerstrebende Disziplinen an sich heranziehen, werden, wie sie im
Leben der modernen Wissenschaft selbst die Herrschaft angetreten haben,
auch in unserem Werke, welches dieses Leben klar abspiegeln will, die beiden
grossen Hauptgruppen der systematischen Einteilung bilden. Die rein ab-
strakten Wissenschaften, welche eine dritte Gruppe bilden könnten, werden
wir keineswegs aus unserem Werke ausschneiden, aber nicht sowohl vom dog-
matischen als vom historischen Standpunkte aus beleuchten. Und dies aus
dem Doppelgrunde, weil in einem Teil dieser Wissenschaften, wie z. B. in
der Mathematik, ein anderes Wissen als ein durchaus vollständiges Fach-
wissen nicht denkbar ist, während in einem andern Teile, wie in der Meta-
physik, positive Wahrheit nur insoweit, als es auf innere Geschichte ankommt,
zu bieten ist.

Wir bemerken nur noch, daß wir die Länder- und Völkerkunde, die als
selbständige Wissenschaft immer bedeutsamer hervortritt und die naturwissen-
schaftlichen und historischen Elemente in sich schließt, in unserem Plane des-
halb der grossen Gruppe der historischen Wissenschaften angereiht haben, weil
der Hauptgesichtspunkt, von dem die Methode dieser Wissenschaften ausgeht,
nämlich die territoriale Abgrenzung, ein historischer ist.

Inhalt der erschienenen Bände:

- Bd. 1. **Gindely, A.**, Gesch. d. 30 jähr. Krieges in drei Abtheilgn. I. 1618—1621: Der böhm. Aufst. u. s. Bestrafung. 280 S. Mit 3 Doppelvollbild., 1 Vollbild u. 4 Portr. in Holzst.
- Bd. 2. **Klein, Dr. Herm. J.**, Allgemeine Witterungskunde.
266 Seiten. Mit 6 Karten, 2 Vollbildern und 31 Abbildungen in Holzstich.
- Bd. 3. **Gindely, A.**, Geschichte des 30 jährigen Krieges in drei Abteilungen.
II. 1622—1632: Der niederländische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs. 292 Seiten. Mit 10 Doppelvollbildern und 4 Porträts in Holzstich.
- Bd. 4. **Taschberg, Prof. Dr. E.**, Die Insekten nach ihrem Nutzen und Schaden.
304 Seiten. Mit 70 Abbildungen.
- Bd. 5. **Gindely, A.**, Geschichte des 30 jährigen Krieges in drei Abteilungen.
III. 1633—1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden. 240 Seiten. Mit 9 Doppelvollbild. u. 3 Porträts in Holzstich.
- Bd. 6. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien.
I. Abtlg.: Der Australkontinent und seine Bewohner. 280 Seiten. Mit 14 Vollbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.
- Bd. 7. **Taschberg, Dr. Otto**, Die Verwandlungen der Tiere.
272 Seiten. Mit 88 Abbildungen.
- Bd. 8. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien. II. Abtlg.: I. Die Kolonien des Australkontinents u. Tasmanien. II. Melanesien (I. Teil). 312 Seiten. Mit 19 Vollbildern, 29 in den Text gedruckten Abbildungen und 6 Karten in Holzstich.
- Bd. 9. **Klaar, Alfred**, Geschichte des modernen Dramas in Umrissen.
320 Seiten. Mit 9 Porträts in Holzstich.
- Bd. 10. **Becker, Dr. Karl Emil**, Die Sonne und die Planeten. 308 S. Mit 68 Abbildungen.
- Bd. 11. **Jung, Dr. E.**, Der Weltteil Australien. III. Abtlg.: I. Melanesien (II. T.). II. Polynesien (I. T.). 304 S. M. 27 Vollbildern u. 31 in d. Text gedruckt. Abbildgn.
- Bd. 12. **Gerland, Dr. E.**, Licht und Wärme.
320 Seiten. Mit 4 Porträts und 126 Figuren in Holzstich.
- Bd. 13. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien.
IV. Abtlg.: I. Polynesien (II. Teil). II. Neuseeland. III. Mikronesien.
276 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 35 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 14. **Der Weltteil Afrika I. Hartmann, Prof. Dr. R.**, I. Abyssinien und die übrigen Geb. d. Ostküste Afrikas. 312 S. M. 18 Vollbildern u. 63 i. d. Text gedruckt. Abbildgn.
- Bd. 15. **Jung, Jul.**, Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit I.
298 Seiten. Mit 9 Vollbildern und 70 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 16. **Peters, Prof. Dr. C. F. W.**, Die Fingsterne. 176 Seiten. Mit 69 Abbildungen.
- Bd. 17. **Jung, Jul.**, Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit II.
280 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 18. **Schulz, Prof. Dr. A.**, Kunstgeschichte I.
284 Seiten. Mit 38 Vollbildern und 120 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 19. **Der Weltteil Europa I. Willkomm, Dr. Moriz**, Die pyrenäische Halbinsel I.
260 Seiten. Mit 26 Vollbildern und 14 in den Text gedruckten abbildungen.
- Bd. 20. **Lehmann, Paul**, Die Erde und der Mond.
280 Seiten. Mit 6 Vollbildern und 59 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 21. **Schulz, Prof. Dr. A.**, Kunst und Kunstgeschichte II.
262 Seiten. Mit 44 Vollbildern und 42 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 22. **Der Weltteil Amerika I. Ohsenius, C.**, Chile. Land und Leute. 268 Seiten.
28 Vollbildern, 59 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.
- Bd. 23. **Meyer von Walbeck**, Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche.
282 Seiten. Mit 27 Vollbildern und 51 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 24. **Der Weltteil Afrika II. Hartmann, Prof. Dr. R.**, Die Nilländer.
224 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 66 in den Text gedruckten Abbildungen.

Inhalt der erschienenen Bände:

- Bd. 25. Wirth, Max, Das Geld. 224 Seiten. Mit 103 in den Text gedr. Abbildungen.
- Bd. 26. Hopp, E. D., Gesch. d. Verein. Staaten v. Nord-Amerika. I. 232 S. Mit 50 in den Text gedr. Abbild. u. Karten.
- Bd. 27. Valentiner, Kometen und Meteore. 250 Seiten. Mit 62 in den Text gedr. Abbildungen.
- Bd. 28. Wapmuth, Prof. A., Die Elektrizität und ihre Anwendung. 196 Seiten. Mit 119 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 29. Der Weltteil Afrika III. Falkenfeld, Dr. J., Afrikas Westküste. 252 Seiten. Mit 81 in den Text gedr. Abbild.
- Bd. 30. Geschichte des Kunstgewerbes. I. Blümmner, Prof. Dr. G., Das Kunstgewerbe im Altertum. 276 Seiten. Mit 137 in den Text gedr. Abbildungen.
- Bd. 31. Der Weltteil Europa II. Wilschmann, Dr. M., Die pyrenäische Halbinsel. II. 252 Seiten. Mit 11 Vollbild. u. 27 in den Text gedr. Abbildungen.
- Bd. 32. Geschichte des Kunstgewerbes. II. Blümmner, Prof. Dr. G., Das Kunstgewerbe im Altertum. 242 Seiten. Mit 143 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 33. Geschichte des Kunstgewerbes. III. Schöpp, Dr. Otto von, Die Textilkunst. 268 Seiten. Mit 132 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 34. Der Weltteil Afrika IV. Fritsch, Dr. Gustav, Südafrika bis zum Zambesi. I. 244 S. Mit 50 in den Text gedr. Abb. u. 1 Karte.
- Bd. 35. Lippert, Jul., Allgemeine Kulturgeschichte. I. 252 Seiten. Mit 57 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 36 u. 37. Der Weltteil Amerika. II. und III. Sellin, A. B., Das Kaiserreich Brasilien. 2 Abteilungen. 490 Seiten. Mit 23 Vollbildern, 66 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 Karten.
- Bd. 38. Hansen, Dr. Adolf, Die Ernährung der Pflanzen. 272 Seiten. Mit 74 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 39. Hopp, E. D., Geschichte der Vereinigten Staaten. II. 224 Seiten. Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 40. Geschichte der Malerei in Einzelbarstellungen. I.: Burgsdorf, Dr. A. v., Geschichte der holländischen Malerei. 236 Seiten. Mit 71 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 41. Tschäpfer, Dr. Otto, Bilder aus dem Tierleben. 236 Seiten. Mit 86 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 42. Brosien, Dr. Herm., Karl der Große. 192 Seiten. Mit 23 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 43. Der Weltteil Europa III. Wilschmann, Dr. M., Die pyrenäische Halbinsel. III. 268 Seiten. Mit 45 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 44 u. 45. Graber, Prof. Dr. V., Die äußeren mechanischen Werkzeuge der Tiere. In 2 Abteilungen. 464 Seiten. Mit 315 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 46. Hopp, Ernst Otto, Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. III. (Schluß). 276 Seiten. Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 47. Lippert, Jul., Allgemeine Kulturgeschichte. II. 212 Seiten. Mit 5 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 48. Lippert, Jul., Allgemeine Kulturgeschichte. III. 232 Seiten. Mit mehreren in den Text gedruckten Abbildungen.

Folgende Bände sind in Vorbereitung und werden nach und nach erscheinen:

Behagel, Prof. Dr., Die deutsche Sprache.

Blümmner, Prof. Dr. G., Sitten und Leben der Griechen. (2 Abteilungen.)

Egli, Prof. Dr., Die Schweiz.

Eisak, Dr. A., Der Schall.

Fournier, Prof. Dr. Aug., Napoleon I. (2 Abteilungen.)

Hartmann, Prof. Dr. R., Madagaskar.

Krämmel, Prof. Dr. Otto, Der Ocean.

Lippert, Julius, Geschichte der deutschen Kultur. (3 Abteilungen.)

Lüdenberg, Pol und Äquator.

Meyer von Waldeck, Prof. Dr. Fr., Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. II.

Pinner, Prof. Dr. A., Die Gesetze der Natur-Erscheinungen.

Schäpfer, Dr. M., Aesthetik. (2 Abteilungen.)



Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

XLIX. Band.

Russland.

Einrichtungen, Sitten und Gebräuche



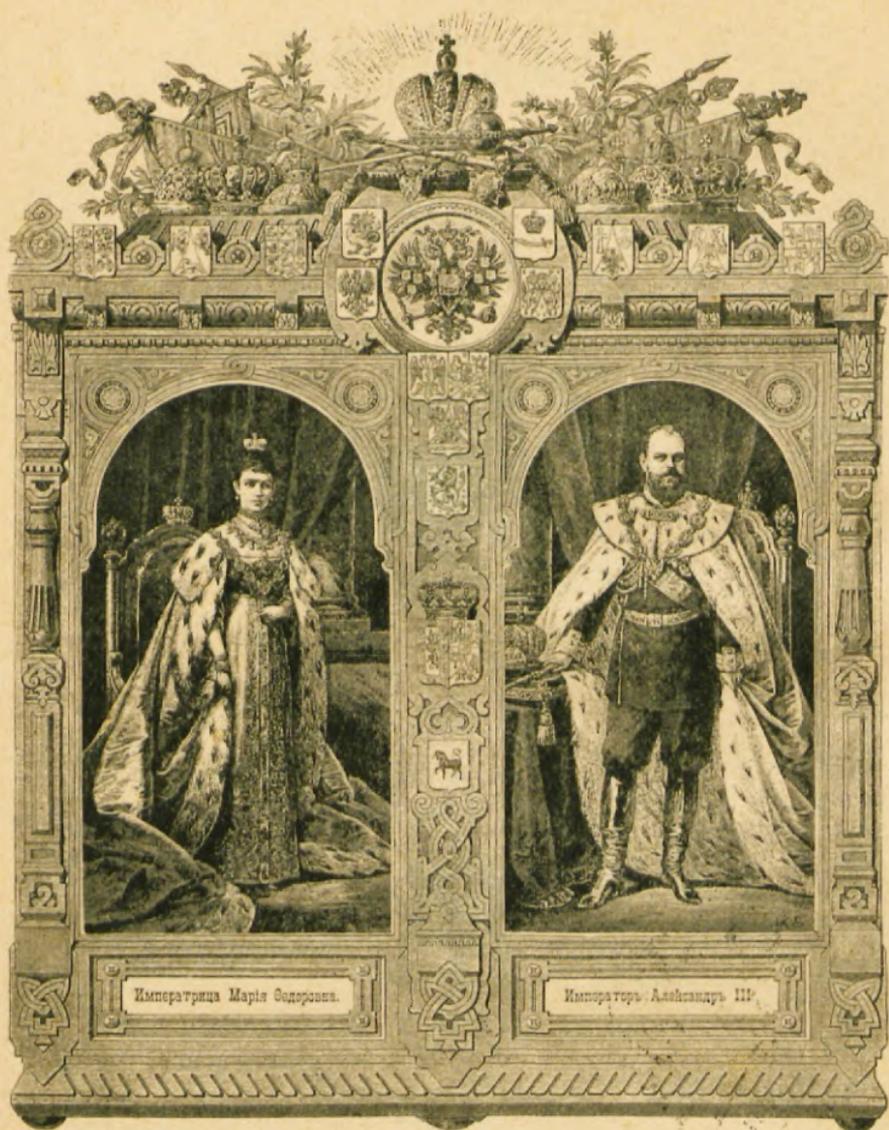
Friedrich Meyer von Waldeck.



Leipzig:
G. Freitag. 1886.

Prag:
F. Tempsky.





Императрица Марія Федоровна.

Императоръ Александръ III.

Kaiserin Maria Feodorowna und Kaiser Alexander III. im Krönungsornat.

Russland.

Einrichtungen, Sitten und Gebräuche

geschildert von

Friedrich Meyer von Waldeck.

II. Abteilung.

Staatsverwaltung und Landesverteidigung. Kirche und
Geistlichkeit. Die Nation und ihre Stände.

Mit 18 Vollbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen.



Leipzig:
G. Freytag.

1886.

Prag:
F. Tempsky.

Alle Rechte vorbehalten!

I n h a l t.

II. Staatsverwaltung und Landesverteidigung	1
1. Der Kaiser	1
2. Die Reichs-Institutionen	28
3. Das Landheer	41
4. Die Flotte	62
5. Offiziere und Civilbeamte	64
6. Die Rangklassen	73
7. Geburts- und Verdienstadel	78
III. Kirche und Geißlichkeit	82
1. Die Weltgeißlichkeit	83
2. Die Klostergeißlichkeit	89
3. Die Kirchen	93
4. Die Klöster	103
5. Religiöse Feste und Gebräuche	130
6. Die religiösen Sekten	145
IV. Die Nation und ihre Stände	171
1. Der Landedelmann	175
2. Der Kaufmann	190
3. Der Bauer	200

A b b i l d u n g e n.

Titelbild: Kaiserin Maria Feodorowna und Kaiser Alexander III. im Krönungsornat.
Figur.

1. Hofbeamter in Gala. 4.
(Titelbild und Fig. 1 nach Bildern in H. Hoppes „Krönung der russischen Kaiser“.)
2. Stallmeister des kaiserlichen Hofes in Gala-Uniform. (Nach einer Originalphotographie.) 6.
3. Krönungsherold. 9.
4. Der St. Andreas- oder Thronsaal im Kreml zu Moskau. 13.
5. Kaiserliche Insignien des russischen Reichs. 15.
6. Die Salbung des Kaisers. 23.
7. Brotschüssel und Salzfaß, bargebracht vom Adel des Tambowschen Gouvernements. 26.
(Fig. 3—7 nach Bildern in H. Hoppes „Krönung der russischen Kaiser“.)
8. Soldat der Kaukasus-Armee. (Nach einem Bilde in „Le Tour du Monde.“) 46.
9. Feldwebel des Scharfschützen-Bataillons der kaiserlichen Familie. (Nach einer Original-photographie.) 46.

Figur.

10. Oberst eines Grenadierregiments. (Nach einer Originalphotographie.) 47.
11. Russisches Heer unter Alexander III. Infanterie. 48.
12. Russisches Heer unter Alexander III. Cavallerie und Artillerie. 49.
(Fig. 11—12 nach Bildern in der Wsemernaja Illustrazija.)
13. Barmherzige Schwester im Feldlazareth. (Nach einer Originalphotographie.) 51.
14. Leßgier aus dem Convoi des Kaisers. (Nach einer Originalphotographie.) 57.
15. Dshigitowla (nach einem Bilde in „Le Tour du Monde“.) 61.
16. Unterlieutenant (Mitschman) der russischen Marine. (Nach einer Originalphotogr.) 63.
17. Höherer Civilbeamter in Gala. (Nach einer Originalphotographie.) 76.
18. Hofbeamter in kleiner Uniform (Nach einer Originalphotographie.) 77.
19. Pope in Winterkleidung. (Nach einer Originalzeichnung.) 87.
20. Pope in Hauskleidung. (Nach einer Originalphotographie.) 88.
21. Pope im Ornat. (Nach einem Bilde in Le Tour du Monde.) 89.
22. Fjodor, Metropolit von Nowgorod u. St. Petersburg. (Nach einer Originalphotogr.) 91.
23. Erzpriester im Ornat. (Nach einem Bilde in H. Foppes „Krönung d. russ. Kaiser“.) 92.
24. Sammler für den Bau einer Kirche (Nach einem Bilde in Schiwopissnaja Rossija.) 94.
25. Alte hölzerne Kirche. (Nach einem Bilde im „Sobtschi“, der Architekt.) 96.
26. Mönch im Verkaufsladen des Ssolowezkischen Klosters. 105.
27. Nonne, Gaben sammelnd. 106.
28. Kloster Walaam. 111.
(Fig. 26—28 nach Bildern in Schiwopissnaja Rossija.)
29. Das Hölenkloster zu Kijew. (Nach einem Bilde in „Le Tour du Monde“.) 121.
30. Das Ssolowezkische Kloster vom Meere gesehen. 121.
31. Vater Johann, Kapitain des Dampfers Radetscha. 127.
(Fig. 30—31 nach Bildern in Schiwopissnaja Rossija.)
32. Nonnenkloster (Dewitschi) in Moskau (nach einem Bilde in „Le Tour du Monde“.) 129.
33. Die Wasserweihe (Jordanifest) in St. Petersburg. 131.
34. Ostern in St. Petersburg. 139.
(Fig. 33—34 nach Bildern in Schiwopissnaja Rossija.)
35. Todtenfest. (Nach einem Bilde in „Vom Fels zum Meer“.) 145.
36. Kaufmann. (Nach einer Originalphotographie.) 191.
37. Kaufmannsfrau. (Nach einer Originalphotographie.) 193.
38. Russisches Dorf. (Nach einer Originalphotographie.) 214.
39. Russisches Bauernhaus. (Originalzeichnung.) 215.
40. Ruschik. (Nach einer Originalphotographie.) 217.
41. Bäuerin in Wintertracht. (Nach einem Bilde in „Le Tour du Monde“.) 219.
42. Russisches Dampfbad. (Originalzeichnung.) 222.
43. Dorfmusikant. (Nach einem Bilde in „Le Tour du Monde“.) 225.
44. Oberwürnik. (Nach einer Originalphotographie.) 227.
45. Unterwürnik. (Nach einem Bilde in „Vom Fels zum Meer“.) 228.
46. Bobowos (Wasserträger). (Nach einer Originalphotographie.) 229.
47. Herrschaftlicher Kutscher. (Nach einer Originalphotographie.) 230.
48. Straßentypen aus St. Petersburg: Heringsverkäuferin. Händler mit Topfgewächsen. Verkäufer von Gefrorenem. Händler mit Sbiten. Mit Limonade. Mit Apfelsinen. Mit Fleisch für die Katzen. Korbhändlerin. Hausierender Latar. Kurzwarenhändlerin. Verkäufer von Band, Knöpfen u. dgl. Händler mit Flecht- und Drechslerwaaren. Mit Kinderpielzeug Blumenmädchen. Glaser. Verkäufer von papiernen Vögeln. Milchfrau. Händler mit bunten Luftballons. (N. ein. Bilde in Schiwopissnaja Rossija.) 232.

II. Staatsverwaltung und Landesverteidigung.

1. Der Kaiser.

Die russische Staatsregierung gipfelt in dem Kaiser (Zar), welcher unumschränkter Selbstherrscher (Samodersez) ist und, wie sich Peter der Große ausdrückte, „niemandem auf Erden von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben hat, sondern die Macht und die Gewalt besitzt, seine Staaten und Länder als ein christlicher Monarch zu regieren nach seinem eigenen Willen und Ermessen“. Kaiser Alexander I. erließ im Jahre 1811 eine Proklamation, durch welche der Wille des Zaren den bestehenden Gesetzen untergeordnet wurde. Der Kaiser ist das Haupt der Landeskirche. In ihm vereinigen sich die höchste gesetzgebende, vollziehende und oberrichterliche Gewalt, von Rechten der Unterthanen in keiner Weise beschränkt. Seine Pflichten werden dem Zaren durch die Haus- und Reichsgrundgesetze vorgeschrieben, welche ihm untersagen, das Land zu teilen und eine Krone zu tragen, die ihn nötigen würde, außerhalb des russischen Reiches zu residieren. Dieselben Gesetze bestimmen, daß der Thron stets nach dem Rechte der Primogenitur vererbt wird mit Bevorzugung der männlichen vor der weiblichen Linie. Kaiser und Kaiserin (Zariza) müssen der griechisch-orthodoxen Kirche angehören. Dasselbe wurde früher von allen Prinzen und Prinzessinnen der kaiserlichen Familie — den Großfürsten und Großfürstinnen — verlangt; man sieht jedoch neuerdings davon ab

und die Großfürstin Maria Pawlowna, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, seit dem 28. August 1874 mit dem Großfürsten Wladimir Alexándrowitsch vermählt, ist die erste russische Großfürstin, welche ihren angestammten evangelischen Glauben beibehielt. Der Thronfolger (Nassljédnit (Nachfolger) oder Zekaréwitsch*) erlangt die Mündigkeit nach vollendetem sechzehnten Lebensjahre. Bis zum Regierungsantritt eines unmündigen Kaisers wird das Reich von einer Kommission verwaltet, wenn nicht der verstorbene Zar ausdrücklich einen Vormund und Reichsverweser ernannt hat. Besteigt ein Kaiser den Thron, so bedarf es dazu keiner besonderen Ceremonie. Die Krönung und Salbung in der Hauptstadt Moskau ist ein ehrwürdiges Herkommen, aber keine Nothwendigkeit.

In dem Kaiser sieht das russische Volk den Gesalbten Gottes, den es, ganz abgesehen von seinen persönlichen Eigenschaften, mit religiöser Pietät verehrt. Wo er sich blicken läßt in seinem ausgedehnten Reiche, begrüßt ihn ein frenetischer Jubel, von dem nur derjenige sich einen Begriff zu machen vermag, welcher solche Scenen erlebte. Nicht Hunger und Durst, nicht Hitze und Kälte, nicht Müdigkeit und Krankheit halten die große Masse des Volkes ab, mit staunenswerter Geduld halbe, ja ganze Tage lang, das momentane Erscheinen seines Kaisers zu erwarten.

Die Krönung der russischen Zaren in ihrer ersten Residenz Moskau ist eine Feier von so gewaltiger Pracht und Größe, daß eine flüchtige Skizzierung derselben dem Leser nicht unwillkommen erscheinen mag. Selbstverständlich ist dieses höchste Reichsfest bei der langen Reihe der Kaiser, welche Rußland beherrscht haben, nicht immer in allen Einzelheiten dasselbe geblieben, schon das schnelle Heranwachsen des Staates wie die

*) Seine Gemalin heißt Nassljédniza oder Zekaréwna. Die Bezeichnung Zekaréwitsch, welches von Nichtrussen häufig mit Zekarewitsch verwechselt wird, bedeutet nur Zarensohn, kann also jedem Großfürsten beigelegt werden, welcher im Purpur geboren wurde; Zekaréwna heißt Zarentochter.

Anschauungen der Zeit bedingten gewisse Veränderungen in den äußeren Formen — in allen wesentlichen Dingen stimmt die Ceremonie jedoch noch heute mit der Art und Weise, wie sie bei den Zaren der vergangenen Jahrhunderte stattgefunden hat. Der folgenden Skizze ist die Krönung des regierenden Kaisers am 27. Mai 1883 zu Grunde gelegt.

Die gesammte Feier besteht schon der Zeit nach aus drei verschiedenen Akten: dem Einzug des Kaisers in die Residenz Moskau, der Verkündigung des Tages der Krönung und dieser Handlung selbst.

Der Einzug in die erste Residenz findet von dem in der Umgebung Moskaus liegenden Petrówskischen Palais aus statt. Neun Kanonenschüsse geben das erste Signal, die Glocken der großen Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale des Kreml ertönen in feierlichem Geläute, Truppenmassen in glänzender Parade-Uniform bewegen sich durch die Stadt und bilden auf allen Straßen und Plätzen, die der Zug zu passieren hat, Spalier. Alle Personen, die am Einzuge teilnehmen, sind versammelt, vor dem Petrówskischen Palais blüht im Sonnenschein eine unabsehbare Reihe goldener Wagen, tummelt sich eine zahllose Schaar edler, reichgeschirrter Koffe. Da öffnen sich die Thore des Palastes, das kaiserliche Paar erscheint, gefolgt von sämmtlichen Großfürsten und Großfürstinnen. Die Kaiserin nimmt in ihrem Wagen Platz. Der Kaiser besteigt sein herrliches, blüthenweißes Pferd und die Prozession setzt sich in Bewegung. Eröffnet wird dieselbe durch Militärabteilungen im reichsten Schmucke, unter denen der eigene Convoi des Kaisers vor allen in die Augen fällt. Diese Leibwache des Zaren ist aus den schönsten, jugendkräftigen Gestalten der Kosaken vom Kaukasus gebildet, den besten Reitern der Welt, die in der farbenhellen, malerischen Tracht ihrer Heimat, eine wildpoetische Gruppe, in freier ungezwungener Haltung auf ihren edlen, feingebauten Koffen vorüberziehen.

Den militärischen Gruppen schließen sich die Abgeordneten der asiatischen Völkerschaften an, welche die Oberhoheit des rus-

Fig. 1.



Hofbeamter in Gala.

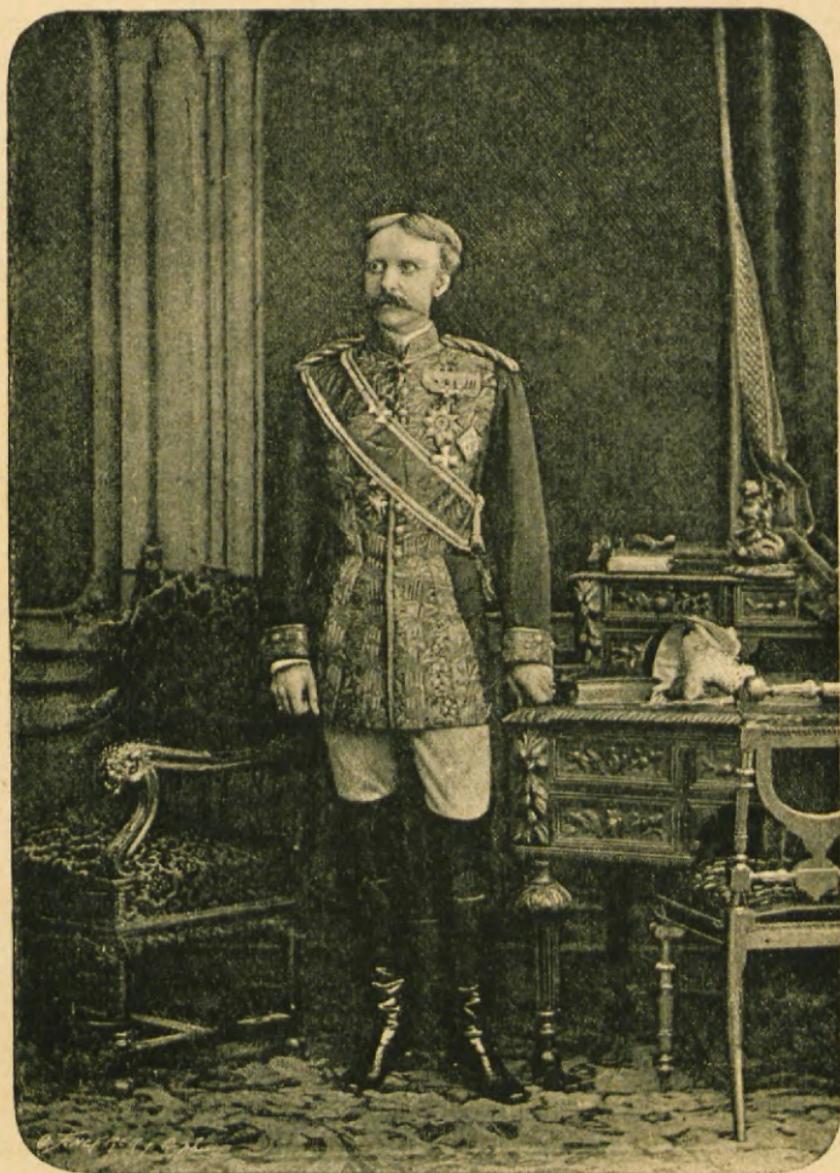
siſchen Zaren anerkannt haben. Zwei in der Reihe, hoch zu Roß, ziehen ſie einher, ein buntscheckiges ethnographiſches Bild; Geſtalt, Züge, Trachten, wie ſie nur die lebhafteste Phantafie zu erfinden vermöchte, unter denen die Bewohner Bucharas, Chiwas und der Turkmeneſſteppe am grellſten in die Augen fallen. Es folgen die Deputierten der Koſakengebiete und der Moskawiſche Adel, geführt vom Adelsmarſchall des Kreiſes. Eine unabſehbare Reihe mannichfaltiger Hofdienerschaft in den glänzendſten Livreen und Koſtümern zieht nun am Auge des Zuſchauers vorüber und deutet die Nähe des Zaren an. Unter den Fourieren verſchiedenen Grades, den Lakaien und Reitknechten wandeln die abenteuerlichen Geſtalt der Mohren in orientaliſcher Kleidung, Läufer in ihrer altertümlichen Tracht mit wallenden Straußfedern auf den Baretts und die prächtigen, zugleich geſchmeidigen und athletiſchen kaiſerlichen Jäger in grünem, goldbliſendem Kleide, deren Zug von dem Chef der kaiſerlichen Jagd geſchloſſen wird. Die Hofbeamten in aufſteigender Skala folgen

demselben, die Kammerjunker und Kammerherrn zu Pferde, die Ceremonienmeister, Oberceremonienmeister und Hofmarschälle mit ihren goldenen Stäben (Fig. 1) in langgespannten offenen Phaetons, die zweiten und ersten Hofchargen sowie die Mitglieder des Reichsrats in vierstägigen vergoldeten Galakutschen. Die Leibschwadronen der stattlichsten Kavallerie-Regimenter, der Chevalier-Garde und der Garde zu Pferde, reiten unmittelbar vor dem Kaiser. Jetzt dröhnt die Erde von dem donnernden Hurrah der versammelten Hunderttausende — der Kaiser naht und grüßt sein Volk. Auf seinem herrlichen Schimmel, mit dem einfachsten Sattel- und Zaumzeug, erscheint jetzt der Zar in der schlichten Uniform eines russischen Generals, dunkelgrünem Halbkastan, hohen Stiefeln und schwarzer Lammfellmütze. Dicht hinter ihm der Thronfolger im Waffenschmuck des Kosaken-Utamans. In der unmittelbaren Nähe des Kaisers befinden sich der Minister des kaiserlichen Hauses, der Kriegsminister, der Kommandeur des kaiserlichen Hauptquartiers und die Offiziere du jour der Suite.

Dem Kaiser und seinen Söhnen folgen in blitzender Kavalkade sämtliche Großfürsten und Prinzen des kaiserlichen Hauses, sämtliche zur Krönung eingetroffenen fremden Monarchen und Fürstlichkeiten, eine wahre Sturmflut des Glanzes und der Pracht. Cotoyiert wird diese stralende Schaar von der Gesamtheit der Generaladjutanten, Generalmajors der Suite und Flügeladjutanten des Kaisers, allen Offizieren, welche den Großfürsten attachiert sind und dem militärischen Gefolge der fremden Fürsten und Prinzen.

Von neuem zittert der Boden von dem frenetischen Jubel der Menge — sie hat die Kaiserin erblickt, die mit der lieblichen Tochter in goldener Staatskarosse von nie gesehener Pracht erscheint. Sie grüßt freundlich nach rechts und links und weckt immerfort neuen donnernden Zuruf der berauschten Menge. Der Wagen der Zarin ist mit acht weißgeborenen Schimmeln lang gespannt, jedes Pferd wird von einem Stallbedienten geführt. An der rechten Seite reitet der Oberstallmeister des Hofes, an

Fig. 2.



Stallmeister des kaiserlichen Hofes in Gala-uniform.

der linken ein Stallmeister (Fig. 2), vor der Kutsche ein Marstalloffizier. An den Riemen stehen zwei Pagen, neben der Karosse gehen vier Kammerkosaken in blauer, goldverbrämter Tracht, hinter derselben reiten sechs Kammerpagen und zwei Marstallbediente. In ähnlichen, wenn auch weniger reich ausgerüsteten und begleiteten Galakutschen folgen nun sämtliche Großfürstinnen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses.

Zwei Schwadronen Panzerreiter markieren, daß die letzten Mitglieder der Familie des Monarchen vorübergezogen. Nun folgen in vierßizigen vergoldeten Galakutschen sämtliche Damen des Hofes, wie Staatsdamen, Hofmeisterinnen, Kammerfräulein, Hoffräulein u. s. w. Eine Schwadron Husaren und eine Schwadron Ulanen schließen den feierlichen Zug.

Sobald die Spitze der Prozession das Weichbild von Moskau betritt, werden 71 Salutschüsse gelöst. Hier wird der Zar von dem Generalgouverneur der alten Residenz begrüßt, der sich mit seinem Gefolge der kaiserlichen Suite anschließt. An fünf verschiedenen Stellen der Stadt begrüßen den Herrscher zuerst das Stadthaupt (der Oberbürgermeister) von Moskau mit den Stadtverordneten, den Mitgliedern der städtischen Behörden und den Zünften mit ihren Abzeichen; sodann der Präsident und die Mitglieder des Moskauer Gouvernements-Landschaftsamtes; ferner der Landadel des Moskauer Gouvernements, der Gouvernements-Adelsmarschall an der Spitze; weiter der Gouverneur von Moskau mit den Verwaltungs- und Gerichtsbehörden des Gouvernements; endlich der Kommandant von Moskau mit den ihm untergebenen Stabs- und Oberoffizieren.

Bei der Kapelle der Mutter Gottes von Zwérsk steigen der Kaiser und die Großfürsten vom Pferde, die Kaiserin und die Prinzessinnen verlassen die Equipagen, werden am Eingange der Kapelle von einem hohen Geistlichen mit Kreuz und Weihwasser empfangen und bezeugen dem Muttergottesbilde ihre Verehrung.

Auf dem ganzen Wege, den der Zug passiert, bilden, wie erwähnt, die Truppen Spalier und aus den zahllosen Kirchen tritt die Geistlichkeit mit den Heiligenbildern und Kreuzen. Auf dem ganzen Wege kein einziges Haus, das nicht auf das reichste geschmückt wäre mit Fahnen, Flaggen, goldbefranzten Teppichen, Guirlanden, Büsten und Bildern.

Im Kreml angelangt, begiebt sich der Kaiser mit den Seinigen geradenwegs in die Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt, wo er von hohen Geistlichen empfangen und ein Dankgottesdienst zelebriert wird. Sobald der Zar die Kirche betritt, werden 85 Salutschüsse abgefeuert. Auch in der zweiten und dritten Kathedrale des Kreml verrichten der Kaiser und seine Familie ihre Andacht, worauf sie endlich erst den Palast betreten. In diesem Augenblick werden 101 Kanonenschüsse gelöst, von allen Kirchen Moskaus beginnt das feierliche Glockengeläute, das den ganzen Tag über fort dauert und Abends strahlt die Stadt, mit Ausnahme des Kreml, der sich in Stille und Dunkelheit hüllt, in feenhafter glänzendster Beleuchtung.

Die feierliche Verkündigung des Tages der Krönung bildet den zweiten Akt der Festlichkeiten. Dieselbe geschieht nach altem Herkommen an drei Tagen hintereinander, von einer Deputation, die wie folgt zusammengesetzt ist: Zwei Abteilungen Panzerreiter (Chevalier-Garde und Garde zu Pferde), mit Paukenschlägern und Trompeterchor, bilden die Eskorte, welche von drei Generaladjutanten kommandiert wird. Zwei Oberceremonienmeister und vier Ceremonienmeister mit goldenen Stäben führen die mit der Proklamation betrauten beiden Sekretäre des dirigierenden Senats, welche von Krönungsherolden begleitet sind. Bei jeder Militärabteilung befinden sich noch zwei besondere Hornisten mit Heroldstrompeten. Alle genannten Personen mit Ausnahme der Herolde und der Militärs tragen über der rechten Schulter goldverbrämte seidene Schärpen in den drei Reichsfarben. Die Sekretäre des Senats sind selbstverständlich in Galauniform, die Herolde tragen ein altertümliches, pittoreskes,

sehr reiches Kostüm (Fig. 3). Der Glanz dieses Aufzuges wird noch in eigentümlicher Weise durch zwölf Handpferde vermehrt, welche von reich gallonierten Marstallbedienten geführt werden. Diese Pferde, sämtlich von tadelloser Weiße, sind mit großen Decken von Goldbrokat geschmückt, auf deren beiden Seiten das Reichswappen angebracht ist; auf den Köpfen nicken stattliche Büsche von weißen Straußfedern. Nachdem sich diese Proklamations-Deputation Morgens um 9 Uhr im Kreml versammelt hat, begibt sie sich zunächst auf den Senatsplatz und nimmt dort eine wolgeordnete Aufstellung. Ein Wink des kommandierenden Generals — die Herolde erheben ihre goldenen Stäbe, die Heroldstrompeten lassen eine helle schmetternde Fanfare erschallen, das Militär macht Honneurs, jedermann sonst entblößt das Haupt und einer der Senatssekretäre verliest mit lauter Stimme vom Pferde herab die folgende Proklamation:

„Der Allerdurchlauchtigste, Allererhabenste Große Herr und Kaiser (folgt der Name) hat den von Seinen Ahnen ererbten



Kronungs-Herold.

Thron des russischen Reichs und des untrennbar mit diesem verbundenen Zartums Polen und Großfürstentums Finland bestiegen und hat, dem Beispiel der sehr gottesfürchtigen Herrscher Seiner Ahnen, folgend, zu befehlen geruht: die allerheiligste Krönung Seiner Kaiserlichen Majestät und die heilige Salbung wird unter Gottes Beistand am (folgt das Datum) stattfinden, an welcher heiligen Handlung Seine Gemahlin, die große Kaiserin (folgt der Name) teilnehmen wird. Von dieser Feier wird allen getreuen Unterthanen hiermit Kunde gegeben, damit sie an dem bezeichneten Tage inbrünstige Gebete zum König aller Könige emporsenden, daß derselbe in Seiner reichen Gnade die Regierung Seiner Majestät segnen und Frieden und Ruhe festigen möge zu Seinem heiligen Ruhme und zum unwandelbaren Heil und Gedeihen des Reichs.“

Nun verteilen die Herolde gedruckte Exemplare der Proclamation an das Volk, während die Regimentsmusik die Nationalhymne spielt. Der Aufzug verläßt unter klingendem Spiel den Kreml, das Schauspiel wiederholt sich nochmals auf dem roten Platz, wo sich das ganze Cortège in zwei Hälften teilt, welche die Stadt durchziehen und die Verkündigung auf verschiedenen Plätzen derselben wiederholen. Das geschieht, wie erwähnt, an drei Tagen und zwar an jedem Tage auf anderen Plätzen der Stadt Moskau.

Am Tage vor der Krönung und Salbung des Kaiserpaars ertönen um 4 Uhr Nachmittags die ersten Glockenschläge von der großen Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale des Kreml, welchen sämtliche Glocken der unzähligen Kirchen in der alten Zarenstadt antworten. Es ist das Zeichen, welches die rechtgläubigen Bewohner Moskaus zum Gebet für den Zaren in die Kirche ruft. Die Tempel füllen sich, vor allen die Kathedralen des Kreml. In der Himmelfahrtskirche hat der Gottesdienst einen besonders feierlichen Charakter, da demselben die gesammte hohe Geistlichkeit beiwohnt, die zur Krönung nach der Hauptstadt geeilt ist. Um 6 Uhr abermaliges Signal von der Himmel-

fahrtskathedrale, welchem das Glockengeläute sämtlicher Kirchen der Zarenstadt antwortet und es beginnt der Bespergottesdienst, welchem die Majestäten in der Erlöserkirche bewohnen und damit zugleich ihre Vorbereitung für das heilige Abendmahl abschließen.

Am Krönungstage um 7 Uhr Morgens begiebt sich die gesammte hohe Geistlichkeit Russlands in die Himmelfahrtskirche des Kreml, wo der hohe Akt stattfindet, um dort im Gebet langes Leben für den Kaiser zu ersuchen. Kundgethan wird diese religiöse Handlung den Einwohnern der Stadt durch die große Glocke des Swán Weliki und 21 Kanonenschüsse. Die Personen, welche der Krönung zu assistieren haben, ohne an der Prozession teilzunehmen, beginnen sich in der Kathedrale zu versammeln. Nach stattgefundenem Gebet liest die Geistlichkeit die liturgischen „Horen“, welche gegen 9 Uhr beendigt sind.

Nun begeben sich sämmtliche Prälaten durch die südliche Pforte des Tempels auf den Vorhof, um dort den Großfürst Thronfolger, den Kaiser und die Kaiserin zu empfangen. Beim Anblick der höchsten Geistlichen des Landes bekreuzigt sich voll Andacht die auf der Esplanade des Palastes versammelte Volksmenge und tiefes Schweigen herrscht im ganzen Umkreis der Kathedrale.

Jetzt durchschreitet der Oberst-Ceremonienmeister der Krönung mit seinem goldenen Stabe den Raum, welcher Kirche und Palast trennt, um dem Minister des kaiserlichen Hofes zu melden, daß die „Horen“ beendigt sind. Der Minister bringt die Kunde dem Thronfolger und dieser giebt das Zeichen zum Aufbruch in den Tempel. Die Prozession steigt die „rote Treppe“ herab. Sie wird eröffnet von Ceremonienmeistern mit den Stäben, dann folgen die Kammerjunker, Kammerherren, zweiten und ersten Hofchargen und die Kavaliere der fremden Höfe. Sowie dieses bunte Gewühl blickender Uniformen den Fuß der Treppe erreicht hat, präsentieren die Truppen, die Trommeln wirbeln und ein begeistertes donnerndes Hurrah der Volksmenge begrüßt den

Zesjaréwitsch. Ihm folgen die Mitglieder der kaiserlichen Familie und die fremden Fürstlichkeiten in der Weise, daß je einer der durchlauchtigen Herren eine der hohen Damen führt. Den Schluß bilden die Hofdamen der russischen und fremden Herrscherfamilien. Unter dröhnendem Zuruf der Menge begiebt sich der Thronfolger mit seinem glänzenden Cortége über den Schloßplatz zum Vorhof der Kathedrale, wird von der Geistlichkeit mit Kreuz und Weihwasser gesegnet und tritt in das Innere der Kirche.

Inzwischen finden auf der Esplanade die Vorbereitungen für den zweiten, feierlichsten der Aufzüge statt. 32 Oberoffiziere tragen aus der Rüstkammer des Schlosses (Granowitaja Paláta) bis zum Fuße der roten Treppe einen prachtvollen, goldschimmernden Baldachin, geschmückt mit Reichsadlern, Straußfederbüschen und der kaiserlichen Krone. 32 Generaladjutanten nehmen ihn dort in Empfang. Ein hoher geistlicher Würden-träger, in der Regel der Beichtvater der russischen Majestäten, begleitet von zwei Diakonen, welche das Weihwasser in goldenen Becken tragen, steigt vom Vorhof der Kathedrale herab und besprengt den ganzen Weg, den die Prozession zu nehmen hat, mit Weihwasser.

Der Oberst-Krönungsmarschall meldet den Majestäten, daß alles zum Zuge bereit sei. Kaiser und Kaiserin verlassen ihre Privatgemächer und begeben sich in den St. Andreas- (Thron-) Saal (Fig. 4), wo sie auf den Thronesseln Platz nehmen. Der Kaiser trägt Generals-Uniform mit der gewöhnlichen Kette des St. Andreas-Ordens (der höchsten aller russischen Dekorationen), die Kaiserin eine Robe von Silberbrokat. Im Saale werden die Majestäten erwartet von den Mitgliedern des Reichsraths, den Staatssekretären und den Adelsmarschällen. Elite-Truppen bilden in allen zu passierenden Sälen Spalier. Im Alexander-Saal befinden sich die Sendboten des Adels, die Stadthäupter, die Vertreter verschiedener Institutionen, die Moskauer Damen der ersten drei Rangklassen, im St. Georgs-Saal die Offiziere aller Grade, welche nicht anderweitig zu fungieren haben, im

Fig. 4



Der St. Andreas= oder Thron=Saal im Kreml zu Moskau.

St. Wladimir=Saale Abteilungen der Moskauer Militär=Bildungs=
Anstalten.

Jetzt giebt der Zar das lang ersehnte Zeichen. Trompeten=

fanfaren und Paukenwirbel ertönen auf den Terrassen vor dem Andreaszaal (am Ufer der Moskwa) und gegenüber der Kathedrale zur Verkündigung, auf der Seite der roten Treppe, in welcher Richtung sich der Krönungszug in Bewegung setzt. Eine Abteilung Chevalier-Garde in Gala eröffnet denselben, ihr folgen 24 Pagen und 24 Kammerpagen in reich mit Gold besetzten Uniformen. Zwei Ceremonienmeister mit den Stäben bilden die Spitze einer endlosen Reihe von Vertretern der Bauerngemeinden, der Städte und der Landschaftsämter (Sémstwo) des Reichs.

Die dritte Abteilung der Prozession wird von den Vertretern aller Institutionen, sowol der staatlichen wie der städtischen und körperschaftlichen, der alten Zarenstadt Moskau gebildet. Nun folgen die Beamten des Hofministeriums, die Abgeordneten sämmtlicher Kosakenheere, die Adelsmarschälle aller russischen Provinzen, der General-Prokurator des 1. Departements des dirigierenden Senats, die Ehrevormunde, die Senatoren, die in Moskau anwesenden Generalgouverneure, der Prokurator des heiligen Synod, die Staatssekretäre, die Chefs selbständiger Verwaltungszweige, die Minister und die Mitglieder des Reichsraths.

Mit fieberhafter Aufmerksamkeit folgen die vielen Zehntausende des schauenden Volkes der langsamen Bewegung dieses endlosen Zuges, der sich von der roten Treppe zur Kathedrale begiebt, in welche nur die Chefs der einzelnen Gruppen eintreten, während alle übrigen in der Umgebung der Kirche die Rückkehr der Prozession abwarten.

Nun erscheinen zwei Krönungs-Ceremonienmeister und der Oberst-Ceremonienmeister der heiligen Handlung mit ihren Stäben. Die Truppen präsentieren unter Trommelwirbel und Glockenklang — es gilt den kaiserlichen Insignien, die von den ersten Würdenträgern des Reichs getragen werden. Zwei Herolde in ihrer malerischen Tracht und ein Unteroffizier der Palast-Garde mit der Fahne schreiten ihnen voran. Zur Seite eines jeden Trägers befinden sich zwei Assistenten von hohem Range. Die Zeichen

Fig. 5.



Kaiserliche Insignien des russischen Reichs.

der kaiserlichen Würde folgen einander in folgender Ordnung: Die große Krone des Zaren; die kleine Krone der Zarin, das Scepter, der Reichsapfel, der Purpurmantel des Kaisers, der Purpurmantel der Kaiserin, das Reichsschwert, das Reichssiegel, das Reichsbanner, die Kette des St. Andreas=Ordens der Kaiserin*). Zu beiden Seiten der Insignien gehen die Flügeladjutanten, die Generalmajors der Suite und die Generaladjutanten des Kaisers. Wenn die Zeichen der kaiserlichen Würde der Pforte des Tempels nahe sind, begiebt sich die gesammte Geistlichkeit auf den Vorhof und die beiden vornehmsten Metropolitnen des Reichs empfangen dieselben mit Weihrauch und Weihwasser.

Die Spannung der Zuschauer hat jetzt ihren höchsten Gipfel erreicht, aller Augen sind wie von magnetischer Gewalt an die rothe Treppe gefesselt. Nun tönt ein erderschütterndes Hurrah aus hunderttausenden von Kehlen, und widerhallt in der zahllosen Menge, welche sich Kopf an Kopf auf allen Plätzen des Kreml und den benachbarten Quais drängt. Sämmtliche Militär=Musikkorps, auf der Esplanade des Kreml vereinigt, intonieren die schöne, melodische Nationalhymne — der Zar steigt die rothe Treppe herab. Eine Abtheilung Chevalier=Garde schreitet voran, dann folgen Hof=Marshallen verschiedener Grade, zuletzt der Oberst=Krönungs=Marshall. Dem Kaiser assistieren zwei Großfürsten, seine Brüder, hinter ihm gehen der Minister des Hofes, der Kriegsminister, der Kommandant des kaiserlichen Hauptquartiers, der General=Adjutant, der Generalmajor der Suite und der Flügeladjutant du jour, sowie der Kommandeur des Chevalier=Garderegiments, der letztere mit gezogenem Schwert.

Neuer, wiederholter enthusiastischer Jubel begrüßt die Erscheinung der Kaiserin. Auch sie wird von zwei fürstlichen Assistenten begleitet. Staatsdamen und Hoffräulein folgen.

*) Unsere Zeichnung (Fig. 5) enthält nicht die sämmtlichen Insignien. Die Purpurmäntel, wie das Reichssiegel sind, als zur Darstellung wenig geeignet, weggeblieben, dagegen ist das Reichsschild, welches bei der Krönungs=ceremonie nicht mehr in Anwendung kommt, mit den übrigen abgebildet.

Am Fuße der rothen Treppe angelangt, begeben sich die Majestäten unter den Baldachin, der von sechzehn Generaladjutanten getragen wird, sechzehn andere Generaladjutanten halten die Schnüre desselben. Hinter dem Baldachin gehen die Generaladjutanten vom Range eines Generals der Infanterie, Kavallerie oder Artillerie, eine Abteilung Chevalier-Garde folgt. Den Zug schließen die Vertreter des russischen Adels, des Handelsstandes von Moskau und eine neue Abteilung Chevalier-Garde.

Kaiser und Kaiserin nähern sich, von dem Baldachin überdacht, unter tausendfachem Jubel der Menge und lebhaftem Geläute aller Kirchenglocken Moskaus der Kathedrale. Die Generaladjutanten, welche den Baldachin tragen, bleiben vor den Stufen zum Vorhof stehen und die Majestäten schreiten zum Südportal des Tempels. Der Zuruf der Volksmenge, die Musik, das Glockengeläute brechen plötzlich ab und feierliches Schweigen herrscht ringsum.

Beim Eintritt in den Tempel werden Zar und Zarin von einem der Metropolitnen in kurzer, kerniger Rede begrüßt, ein anderer reicht ihnen das Kreuz zum Kuß, ein dritter das Weihwasser. Die Majestäten und ihre Assistenten schreiten bis zu der Bilderwand (Ikonoστάς), welche das Allerheiligste vom Schiff der Kirche trennt, verbeugen sich vor den mittleren, königlichen*) Pforten jener Wand dreimal und küssen die dort befindlichen Bilder des Erlösers und der heiligen Jungfrau. Nun schreiten sie die Stufen hinauf, welche zur Estrade führen, auf der sich die Thronessel befinden.

Diese Estrade ist im Centrum der imposanten Kathedrale zwischen den vier gewaltigen Pfeilern, welche die Kuppel tragen, errichtet. Eine mit rothem Tuch beschlagene Treppe von 12 Stufen

*) Königliche (βασιλικαί) heißen dieselben, weil nach Chrysoſtomus mit ihnen das Himmelreich sich öffnet. Die Übersetzung „kaiserlich“ ist falsch. Niemand außer den Liturgen darf diese mittlere Thür des Ikonoστάς durchschreiten. Übrigens vergleiche man den Abschnitt über die Einrichtung der russischen Kirchen und den Gottesdienst in denselben.

führt, gegenüber dem Allerheiligsten, zu derselben hinauf. Zwischen den beiden hinteren Pfeilern erhebt sich eine mit scharlachrothem Sammet drapierte Bühne, auf welcher die Thronfessel des Zaren Michail Fédorowitsch und Alexei Michailowitsch aufgestellt sind. Über denselben wölbt sich ein glänzender Baldachin von Scharlachsammet mit Gold gestickt, der an einer Kette befestigt ist, die von der Decke der Kirche herabhängt. Links von den beiden Thronen befindet sich auf der Estrade eine lange Tafel, mit reicher Decke von Goldbrokat, zur Aufnahme der Insignien. Die ganze Estrade ist von einem vergoldeten Pfeilergeländer umgeben. Die Kirche bietet in ihrem Schmuck einen großartigen Anblick dar. Bis zur Höhe der Pforten sind die Mauern mit rothem Tuch bekleidet, ebenso der Fußboden. Zwischen den beiden Pfeilern der rechten Seite steht die Tribüne für die kaiserliche Familie und die fremden Fürstlichkeiten, zwischen den Pfeilern der linken die Tribüne für die Generaladjutanten. Im Raume des Schiffes sind noch mehrere Tribünen angebracht für die Personen, welche der Krönung anwohnen, unter anderen auch eine für die christlichen Geistlichen nichtgriechischer Bekenntnisse*).

Inzwischen hat sich die Geistlichkeit in doppeltem Spalier von der Estrade bis zur mittleren Thür des Allerheiligsten aufgestellt und die Reichsinsignien werden auf der erwähnten Tafel von ihren Trägern niedergelegt. Kaiser und Kaiserin sind die Estrade hinangestiegen und haben sich auf den Thronen niedergelassen, ihre Assistenten stehen zur Seite. Alles, was zur Krönung gehört, hat sich dem Range und der Funktion gemäß auf den Stufen der Estrade, auf den Tribünen und im Schiff der Kirche nach fester Ordnung aufgestellt. Die feierliche Handlung der Krönung beginnt.

*) Für die Zeitungs-Korrespondenten war bei der letzten Krönung trefflich gesorgt. Auf der Senatoren-Tribüne befanden sich 12 Plätze für dieselben, von denen 7 von russischen, die übrigen von ausländischen Berichterstatlern eingenommen wurden.

Der Metropolit von Nowgorod und St. Petersburg ersteigt die Stufen der Estrade und fordert den Kaiser mit kurzer Anrede auf, nach dem alten Brauch christlicher Monarchen vor allen seinen treuen Unterthanen den heiligen Glauben der orthodoxen Kirche zu bekennen. Er hält dem Zar ein offenes Buch hin und derselbe liest mit lauter vernehmbarer Stimme den Text des Glaubensbekenntnisses, indem er sich bei den Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes dreimal bekreuzigt. Der Metropolit bittet sodann für den Kaiser um die Gnade des heiligen Geistes und verläßt die Estrade. Es folgt die Recitation einer Reihe von Gebeten, Gesängen und Bibelstellen, die sich auf das Herrscheramt beziehen, worauf sich zwei Metropoliten auf die Estrade begeben. Der Kaiser nimmt die gewöhnliche Kette des St. Andreas-Ordens ab und befiehlt, ihn mit dem kaiserlichen Purpurmantel und der zugehöriger Brillantkette des genannten Ordens zu bekleiden. Es geschieht durch die beiden Metropoliten unter Beihülfe der kaiserlichen Assistenten. Mit dem Purpur angethan beugt der Kaiser das Haupt und unter Handauslegung spricht einer der Metropoliten Gebete für den Zar und seine Regierung. Nun gebietet der Kaiser, ihm die Krone zu bringen. Der Metropolit nimmt dieselbe entgegen und reicht sie dem Monarchen, der aufrecht vor dem Throne stehend dieselbe mit beiden Händen ergreift und sich aufs Haupt setzt, während der Geistliche ebenso wie bei der Bekleidung mit dem Purpur spricht: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Nachdem der ehrwürdige Priester aus einem ihm vorgehaltenen Buche eine kurze Anrede gelesen, verlangt der Kaiser nach Scepter und Reichsapfel, die ihm in der früheren Weise vom Metropolit überreicht werden, worauf abermals eine Ansprache des Geistlichen erfolgt.

Der Kaiser, bekleidet mit allen Zeichen seiner hohen Würde, nimmt jetzt auf kurze Zeit seinen Platz auf dem Thronessel ein, legt aber bald wieder Scepter und Reichsapfel nieder und ruft die Kaiserin zu sich. Die hohe Frau naht und kniet auf reichem

Rissen vor dem Gemahl nieder. Der Zar nimmt die Krone vom Haupte und berührt mit derselben die Stirn der Gattin, dann bringt man ihm die kleine Krone, die er der Kaiserin aufs Haupt setzt, sowie den Purpur und die Brillantkette des St. Andreas-Ordens, mit denen er die Zarin unter Beistand ihrer Assistenten und dazu designierter Staatsdamen schmückt. Nun erhebt sich die Kaiserin und nähert sich dem Kaiser, der seine Gemalin küßt. *)

Nachdem die Majestäten wieder auf den Thronen Platz genommen, ergreift der Kaiser von Neuem Scepter und Reichsapfel, ein Protodiakonus verkündet den vollständigen Titel des Monarchen und fleht zum Himmel um langes Leben für Kaiser und Kaiserin, worauf die Kirchsänger des kaiserlichen Hofes, welche sich in ihrem glänzenden Festkostüm in der Nähe der Geistlichen befinden, dreimal die Worte „langes Leben“ intonieren. 101 Kanonenschüsse und das Geläute aller Kirchenglocken der alten Kapitale verkünden in diesem Augenblick, daß die Ceremonie der Krönung beendigt ist.

Eine ungeheure Bewegung macht sich auf allen Plätzen des Kreml bemerklich. Die zahllose Menge, welche dieselben bedeckt und bis dahin das tiefste Schweigen beobachtete, bricht in begeisterten Jubel aus. Fünf Minuten später herrscht wieder feierliche Stille.

Indessen haben die Geistlichkeit und die Laien beider Geschlechter, ohne ihre Plätze zu verlassen, die Majestäten durch eine dreimalige tiefe Verneigung beglückwünscht; die kaiserliche Familie aber und die fremden Fürsten begeben sich zur Thron-Estrade und bringen dem Herrscherpaare ihre Glückwünsche persönlich dar.

Nachdem alle ihre Plätze wieder eingenommen, die Kanonensalven und das Glockengeläute ausgeklungen, erhebt sich der Kaiser vom Throne, legt Scepter und Reichsapfel ab, beugt die

*) Unser Titelbild stellt den gegenwärtig regierenden Kaiser Alexander III. und seine erlauchte Gemalin im Ornat des geschilderten Momentes dar.

Kniee und aus dem vom Metropolitcn ihm vorgehaltenen Buche spricht er mit lauter klarer Stimme das Gebet um den Beistand des Allmächtigen bei der hohen Aufgabe, die ihm geworden. Jetzt erhebt er sich und bleibt vor dem Throne stehen. Nun kniet der Metropolit von Nowgorod nieder und seinem Beispiel folgen — mit Ausnahme des Zaren — alle in der Kirche und ihrer Umgebung Versammelten. Der Geistliche spricht im Namen des Volkes ein Gebet für den gekrönten Monarchen, an den er weiterhin noch eine Ansprache richtet.

Nun stimmen die Sängcr das Ledeum an, Glockengeläute ertönt von Neuem und der liturgische Gottesdienst beginnt. Der Kaiser nimmt die Krone vom Haupt, welche auf der bezeichneten Tafel niedergelegt wird. Nach Verlesung der Evangelien reichen zwei Erzbischöfe die heilige Schrift dem Herrscherpaar zum Kuß. Beim Beginn des Gesangs, welcher dem heil. Abendmahl vor- auszugehen pflegt, breitet der Gouverneur von Moskau mit seinen Gehülfen vom Thron bis zu den königlichen Pforten des Allerheiligsten einen langen Teppich von himbeerfarbenem Sammet mit Gold besetzt aus. Von der Pforte des Allerheiligsten bis zum Altar wird dieser Teppich mit einem zweiten von Goldbrokat bedeckt, dessen Enden im Allerheiligsten von Protodiakonen niedergelegt werden.

Sobald die fungierende Geistlichkeit selbst das Abendmahl genommen hat, öffnen sich die königlichen Pforten des Allerheiligsten und zwei Erzbischöfe, begleitet von Protodiakonen treten aus denselben. Der eine von ihnen meldet dem Zar, daß der Augenblick der Salbung gekommen ist. Der Kaiser übergiebt sein Schwert den Assistenten und schreitet im Purpurmantel zur Pforte des Allerheiligsten; die Kaiserin folgt ihm. Es bildet sich eine neue Prozession von den Stufen des Thrones bis zum Konostás. Boran schreitet der Oberst-Ceremonienmeister mit zwei Ceremonienmeistern; es folgt der Oberhofmarschall mit einem Hofmarschall, sodann der Oberst-Krönungsmarschall mit drei Würdenträgern, welche Krone, Scepter und Reichsapfel

tragen. Unmittelbar hinter ihnen der Kaiser mit seinen Assistenten und zwei Offizieren der Chevalier-Garde. Die nächsten nach dem Zaren sind der Kommandant der Chevalier-Garde mit gezogenem Schwert, die Minister des Hofes und des Krieges, der Kommandant des kaiserlichen Hauptquartiers und der dienstthuende Generaladjutant. Der Kaiserin folgen ihre fürstlichen Assistenten. Die Schleppen der Purpurmäntel werden von Großwürdenträgern des Hofes und Kammerherren getragen.

Der Zar bleibt vor der königlichen Pforte auf dem Brokateppich stehen, die Kaiserin vor dem Ambon. *) Das Gefolge der Majestäten bildet einen Halbkreis hinter denselben. Der Metropolit von Nowgorod ergreift das Prachtgefäß mit dem Salböl, taucht den kostbaren Zweig hinein und salbt den Kaiser an Stirn, Nase, Lippen, Ohren, an der Brust und den Händen, indem er die Worte spricht: „Das ist das Siegel gegeben vom heiligen Geist.“ Ein zweiter Metropolit trocknet die gesalbten Stellen. (Fig. 6.)

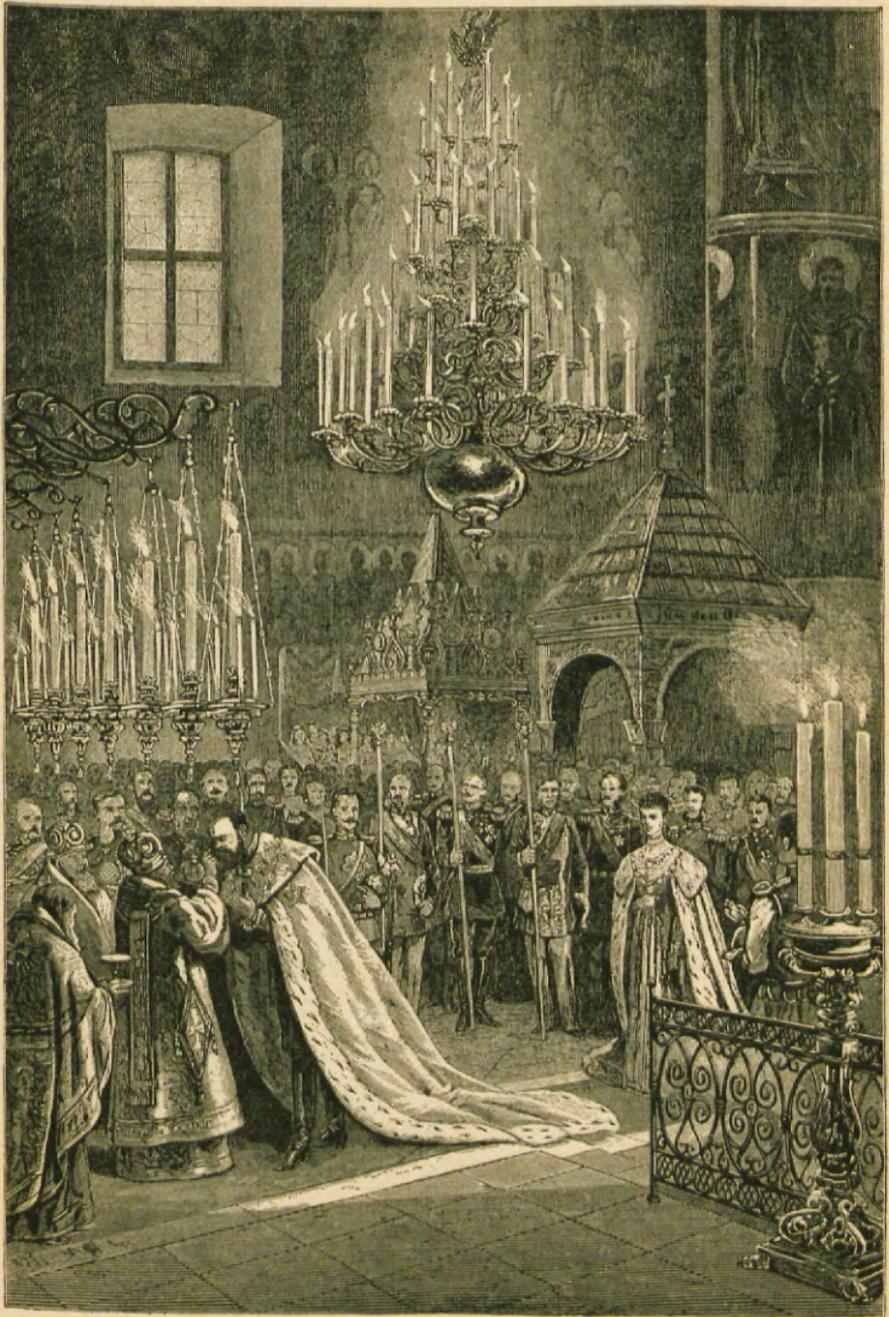
Durch Glockengeläut und 101 Kanonenschüsse wird dieser feierliche Moment dem Volke verkündet, das mit lautem Jubel antwortet. Der Kaiser tritt jetzt zur Seite, zum Bilde des Erlösers, und die Kaiserin begiebt sich auf den Brokat-Teppich vor der königlichen Pforte, wo sie, jedoch nur auf der Stirn, gesalbt wird und zur linken Seite vor das Bild der Gottesmutter tritt.

Nun führt der Metropolit von Nowgorod den Zar in das Allerheiligste, der Saum des Purpurmantels wird jetzt von Priestern gehalten. Am Altar angelangt nimmt der Kaiser das Abendmahl als Herrscher Russlands wie die Geistlichkeit, d. h. in beiderlei Gestalt, zuerst das Brod und dann den Wein.

Aus dem Heiligtum zurückgekehrt, tritt der Monarch auf seinen früheren Platz vor dem Bilde des Erlösers, die Kaiserin

*) Erhöhter Platz auf dem Altros (Chor) zwischen dem Schiff der Kirche und dem Allerheiligsten.

Fig. 6.



Die Salbung des Kaisers.

nähert sich der königlichen Pforte und empfängt die Kommunion in gewöhnlicher Weise, wie die Laien, aus den Händen des Metropolit von Nowgorod. *) Jetzt kehren die Majestäten zur Thron-Estrade zurück und der ganze Zug begiebt sich wieder auf die Stufen derselben, wie er sie verlassen hatte. Dankgebete und Gesang folgen. Nachdem Zar und Zarin das Kreuz geküßt setzt sich ersterer die Krone wieder auf und nimmt Scepter und Reichsapfel. Alle Anwesenden, Geistliche und Laien, grüßen mit dreifacher Verbeugung.

Der Großfürst-Thronfolger und alle übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie verlassen jetzt in derselben Ordnung und mit derselben Begleitung die Kathedrale, wie sie dieselbe betreten, und kehren in den Palaß zurück.

Kaiser und Kaiserin verlassen in vollem Krönungsschmuck gleichfalls die Kirche in der früheren Prozession und begeben sich unter Glockengeläute, 101 Kanonenschüssen, Trommelwirbel, Trompetenklang und dem dröhnenden Hurrah der Volksmenge, die den gekrönten Kaiser begrüßt, in die Kathedrale des Erzengels Michael, wo sie den Gräbern der Vorfahren und den Heiligen ihre Ehrfurcht beweisen und von dort in die Kathedrale zu Mariä Verkündigung, wo gleichfalls eine kurze Andacht stattfindet.

Nun bewegt sich der Zug, die Majestäten unter dem Baldachin, zur roten Treppe, an deren Fuß der Metropolit von Nowgorod das Kaiserpaar mit dem Kreuze segnet und dann in die Himmelfahrtskathedrale zurückkehrt. Auf dem ersten Treppenabsatz verlassen Kaiser und Kaiserin den Baldachin, auf dem obern Podest bleiben sie stehen und grüßen nach altem Herkommen dreimal das versammelte Volk, dessen begeisterter Jubel in diesem Augenblick eine geradezu unbeschreibliche Höhe erreicht.

*) Frauen ist das Betreten des Allerheiligsten nicht gestattet. Die Laien empfangen beim Abendmahl nur das geweihte Brod, welches in den Wein getaucht ist.

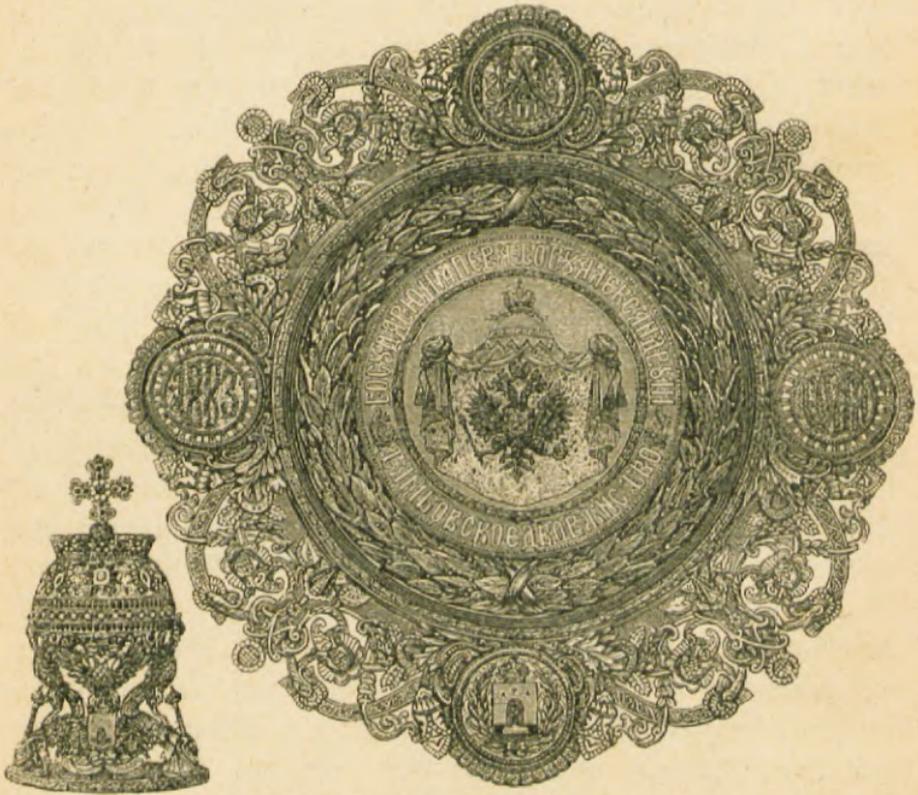
Im St. Andreas-Saal angelangt übergiebt der Zar Scepter und Reichsapfel den Trägern dieser Insignien und die Majestäten begeben sich, mit Krone und Purpurmantel bekleidet, in die inneren Gemächer, um das Banket in der Küsttkammer zu erwarten.

Den Abschluß der Krönung bildet das genannte öffentliche Mahl, welches Kaiser und Kaiserin in dem mächtigen Saal einnehmen, welcher die Küsttkammer oder Granowitaja Paláta genannt wird. Selbstverständlich ist dieses öffentliche Banket der Majestäten eine Ceremonie wie alle vorhergehenden. Sie sitzen dabei unter dem Thronhimmel im Purpurmantel mit der St. Andreaskette, umgeben von ihren Assistenten und bedient von den höchsten Würdenträgern des Hofes. Als Zuschauer sind die gesammte hohe Geistlichkeit aller christlichen Bekenntnisse, sowie die Personen der ersten beiden Rangklassen gegenwärtig. Vor dem Beginn des Mahles hält der Metropolit von Nowgorod das Gebet. Instrumental-Musik und Gesang wechseln während des Festes, bei welchem vier Toaste ausgebracht werden: auf den Kaiser (61 Kanonenschüsse), die Kaiserin (51 Kanonenschüsse), die kaiserliche Familie (31 Kanonenschüsse), die Geistlichkeit und alle getreuen Unterthanen (31 Kanonenschüsse). Nach beendigtem Mahl setzt der Kaiser wieder die Krone auf, nimmt Scepter und Reichsapfel und begiebt sich mit der Kaiserin unter dem Gesange des „Gloria“ in den St. Andreas-Saal, wo die kaiserlichen Insignien abgelegt werden. Die Majestäten ziehen sich nun in ihre Privatgemächer zurück und die Feier der Krönung und Salbung hat ihr Ende erreicht.

Zu diesem großen Staatsakt werden dem Kaiser von zahllosen Deputationen die kostbarsten Geschenke dargebracht, meist in der Form von Salz und Brod, das nach alter russischer Sitte jedem überreicht wird, mit dem im Leben irgend eine als günstig angesehene Veränderung vorgeht, wie Heirat, Wechsel der Wohnung, neues Amt, Übersiedelung und dgl. Das dem Kaiser zur Krönung dargebrachte Salz und Brod pflegt in

goldenen oder silbernen Salzfüßern und Brodschüsseln überreicht zu werden, welche vorzügliche Kunstwerke sind, das herrlichste, das die berühmte russische Goldschmiedekunst hervorzubringen vermag. Viele hunderte solcher Salzfüßer und Schüsseln sammeln

Fig. 7.



Brodschüssel und Salzfaß dargebracht vom russischen Adel.

sich bei jeder Krönung und werden sorgfältig im Winterpalais zu St. Petersburg aufbewahrt. Unsere Abbildung giebt die goldene Brodschüssel nebst Salzfaß, welche bei der Krönung Alexander III. vom Adel des Tamböwischen Gouvernements überreicht wurden.

Da ein beträchtlicher Teil der Reichsgeschäfte des Kaisers persönlicher Entschließung unterliegt, bedarf derselbe zur Erledigung derselben einer Anzahl von Behörden, welche zusammen die Eigene Kanzlei des Kaisers bilden. Sie besteht jetzt aus drei Abteilungen, von denen der dritten (früher vierten) die Verwaltung der zahlreichen Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten untersteht, welche von der kaiserlichen Familie gegründet wurden; der Geschäftskreis der zweiten ist das ungeheure Gebiet der Gesetzgebung; die erste hat alle übrigen Angelegenheiten vorzubereiten, über welche von der Person des Kaisers selbst verfügt wird. Auch das Staatssekretariat des Großfürstentums Finland wird der eigenen Kanzlei des Kaisers zugerechnet. Die im Jahre 1826 gegründete frühere dritte Abteilung existiert nicht mehr. Ihr Chef war Kommandeur der Gensdarmmerie und Direktor der geheimen (politischen) Polizei. Dabei hatte sie die Bestimmung, Mißbräuche der Beamten aufzudecken und dieselben zu bekämpfen, eine Aufgabe, die sie oft recht glücklich gelöst hat. Mächtigen Provinzial-Gewalthabern, die sich in der Ausübung ihrer Willkür sicher fühlten, trat nicht selten ein schlichter Gensdarmmerie-Offizier mit bestem Erfolge entgegen. Damit wurde aber die gesetzliche Ordnung in Verwaltung und Justiz über den Haufen geworfen, wie sich denn überhaupt in den Händen des Chefs dieser dritten Abteilung eine Machtfülle concentrirte, die im autokratischen Staate neben dem Kaiser ein Widerspruch war. Zur Aufhebung des Instituts mag denn auch noch mitgewirkt haben, daß Kaiser Alexander II. das Odium, welches überall auf der geheimen und politischen Polizei ruht, nicht gern auf seiner eigenen Kanzlei sehen mochte und so wurde im Jahre 1880 die damalige dritte Abteilung aufgelöst und die politische Polizei nebst der Gensdarmmerie dem Minister des Innern unterstellt.

Neben der Eigene n Kanzlei besteht noch eine Bittschriften-Kommission, deren Geschäftskreis durch ihren Namen umschrieben ist.

2. Die Reichs-Institutionen.

Die Regierung des russischen Reichs ist ihrem Grundprinzip nach ein Organismus, dessen Glieder nichts anderes sein können, als Ausstrahlungen der autokratischen Gewalt des Kaisers. Dieselbe verkörpert sich als Central-Regierung in den Reichs-Institutionen, von denen die Verwaltung der Landesteile in den Provinzial-Institutionen abhängt.

Zu den Reichs-Institutionen gehören der Reichsrath, das Minister-Komitée, der Dirigierende Senat, der Heilige Synod*) und die Ministerien. Reichsrath, Minister-Komitée und Senat repräsentieren sozusagen, die gesetzgebende, verwaltende und gerichtliche Gewalt des Kaisers.

a. Der Reichsrath wurde von Alexander I. im Jahre 1810 nach dem Vorbilde des damaligen napoleonischen Conseil d'état gegründet. Da in Russland an eine parlamentarische Verfassung nicht zu denken war, sollte die neue Behörde die Gewalt des autokratischen Zaren als gesetzgebender Körper ergänzen und vertreten, dabei aber zu gleicher Zeit die Ministerien und anderen oberen Verwaltungsbehörden überwachen. Beiden Aufgaben konnte dieser Staatskörper nicht entsprechen; ihn hinderte daran sowohl seine Zusammensetzung wie seine Geschäftsordnung. Was die erstere betrifft, so wurden die Mitglieder des Reichsraths aus den höchsten theils im Dienst stehenden, theils verabschiedeten Würdenträgern ernannt, von denen es gewöhnlich den ersteren an Zeit, den letzteren an Kraft gebrach, sich in genügender Weise den Angelegenheiten der Institution zu widmen. Heute ist der Reichsrath eine rein passiv beratende Behörde, welche das Budget prüft, alle Regierungsangelegenheiten — mit Ausnahme der auswärtigen — zu begutachten hat und außerdem eine gewisse Kontrolle der höheren Ver-

*) Das Wort wird im Russischen männlich gebraucht.

waltung ausübt. Im Reichsrath wird das Plenum von den drei Departements desselben unterschieden. Dieselben umfassen Gesetzgebung und Kodifikation, Civilangelegenheiten und Kultus, endlich den Staatshaushalt. Die eigentliche Geschäftsabteilung des Reichsraths ist die Reichskanzlei, mit dem Reichssekretär an der Spitze. Gegenwärtig besteht der Reichsrath aus den Großfürsten, den meisten höheren Reichs- und Hofbeamten, den gegenwärtigen und früheren Ministern und den bedeutenderen Ministergehilfen (Unterstaatssekretären). Alle sind auf Lebenszeit ernannt. Das militärische Element überwiegt. Ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen den Mitgliedern der Departements, welche als Fachmänner die laufenden Geschäfte erledigen und den Mitgliedern des Plenums, welches nur zusammentritt, wenn allgemeine Fragen von Wichtigkeit zu entscheiden sind.

Nach dem gewöhnlichen Geschäftsgange gehen alle in den einzelnen Ministerien ausgearbeiteten Regierungsakte, welche der Bestätigung des Kaisers bedürfen, zuerst in das Ministerkomité, werden dort verhandelt und gelangen dann in den Reichsrath, wo sie von Neuem berathen und mit einem Protokoll, welches die Anschauungen der Körperschaft darstellt, in die eigene Kanzlei des Kaisers gesandt werden, die sie dann dem Zaren zur Sanktion vorlegt. Ist letztere erfolgt, so nehmen die betreffenden Aktenstücke ihren Weg zum Senat, begleitet von einer kaiserlichen Kabinettsordre, welche befiehlt, ihnen Gesetzeskraft zu geben und sie demgemäß zu promulgieren oder an die Behörden, die es angeht, zu senden. So ist also die Wirksamkeit des Reichsraths eine berathende, die des Senats eine vollziehende. Übrigens enthalten die genannten Reichsrathsprotokolle neben den Majoritätsbeschlüssen auch die Minoritätsgutachten und es bleibt dem kaiserlichen Willen überlassen, welche von diesen er bestätigt. Es geschieht nicht allzu selten, daß der Kaiser die Ansicht der Reichsraths-Majorität verwirft und die der Minorität zum Gesetz erhebt.

b. Das Minister-Komité. Rußland hat seine Minister

und seine einzelnen Ministerien, aber kein Gesamt-Ministerium, kein Cabinet im politischen Sinne mit einem leitenden Ministerpräsidenten. Man würde deshalb irren, wenn man in dem Minister-Komitée etwas ähnliches vermuthete, wie einen west-europäischen Minister-Rath, welcher über die Grundfragen der inneren und äußeren Reichspolitik beräth und entscheidet. Zwischen den Chefs der verschiedenen Verwaltungszweige besteht weder Zusammenhang noch Solidarität und die Aufgabe des Minister-Komitées besteht nur darin, eine Anzahl von Regierungsvorlagen vorläufig zu berathen und für die Verhandlung im Reichsrath vorzubereiten. Übrigens ist dasselbe nicht allein aus den Ministern und den Chefs selbständiger Verwaltungen zusammengesetzt, es gehören zu ihm auch die Abteilungspräsidenten der eigenen Kanzlei des Kaisers, der Oberprokurator des Heiligen Synod, der Reichskontrolleur und die Vorsitzenden der drei Departements des Reichsraths. Der ständige Präsident des Minister-Komitées, der selbst nicht aktiver Minister ist, wird vom Kaiser unter den höchsten Würdenträgern ernannt, sein Amt bringt mehr Ehre als politische Bedeutung.

c. Der Dirigierende Senat wurde 1711 von Peter dem Großen an Stelle des ehemaligen Bojarenraths eingesetzt, erhielt durch Katharina II. eine neue Organisation und erlitt später verschiedene Umgestaltungen. Ursprünglich war diese Behörde mit sehr bedeutenden Rechten ausgestattet, während der Abwesenheit oder Minderjährigkeit des Monarchen mit der höchsten Gewalt betraut und sollte sämmtliche Zweige der Verwaltung kontrollieren. Gegenwärtig ist ihre Thätigkeit fast nur auf gerichtliche Funktionen beschränkt und der Senat ist kaum noch etwas anderes, als der oberste Kassationshof und der Verkündiger der Gesetze. Nominell besitzt er freilich noch ausgedehntere Befugnisse, wie z. B. das Recht, jeden Beamten, die höchsten nicht ausgenommen, sowie jeden Unterthan des Reichs vor sein Forum zu zitieren und abzuurtheilen. Gegen seinen Spruch giebt es keine gesetzliche Appellation, über demselben steht nur der

Gnadenakt des Kaisers. Jeder Unterthan hat das Recht, mit Umgehung aller übrigen Behörden, sich wegen Übelständen im Reiche klagen an den Senat zu wenden, der die Sache verfolgt. Ein Rest seiner Funktion als oberster Kontrolleur der Staatsmaschine hat sich erhalten, indem der Senat bisweilen im Auftrage des Monarchen einzelne seiner Mitglieder in bestimmte verdächtige Gouvernements zur Revision sendet. In solchen Fällen besitzen diese Senatoren eine ganz enorme Machtvollkommenheit. Sie revidieren alle Klassen, alle Bureaus, alle Institutionen der Regierung in den angewiesenen Landesteilen und haben das Recht, jeden Beamten ohne Ausnahme, selbst den höchsten, augenblicklich zu sistieren, zu entlassen, zu verhaften und den Gerichten zu übergeben. Es muß ihnen in den ganzen Regierungs- und Gemeinde-Verwaltungsapparat Einblick gegeben werden, sie nehmen alle Klagen der Bevölkerung entgegen und informieren sich aufs Genaueste über die Lage der letzteren. Nachdem sie nach jeder Richtung hin, so weit es im Augenblicke möglich, Ordnung gemacht, kehren sie nach St. Petersburg zurück und überreichen dem Kaiser ihren Bericht mit den Vorschlägen über nothwendige Reformen und Änderungen, die dann Anhaltspunkte für weitere Maßnahmen der Regierung bilden. In den letzten Jahren wurden vielfach dergleichen Senatorenrevisionen in den verschiedensten Theilen des Reichs unternommen. Sie haben unendlich viel Übelstände aufgedeckt und die besten Früchte getragen.

Der Senat zerfällt in eine größere Anzahl von Departements, die meisten mit juristischem Geschäftskreis, eins ist für die Landesvermessung bestimmt, eins wird durch das Heroldsamt gebildet. Jedes Departement hat seinen besonderen Oberprokurator, im Heroldsamt tritt an die Stelle des letzteren der Heroldsmeister. An der Spitze der gesammten Körperschaft steht der Justizminister als Generalprokurator des Senats. Die Zahl der Senatoren, welche vom Kaiser ernannt werden, ist unbegrenzt. Sie zerfallen in zwei Kategorien, von denen die eine nur den Sitzungen des Plenums beizuwohnen hat, die andere den Be-

stand der Departements bildet und die Geschäfte als Fachmänner versteht.

d. Der Heilige Synod. Eine der bedeutendsten Reformen Peter des Großen war es, daß er die nationale Kirche mit dem Staat verknüpfte und ihren Einfluß auf das Volk der Regierung dienstbar machte. Zu diesem Zwecke beseitigte er das Patriarchat, indem er nach dem Tode des Patriarchen Adrian (1700) dessen Stuhl unbesetzt ließ und, statt der persönlichen Spitze, die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten einem geistlichen Kollegium, dem „Heiligen Synod“, anvertraute (1721). Das Wesen der russischen Kirche und ihre hierarchische Ordnung blieb dabei unberührt. Der Heilige Synod existiert heute noch in derselben Weise, wie ihn sein Gründer organisiert hatte. Er ist die Zentralbehörde für alle Angelegenheiten der russischen Kirche und hat in geistlichen Dingen ungefähr dieselbe Stellung wie der Senat in weltlichen. Er führt die Aufsicht über den gesammten Klerus, präsentiert zu allen geistlichen Ämtern, wacht über die Reinheit der Lehre, sorgt für die Handhabung der kirchlichen Gesetze, überwacht die geistlichen Schulen u. dgl. m. Der Synod besteht aus den höchsten Würdenträgern der russischen Kirche; sein Präsident ist der jedesmalige Metropolit von St. Petersburg, Nowgorod und Finnland. Den Kaiser vertritt ein hoher Beamter, ein Laie, der Oberprokurator des Heiligen Synod. Nach einer Anweisung Peter des Großen soll derselbe „ein kühner Mann, womöglich ein Militär“ sein. Er legt dem Kollegium die zu berathenden Angelegenheiten vor, ohne seine Zustimmung ist kein Beschluß gültig und die Ausführung des Beschlossenen hat er einzuleiten.

e. Die Ministerien wurden von Alexander I. ziemlich gleichzeitig mit dem Reichsrath gegründet. Der aufgeklärte Monarch wollte seinem Lande Institutionen geben, welche den Einrichtungen der großen europäischen Staaten entsprächen. Auch bei der Organisation der Ministerien war Frankreich das Vorbild. Durch einen Ukas (Erlass) des Kaisers aus dem Jahre

1802 wurden sie an die Stelle der Kollegien Peter des Großen gesetzt, welchen letzteren das Prinzip der Kollegialverwaltung zu Grunde lag. Sämmtliche Ministerien zerfallen in Abteilungen, die bei den meisten die Bezeichnung „Departement“ führen und fast ganz unabhängig von einander sind. Jedem Minister steht ein Konseil, ein Rath des Ministeriums, zur Seite, für dessen Versammlungen übrigens keine bestimmten Termine anberaumt sind. Die Minister sind Generaladjutanten, wirkliche Geheime rätthe oder Staatssekretäre. Der letzte Titel bezeichnet sozusagen die Civil-Generaladjutanten des Kaisers. Er bleibt, auch wenn sein Träger das Amt aufgibt, das ihn mit sich brachte und hat insofern hohen Werth, als er den Zutritt zur Person des Kaisers einschließt. Gewöhnlich steht dem Minister ein Minister-Gehilfe (Товарищъ, eigentlich Gefährte, Genosse, Kamerad) zur Seite, der etwa dem westeuropäischen Unterstaatssekretär entspricht, die Geschäfte übernimmt, welche sein Chef ihm anvertraut und denselben während dessen Abwesenheit von der Haupt- und Residenzstadt vertritt.

Die russischen Minister haben in der Regel einen bis zwei Empfangstage wöchentlich, an denen jeder, welcher Gesellschafts-klasse er angehöre, mag er noch so armselig und schmutzig gekleidet sein, Zutritt zu dem Empfangszimmer des Staatswürden-trägers hat, um diesem seine Bitte oder Klage mündlich vorzutragen und schriftlich zu überreichen. Die Humanität und Gerechtigkeit dieser Einrichtung, die sich übrigens bei allen hochgestellten Beamten Russlands wiederholt, liegt so klar zu Tage, daß sie dem hochcivilisierten Westen dringend zur Nachahmung zu empfehlen wäre. An solchen öffentlichen Empfangstagen bietet der Audienz-saal namentlich des meist beschäftigten und meist überlaufenen Ministers des Innern, ein höchst pittoreskes Bild aus dem an Gegen-sätzen so unendlich reichen russischen Volksleben. Neben Bauern aus weitentlegenen Gouvernements in ihrer einfachen Tracht, mit dem Staub der langen Wanderung am riemengeknüpften Bundschuh, lehnt der mit Orden besäete hohe Staatsbeamte oder

der elegante Kammerherr in reicher, goldgestickter Uniform. Dann folgt der herabgekommene Sprößling eines weiland mächtigen Adelsgeschlechts in dürftigster, armseligster Kleidung. Er sucht ein Amt oder ein Staatsalmosen. Hier flirrt ein schmucker Kavallerie-Offizier ungeduldig spielend mit den Sporen, dort ruht in erhabener Würde der Pope in langem Talar mit tief herabhängendem Bart- und Haupthaar. Kaufleute, welche Unternehmungen bewilligt haben wollen, bei denen es sich um Millionen handelt, harren ruhig neben Gelehrten, Künstlern, kleinen Beamten. Der polnische Jude in schmutzigem schwarzen Kastran wartet auf seine Zeit neben dem braven, von dem Feinde zum Krüppel geschossenen Invaliden, dessen Brust kaum Platz genug bietet für die vielen Ehrenzeichen, welche die Geschichte seines bewegten Lebens erzählen. Hoch und niedrig, arm und reich umfaßt gleichzeitig der geschmackvoll ausgestattete weite, helle Raum. Ein gewisser Unterschied wird allerdings gemacht. Die Höheren, welche gewöhnlich Dinge mit dem Minister zu verhandeln haben, die sich nicht zur öffentlichen Besprechung eignen, werden einzeln in das Kabinet des Mächtigen geladen und erledigen dort ihre Geschäfte. Sind diese vertraulichen Unterredungen beendigt, so tritt der Minister in den großen Audienzsaal und nun herrscht dort Grabesstille. Von einem einzigen Beamten begleitet, geht der hohe Herr von Person zu Person. Eigenhändig nimmt er die Gesuche entgegen, liest sie und übergibt sie seinem Begleiter. Mit jedem spricht er, mit dem einfachsten und ärmsten, wie mit dem vornehmsten und reichsten, und zwar mit einer Freundlichkeit und Artigkeit, wie man sie — ich betone das ganz besonders — nur in St. Petersburg findet.

Die Ministerien der russischen Hauptstadt befinden sich sämmtlich in großen palastartigen Gebäuden mit reicher geschmackvoller innerer Ausstattung. Alle Räume imponieren durch ihren Umfang, ihre Höhe und Helligkeit und werden im Winter durch enorme Heizungsanordnungen erwärmt, die von dem Vorplatz

an im ganzen Gebäude eine gleichmäßige Temperatur verbreiten. Überall herrscht die größte Ordnung und Sauberkeit. Hat ein Ausländer Geschäfte in einem russischen Ministerium und versteht auch nicht ein Wort russisch, so mag er nur ganz unbesorgt ohne Dolmetsch die Räume der hohen Behörde betreten; er kann sicher sein, daß eine ganze Anzahl von Beamten die ihm geläufige Sprache sprechen und ihm mit der größten Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit alle nothwendigen Aufschlüsse geben werden.

Russland hat augenblicklich zehn Ministerien. Diese sind das Ministerium 1. des Hofes (kaiserlichen Hauses); 2. der auswärtigen Angelegenheiten; 3. des Innern; 4. der Finanzen; 5. der Justiz; 6. der Volksaufklärung (des öffentlichen Unterrichts); 7. der Verkehrsanstalten; 8. der Domänen (Staatsgüter); 9. des Kriegs und 10. der Marine.

Zum Ministerium des Hofes gehört neben den üblichen Geschäften dieses Ressorts die Verwaltung der Apanagen, das Ordenskapitel, die Akademie der Künste und die Eremitage (Museum für bildende Kunst). Übrigens ist der Hofstaat des russischen Kaisers ein so zahlreicher, daß dessen Verwaltung allein Arbeit zur Genüge bringt. So bestehen an dem Hofe die bekannten sieben Erzämter als erste Hofchargen; jeder Träger eines solchen hat seinen Stab und alle sieben zusammen zählen nur an Hofbeamten und Dienern etwa 4000 Köpfe. Dazu kommt endlich noch eine enorme Anzahl von Kammerherren, Kammerjungen, Kammerpagen und Pagen.

Wie es die politischen Interessen Russlands bedingen, hat das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten sein besonderes asiatisches Departement. Beim Kriegsministerium befindet sich eine abgeordnete Verwaltung der Russland eigentümlichen irregulären Truppen. Das Ministerium des Innern hat ein Departement für fremde Kulte, ein Medizinal-Departement, ein statistisches Komité und umfaßt die Verwaltung der Posten und Telegraphen sowie die Oberpreßverwaltung mit den Censurkom-

tés. Der Name des Domänenministeriums bezeichnet nur unvollkommen die große Bedeutung und die vielseitigen Aufgaben dieser Behörde. Sie verwaltet — mit Ausnahme des in Kaukasien und Turkestan gelegenen — alles Staatseigentum, die ungeheuren Staatswäldungen, den Bergbau, die Montan-Industrie, dirigiert sämtliche Lehranstalten für Landwirthschaft, Forst- und Bergwesen, leitet die großen Vermessungen, beaufsichtigt das Reichs-Gestütwesen, den Fischfang, ja es administriert die Gesamtangelegenheiten mancher Völkerschaften (wie z. B. der Kalmüken) ganz und gar.

f. Die Provinzialverwaltung. Der kolossale Regierungsapparat des Riesenreichs gliedert sich auf autokratischer Grundlage von den Centralregierungsinstitutionen herab bis zu den Verwaltungen der kleinsten Staatseinheiten. Das Reich zerfällt in Gouvernements, die Gouvernements in Bezirke oder Kreise, die Kreise in Stadtverwaltungen und bäuerliche Amtsbezirke oder Gemeindeverbände (Wólost), die letzteren endlich in die einzelnen Bauerngemeinden.

Peter der Große hatte das Land in 8 Gouvernements geteilt, seine Tochter Elisabeth vermehrte diese auf 16, Katharina II. auf 40. Die Zahl dieser Verwaltungsgebiete wuchs von Regierung zu Regierung, weniger durch den Zuwachs des Reichs als durch die Vermehrung der Bevölkerung. Die früheren Gouvernements Peters und Katharinas mußten in zwei, ja zuweilen in vier Teile zerlegt werden, ohne daß die mittlere Zahl der Bevölkerung geringer wurde. Die aus administrativen Rücksichten hervorgehende Begrenzung der Gouvernements (vgl. Bd. I. S. 2) ist meistens künstlich und willkürlich; historische Tradition, Verwandtschaft der Volksstämme u. dgl. hat mit derselben nichts gemein. Diese Gouvernements, deren Zahl im Verhältnis zur Größe des Reichs eine geringe ist, sind an Ausdehnung sehr verschieden, je nach der Zone, dem Klima, der Bevölkerungsdichtigkeit. Die nördlich und östlich gelegenen umfassen ein größeres Areal als die bedeutendsten Staaten des westlichen Europas.

Die mittlere Ausdehnung derselben übertrifft immer noch Belgien, Holland, die Schweiz. Freilich steht die Bevölkerungszahl fast in umgekehrtem Verhältnis zur Größe dieser Provinzen.

Von den Gouvernements unterscheidet man die Gebiete. Es sind dies gewöhnlich kürzlich erworbene Landesteile, deren Verwaltung diese oder jene Lokaleinrichtung beibehalten hat und die demgemäß nicht vollständig dem Gouvernements-Organismus entsprechen. Sind sie später dem Reiche assimiliert, so werden sie in Gouvernements verwandelt.*)

Die Gouvernements, und zwar hauptsächlich die an der Grenze, waren früher in Gruppen zu drei und vier in General-Gouvernements vereinigt, deren weites Gebiet unter Generalgouverneuren mit ausgedehnter Machtvollkommenheit stand. Man hatte diese Einrichtung aus Gründen der Staatsraison nach und nach aufgehoben. Alexander II. rief sie während der letzten von der Revolution bedrohten Jahre seiner Regierung von neuem ins Leben und sie bewährte sich, indem man die wichtigen Posten den tüchtigsten und erfahrensten Generalen der russischen Armee anvertraute.

Gegenwärtig giebt es im europäischen Russland, abgesehen von Finnland, das seinen eigenen Generalgouverneur hat, und Moskau, dessen Gouvernementschef jene Bezeichnung nur als Ehrentitel führt — 5 Generalgouvernements, welche die folgenden Gouvernements einschließen.

Generalgouvernement.

1. Warschau.

2. Charkow.

3. Kijew.

4. Odessa.

5. Wilna.

Gouvernements.

Warschau und die Weichselgouvernements.

Charkow, Tschernigow, Poltawa.

Kijew, Wolhynien, Podolien.

Cherffón, Zekaterinoslaw, Taurien, Bessarabien.

Wilna, Równo, Gródno.

*) Die Kosakengebiete, welche halb militärisch, halb bürgerlich organisiert sind, werden „Länder“ genannt, z. B. das Land der donischen Kosaken.

Das Amt der Generalgouverneure ist mit fast unbeschränkter Machtvollkommenheit ausgestattet und erstreckt sich über Landessteile, die den Umfang Deutschlands weit hinter sich lassen. Innerhalb seines Gebiets schaltet ein solcher Machthaber freier als ein konstitutioneller Monarch. Er kommandiert sämtliche in dem Generalgouvernement befindliche Truppen und ist gleichzeitig die autokratische Spitze des ganzen Regierungsapparats. Er kann Beamte und Offiziere jederzeit anstellen und entlassen und hat in Betreff des geschäftlichen und sozialen Lebens der Bevölkerung sehr weitgehende Befugnisse. Für die Provinzen ist die Zwischenregierung dieser Mächtigen, sobald sie tüchtige Männer sind, worauf im autokratischen Staat ja alles ankommt, eine Wohlthat, für die Ministerien eine große Entlastung. Der Wirksamkeit jener durch Alexander II. ernannten Generalgouverneure, die freilich fast sämtlich energische, begabte, ehrliche und populäre Männer waren, ist es zuzuschreiben, daß in den letzten Jahren, nach dem Nihilisten-Terrorismus, wieder Ruhe und Ordnung in Rußland eingekehrt ist.

An der Spitze des Gouvernements steht der Gouverneur, ihm zur Seite der Vizegouverneur, der einem kleinen Rathskollegium, der Gouvernementsregierung, präsidiert. Auch der Gouverneur ist ein kleiner König in seinem räumlich großen Königreich. Natürlich sind seine nur oberflächlich bestimmten Machtbefugnisse einigermaßen zusammengeschmolzen, wo er einen Generalgouverneur in nächster Nähe über sich sieht. Auch sind dieselben neuerdings stark beschnitten worden, theils durch gesetzliche Vorschriften, theils durch die vermehrte Öffentlichkeit und die verbesserten Kommunikationsmittel. So hat er mit gerichtlichen Dingen nichts mehr zu schaffen und manche seiner ehemaligen Funktionen hat die *Sémstwo* übernommen, von welchem Institut der Selbstverwaltung später die Rede sein wird. Trotzdem liegt das Geschick seiner Beamten wie das Wohl und Wehe der Bevölkerung vielfach in seiner Hand. Er beherrscht den Regierungsapparat, doch stehen die im Gouvernement befindlichen

Truppen nicht unter seinem Kommando. Während die Gouverneursposten früher als einträgliche Versorgung für altgewordene höhere Staatsdiener betrachtet wurden, sucht man dieselben neuerdings mit frischen, jungen, energischen und thätigen Kräften zu besetzen. Die jetzt im Amt befindlichen Gouverneure sind der Mehrzahl nach redliche, offene, tüchtige Männer, die ihre Pflichten nach bestem Wissen und Vermögen erfüllen und der hohen Vertrauensstellung, die sie einnehmen, würdig sind.

Die Kreise oder Bezirke, in welche die Gouvernements zerfallen, haben meistens einen älteren Bestand und eine natürlichere Begrenzung als jene. Das Gouvernement hat deren je nach seiner Ausdehnung und Bevölkerungsdichtigkeit 8 bis 15. Der Chef des Kreises, Ispráwnik, ist kein Verwaltungsbeamter, wie etwa der preußische Landrath oder der französische Unterpräfekt, seine Wirksamkeit ist eine vorzugsweise polizeiliche. Die eigentliche Verwaltung des Kreises geschieht von der Gouvernementsbehörde aus.

In den Kreisen sondern sich die nächstfolgenden Verwaltungsparzellen in Stadt und Land.

Für die Städte wurde im Jahre 1870 eine Städte-Ordnung erlassen, welche seitdem in dem größeren Teile Russlands eingeführt ist und auf dem Prinzip der Selbstverwaltung durch gewählte Organe beruht. Nach ihren Bestimmungen ist die „Allgemeine Stadtverwaltung“ in folgender Weise gegliedert. 1. Die Wahlversammlung der unbescholtenen Bürger, welche das 25. Jahr erreicht haben, wählt die Stadtverordneten. Die Versammlung der Stadtverordneten (Dúma) ernennt die eigentliche Verwaltungsbehörde der Stadt, das Stadtamt (Upráwa), den Magistrat. An der Spitze dieses Stadtamtes und der gesammten Stadtverwaltung steht das, gleichfalls von der Stadtverordnetenversammlung gewählte Stadthaupt, der Oberbürgermeister oder Bürgermeister. In kleinen Städten können diesem Stadthaupt mit Bewilligung des Ministeriums auch die Pflichten des ganzen Stadtamtes übertragen werden.

Ist die russische Stadtverwaltung in ihren Hauptzügen eine Nachbildung westeuropäischer Einrichtungen, so hat sie doch keineswegs ein so weites Feld für ihre Wirksamkeit, wie ihre älteren Schwestern. Jedenfalls ist dasselbe für die Elemente, aus denen die Duma zu bestehen pflegt, mindestens groß genug.

Bei der Landbevölkerung begegnen wir zunächst dem Gemeindevorband oder Amtsbezirk (Wólost). Derselbe besteht in der Vereinigung mehrerer Dorfgemeinden zu einem administrativen Körper mit beschränkter richterlicher Gewalt. Eine besonders große Gemeinde kann auch für sich allein eine Wólost bilden. Je zehn Bauerhöfe wählen einen Abgeordneten in die Wólostversammlung, zu welcher außerdem alle Gemeinde- und Wólostbeamten gehören. Die Wólostversammlung steht unmittelbar unter der Abtheilung für Bauernangelegenheiten der Kreisbehörde, welche die Beschwerde-Instanz für diesen Gemeindevorband ist. Der Versammlung präsidiert der Wólost-Älteste (Starshiná). Er ist zugleich der Chef der Wólost-Verwaltung, zu welcher alle Beamten des Gemeindevorbandes nebst einigen gewählten Beisitzern gehören. In den meisten Angelegenheiten hat die Wólost nur eine beratende, keine beschließende Stimme. Das Wólost-Gericht entscheidet in Streitigkeiten bis zum Werth von 100 Rubeln, kann Geldstrafen bis zu 3 Rubel verfügen und auch auf Ruthenstrafe erkennen.

Die Bauerngemeinde endlich, die letzte Einheit in der russischen Staatsmaschine, umfaßt die Bauern eines Dorfes mit gemeinsamen Grundbesitz (Mir). Wie das Ländereigentum ein gemeinschaftliches ist, so sind es auch die Pflichten dem Staate gegenüber. Für die Abgaben, Naturallieferungen, die Einstellung der Rekruten haftet nicht der einzelne, sondern die ganze Gemeinde, die Regierung giebt ihre Vorschüsse an Geld und Getreide nur der Gemeinde, als solcher, nicht dem einzelnen Bauer. Ihre Interessen verwaltet die Bauerngemeinde durch gewählte Vertreter, den Gemeindevorstand, an dessen Spitze der gleichfalls gewählte und von der Regierung bestätigte Dorfälteste (Starosta)

steht. Der Gemeindeauschuß entscheidet über die Verteilung der Grundstücke, die Umwandlung von Gemeindebesitz in persönliches Eigentum, Verteilung und Erhebung der Steuern, Erwerbung von Gemeindebesitz, Errichtung von Magazinen, Schulen u. dgl. m. Er hat eine fast unbeschränkte Gewalt über die Gemeindemitglieder, die so weit geht, daß er Mißliebige aus administrativen Gründen nach Sibirien schicken kann. Diese ungeheure Macht in der Hand roher Bauern resultiert aus der Solidarität des Landbesitzes und der Haftbarkeit für Steuern und Abgaben. So bildet die Dorfgemeinde eine durch Gesetz, Besitz und Pflichten gegen die Regierung eng verbundene Familie, eine Einheit, wie sie sich im Völkerleben der Welt nicht wiederholt und die man versucht wäre für eine Ausgeburt sozialistischer Träume zu halten.

3. Das Landheer.

Wie in andern monarchischen Staaten, war auch in Rußland die Armee von jeher das Lieblingskind der Herrscher, und die stetige Sorge, welche die Zaren dem Heere zuwandten, hat sich bis auf den heutigen Tag unvermindert erhalten. Infolge dessen gehört die russische Armee zu den besten Institutionen des Staates.

Man unterscheidet in Rußland reguläre und irreguläre Truppen. Ich spreche zunächst nur von den ersteren.

In früheren Zeiten suchte der Adel eine besondere Ehre darin, dem Heere, besonders aber den Garde-Regimentern der Residenz anzugehören, denen es so an einem Nachwuchs gewandter Offiziere niemals fehlte. Anders verhielt es sich mit der Linie und besonders der Linien-Infanterie, deren Offiziere aus den unbemittelten Ständen hervorgegangen, an Schulbildung und militärischem Wissen außerordentlich viel zu wünschen übrig ließen. Dafür war denn auch ihre Carrière eine sehr beschränkte und über den Hauptmann hinaus brachten es nur wenige. Die Stellen der Stabsoffiziere wurden aus der Garde

befetzt, aus welcher die Streber mit Ranagerhöhung in die Linie übertraten, um einige Jahre später, nach starkem Avancement, in die Garde zurückzukehren. Im Generalstab, den technischen Truppen und dem Kriegsministerium befanden sich damals viele baltische Deutsche und Ausländer, welche vom Hofe freundlich angesehen, der Mehrzahl nach durch gewissenhafte Pflichterfüllung, Fleiß, Bildung und hervorragende Tapferkeit sich zu bedeutenden Stellungen emporzuschwingen wußten.

Alle diese Zustände gehören jedoch der Vergangenheit an und die russische Armee der Gegenwart ist eine völlig andere geworden. Dem Grundprinzip dieser Schilderungen gemäß werde ich im Folgenden keineswegs eine allseitig erschöpfende militärisch-statistische Beschreibung der russischen Truppen geben. Ich werde mich darauf beschränken, Einrichtungen, Zustände, Besonderheiten dem Leser vorzuführen, welche die russische Armee in wesentlichen Dingen von den westeuropäischen Heeren unterscheiden. Im Allgemeinen kann man mit Sicherheit behaupten, daß sich die russischen Truppen durchgängig auf der Bahn entschiedenen Fortschritts befinden. Die niederen und höheren Militärbildungsanstalten, welche von den letzten Monarchen mit ganz besonderer Sorgfalt gepflegt wurden, haben den günstigsten Einfluß auf das allgemeine Niveau der militärischen Kultur ausgeübt. Der nach der Aufhebung der Leibeigenschaft teilweise verarmte Adel wie die intelligenten Elemente der russischen Nation dienen mit Vorliebe in den Reihen der Armee, wie es denn bei der Leichtlebigkeit des Russen und seiner geringen Ausdauer für wissenschaftliches Studium und ernste Beschäftigung nicht leicht einen passenderen ehrenvollen Beruf für ihn geben kann, als den Offiziersstand. Je tiefer und eigenartiger die Bildung des russischen Militärs geworden, desto mehr hat das Einströmen deutscher Elemente aus den Ostseeprovinzen und ausländischer Einwanderer sich vermindert. In neuerer Zeit hat dasselbe fast ganz aufgehört und selbst die technischen und gelehrten Truppenteile purifizieren sich, fortdauernd von nicht nationalen Bestandteilen. Dieser

Vorgang liegt durchaus in der Natur der Sache und ist keineswegs in nationalen Antipathien begründet. Rußland ist so außerordentlich verschieden von den Ländern Westeuropas und seine Eigentümlichkeiten sind so markant ausgeprägt in dem innersten Leben der Armee, daß der Ausländer mit seiner Erziehung und seinen Lebensanschauungen, selbst bei hervorragender Begabung, im Schoße des russischen Heers sich vorkommen muß, wie ein auf fremden, ungünstigen Boden verpflanztes Gewächs, das nicht gedeihen kann und in seiner Umgebung nur störend wirkt.

In neuerer Zeit wird dem tiefeingewurzelten Protektionswesen in der Armee — das ja auch anderwärts noch in üppiger Blüthe steht — von Oben kräftig entgegengearbeitet, die Avancementsverhältnisse werden mit Einsicht festgestellt, die Gagen verbessert, alle übrigen Beziehungen des Offizierscorps sorgfältig geregelt und der Dienst desselben ist ehrenvoller und aussichtsreicher geworden. Junge und tüchtige Kräfte werden jetzt rascher befördert und die älteren, unfähigen Elemente durch Pensionierung ausgeschieden.

So ist denn das Offizierscorps der Armee, selbst in der früher gemiedenen Linien-Infanterie, ein ganz anderes geworden und hat seine Vorgänger weit hinter sich zurückgelassen. In jedem Truppenteil begegnen uns anständige, gut equipierte junge Offiziere, deren Wissen dem deutschen Durchschnittsleutenant nicht nachsteht. Selbstverständlich hat diese Umgestaltung auf das ganze Heer ihren wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Selbst die Besatzungen der kleinsten, entlegenen Provinzialstädte lassen es an Sauberkeit, Ordnung und Schlagfertigkeit nicht fehlen.

Von segensreichstem Einfluß nicht allein auf die Tüchtigkeit und den allgemeinen Bildungsgrad der Armee, sondern auch auf das Bildungstreiben im ganzen Volke war die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durch Alexander II. im Jahre 1874. Man hat diese Einrichtung in weiser Fürsorge als ein wirksames Mittel benutzt, um das in Rußland noch sehr niedrig

stehende allgemeine Bildungsniveau zu erhöhen und den Eifer zur Erwerbung nützlicher Kenntnisse zu wecken und zu reizen.

Während die Gesamtdienstzeit bei den Landtruppen auf 15 Jahre normiert wurde, von denen 5 resp. 6 je nach den verschiedenen Truppenteilen auf den aktiven Dienst kommen, erfreuen sich diejenigen, welche Bildungsanstalten verschiedenen Grades absolviert haben, auch wenn sie nicht als Freiwillige eintreten, der folgenden Erleichterungen:

1. Diejenigen, welche den Kursus einer Universität oder einer anderen Lehranstalt erster Kategorie beendet oder eine entsprechende Prüfung bestanden haben, befinden sich nur 6 Monate im aktiven Dienst und 14 $\frac{1}{2}$ Jahre in der Reserve.

2. Diejenigen, welche den Kursus in Lehranstalten zweiter Kategorie (Gymnasien, Realschulen u. dgl.) beendet oder ein entsprechendes Examen abgelegt haben, verbleiben 1 $\frac{1}{2}$ Jahre im aktiven Dienst und 13 $\frac{1}{2}$ Jahre in der Reserve.

3. Bei vollendetem Kursus in Lehranstalten dritter Kategorie bleiben die Eingezogenen 3 Jahre im aktiven Dienst und 12 Jahre in der Reserve.

4. Der vollendete Kursus in Lehranstalten vierter Kategorie (Elementarschulen u. dgl.) giebt das Recht auf den verkürzten aktiven Dienst von 4 Jahren mit 11 Jahren in der Reserve.

Die als Freiwillige in die Reihen der Armee eintretenden erfreuen sich noch größerer Vergünstigungen. Sie zerfallen nach ihrem Bildungsgrade in drei Klassen, welche die folgenden Zeitabschnitte in der aktiven Armee zu dienen haben:

1. Diejenigen, welche eine Bildungsanstalt erster Kategorie mit abgelegtem Schluß-Examen absolviert haben, 3 Monate.

2. Die Abiturienten einer Bildungsanstalt zweiter Kategorie, 6 Monate.

3. Diejenigen, welche ein Examen nach besonderem Programm bestanden haben, 2 Jahre.

Nach Ausdienung dieser Zeit können die Freiwilligen, sowohl die im Unteroffiziersrange stehenden, wie die zu Offizieren beförderten, entweder den aktiven Dienst fortsetzen oder sich zur Reserve zählen lassen, in welcher sie 9 Jahre verbleiben. So wird also der Student einer Universität, der sein Examen gemacht hat, nach dreimonatlichem aktiven Dienst, wenn er sich gut geführt, Offizier, je nach seinem Belieben, in der aktiven Armee oder in der Reserve; der Abiturient eines Gymnasiums nach 6 Monaten.

Die Freiwilligen werden zu jeder Zeit des Jahres in den Dienst aufgenommen. Nur wenn sie in die Garde oder die Kavallerie eintreten, sind sie verpflichtet, sich aus eigenen Mitteln zu erhalten; bei den andern Truppen trägt der Staat die Kosten ihrer Sustentation, wenn sie nicht den Wunsch aussprechen, auf eigene Rechnung zu leben.

Nach dem Bestehen der festgesetzten Prüfung und wenn ihre Vorgesetzten sie überhaupt für würdig erachten, erhalten die Freiwilligen ihre Beförderung zu Unteroffizieren: die 1. Kategorie nach 2, die 2. nach 4 Monaten, die 3. nach einem Jahr; zu Offizieren: die 1. Kategorie nach 3, die zweite nach 6 Monaten, die 3. nach 3 Jahren; doch müssen sie innerhalb der bezeichneten Fristen eine Lagerübung mitgemacht haben.

Heeresstärke, Bildungsgrad, Religionsbekenntniß. Nach Publikationen des russischen Kriegsministeriums, welche mit dem 1. Januar 1883 abschließen, betrug die Stärke der Armee zu dieser Zeit 30 831 Generale, Stabs- und Oberoffiziere und 819 769 Unteroffiziere und Gemeine, also fast das Doppelte der deutschen Friedensstärke. Hierbei ist selbstverständlich in erster Linie die kolossale Größe des Reichs, die enorme Ausdehnung seiner Grenzen zu berücksichtigen. Vom strategischen Gesichtspunkte aus läßt sich ja überhaupt nicht von einer russischen Armee als Ganzem sprechen, sondern nur von der europäisch-russischen, der kaukasischen, der centralasiatischen und sibirischen. Diese Heeresmassen stehen im Kriegsfall untereinander

in so gut wie gar keinem Zusammenhang und so schwindet denn auch die Bedeutung des scheinbar so großen Stärkeunterschieds den andern europäischen Truppen gegenüber.

Das Bildungsniveau der Rekruten ist noch ein bedauerndeswerth niedriges. Unter 212 000 Einberufenen befanden sich nur

Fig. 8.



Soldat der Kaukasus-Armee.

Fig. 9.



Feldwebel des Scharsschützenbataillons der kaiserlichen Familie.

5 184, denen wegen ihrer wissenschaftlichen Bildung die Vergünstigung einer verkürzten Dienstzeit zu Theil werden konnte. Etwa 44 000 konnten schreiben und lesen, 160 000 waren ohne

Fig. 10.



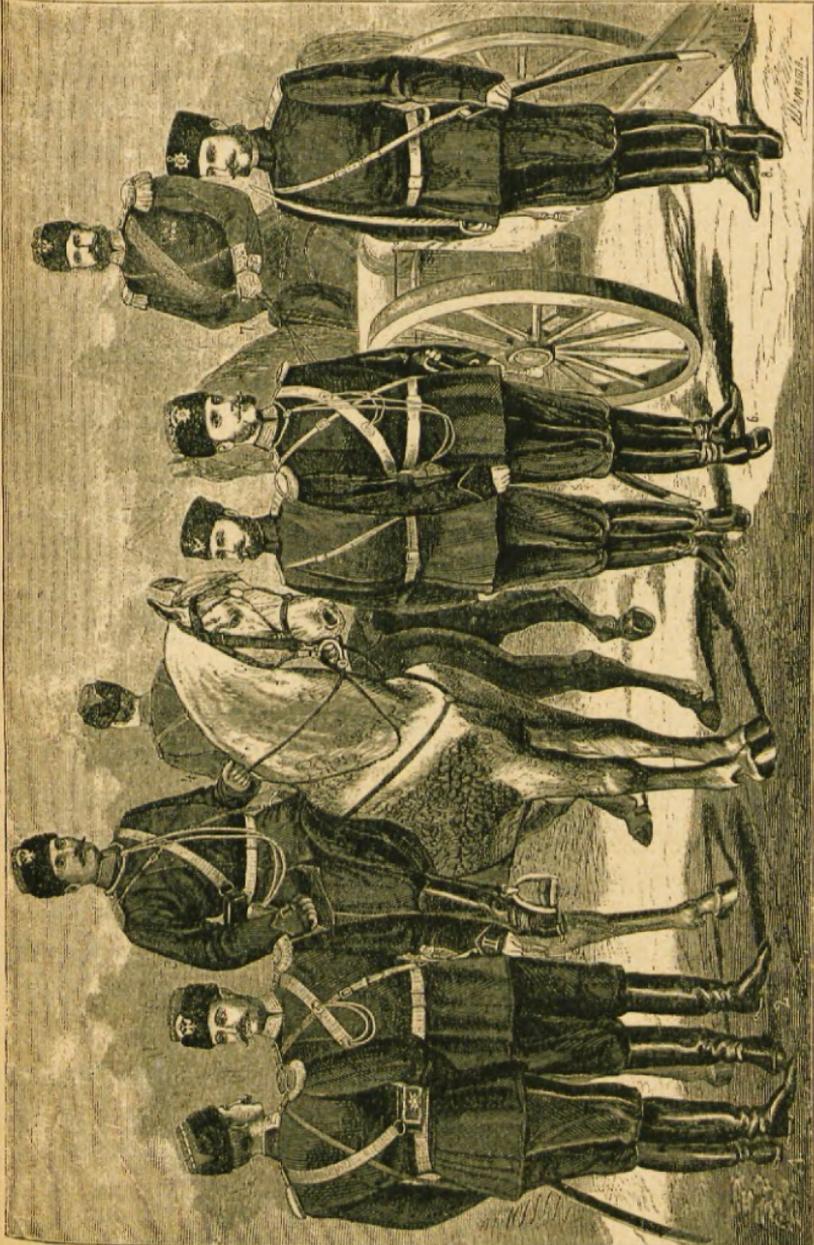
Oberst eines Grenadierregiments.



Russisches Geer unter Alexander III. Infanterie.

1. Offizier der Gintie in Parade-Uniform.
2. Feldwebel der Gintie, feldmarschmäßig.
3. Soldat, feldmarschmäßig.
4. Gintienfeldat.
5. Tambour der Gintie.
6. Feldwebel von der Garde.
7. Soldat der Garde-Infanterie.
8. Offizier der Garde-Infanterie.
9. General von der Gintie.
10. Adjutant von der Garde-Infanterie.
11. Offizier von den Schützen der kaiserlichen Gantille.
12. Generaladjutant

Fig. 12.



Russisches Heer unter Alexander III. Kavallerie und Artillerie.
 1. u. 2. Offiziere der Linien-Kavallerie. 3. u. 4. Soldaten der Linien-Kavallerie. 5. Soldat der Linien-Fuß-Artillerie. 6. Offizier
 der Garde-Fuß-Artillerie. 7. Generalmajor der Linien-Kavallerie. 8. Soldat der Garde-Fuß-Artillerie.

jeglichen Unterricht. Der Religion nach unterschied man unter den Rekruten 162 174 griechisch = katholische, 22 724 römisch = katholische, 7 038 evangelisch = lutherische, 7697 Juden, 6742 Muhamedaner, 281 Heiden u. s. w. Auch befanden sich unter den Einberufenen des Jahres 1882 zum ersten Mal 111 Mennoniten, welche sich der allgemeinen Wehrpflicht unterwerfen mußten, jedoch nicht zum Frontdienst verwandt wurden. Keine andere Armee in der Welt enthält ein solches Gemisch von Völkern und Religionen.

Bekleidung, Bewaffnung, Ausrüstung. Die russische Armee glich in ihren früheren Uniformen der preussischen wie ein Ei dem andern; sie war eine Nachahmung derselben mit geringfügigen Abänderungen. Aber schon unter Kaiser Nikolai I. wurde für die auf beständigem Kriegsfuß befindlichen Truppenteile eine Bekleidung eingeführt, welche der nationalen Tracht, den Volksgewohnheiten, den klimatischen Bedürfnissen und der Bequemlichkeit in höherem Maße Rechnung trug. So finden wir im Anzug des Soldaten der ehemaligen Kaukasus = Armee, zur Zeit, als dieselbe mit den wilden Bergvölkern in ununterbrochenen Kampfe lag, die angeführten Gesichtspunkte in gewissem Grade berücksichtigt. (Fig. 8). In höherem Grade geschah dies bei dem von Kaiser Alexander II. errichteten Scharfschützenbataillon der kaiserlichen Familie, welches mit seinen weiten Hosen in den hohen Stiefeln, dem gehakten (nicht geknöpften) Halbkastan (Waffenrock) und der mit Lammfell besetzten Mütze (Fig. 9) den Übergang bildet zu der vollkommen nationalen Uniformierung, wie sie von dem jetzt regierenden Kaiser, mit Ausnahme weniger Garderegimenter, für die ganze Armee eingeführt wurde. Unsere Leser finden Typen dieser neuen Bekleidung in den Fig. 10, 11, und 12, denen wir noch in Fig. 13 das Bild einer barmherzigen Schwester in der Tracht hinzufügen, wie sie von diesen weiblichen Schutzengeln der Armee im Felde getragen zu werden pflegt. Das Wesentliche der neuen russischen Uniform besteht in der Lammfellmütze, dem Halbkastan mit zwei

übereinander gehakten Klappen, den weiten Hosen in den fast bis zum Knie reichenden Stiefeln, einem Mantel aus naturfarbenem dicken Wollenstoff und dem Baschlif, der bekannten Kopf- und Halsbekleidung von Kameelgarntuch. Dabei führt der Soldat

Fig. 13.

noch eine Feldmütze deutschen Modells mit farbigem Rande. Diese Bekleidung, welche sich auf das engste an die russische Nationaltracht anschließt, sieht nicht allein schmuck und nett aus, sie ist auch ungleich viel billiger, als die früher mit blanken Knöpfen und Treffen versehene und erscheint als durchaus praktisch für die Kampagne. Das letztere hat sie noch zu bewähren. Es haben sich freilich auch schon tadelnde Stimmen hören lassen, welche darauf hinweisen, daß durch die neuen Halbkastans Brust und Magen zu stark zusammengeknürt würden,



Warmherzige Schwester im Felblazareth.

doch scheint mir das, wenn es sich bestätigt, ein leicht zu beseitigender Mangel. Etwas anderes ist es mit der Feldmütze, an welcher man auszustellen hat, daß sie im Sommer zu heiß, keinen Schutz vor Sonne und Regen, für Augen und Genick, darbiete. Alles das, wenn es begründet ist, werden die Lager-

übungen und Manöver binnen kurzer Zeit klar ans Licht stellen und man wird den wirklich vorhandenen Mängeln abzuhelpfen suchen.

Die Bewaffung ist vortrefflich und der modernen Kriegskunst durchaus entsprechend. Die Infanterie führt ein Hinterladegewehr von kleinem Kaliber (Verdan) mit Bajonnet, dessen Bisir bis auf 1500 Schritte reicht. Die Offiziere, wie der größte Teil der Reiterei und der Artillerie führen den nationalen krummen Säbel, die Scháschka.

Die Ausrüstung des Infanteristen besteht in einem Gepäckfack, einem Zwiebackfack, einem Stiefelfutteral, sämmtlich aus wasserdichtem naturfarbenem Segeltuch, der Feldflasche, dem Kochkessel, einer Bahn des Zeltes, einem halben Zeltstock und einem Strick. Der Tornister ist abgeschafft. Am Leibgurt werden zwei Patrontaschen getragen. Jede Kompagnie führt außerdem 80 kleine Spaten und 20 Beile in Ledersutteralen mit sich. Die Gesamtbelastung des Fußsoldaten beträgt 28,6 kg.

Die gesammte Linien-Kavallerie führt Dragonergewehr mit Bajonnet. Karabiner, Revolver und Lanzen existieren nur bei einzelnen Garderegimentern.

Gehalt, Löhnung, Handwerke. Das Einkommen der Offiziere bis zum General ist außerordentlich gering gegenüber der enormen Theuerung aller Dinge, die nicht zum gewöhnlichen Lebensunterhalt gehören. Zwar ist die neue Uniform auch für den Offiziersstand bedeutend billiger, als die frühere, doch immer noch zu kostbar im Verhältniß zur kleinen Gage. So kann der Offizier, wenn er kein Vermögen besitzt, nur kümmerlich von seinem Gehalt existieren; die Folgen sind Verschuldung und Unterschleife, gegen welche neuerdings in energischster und unnachsichtigster Weise von der Regierung vorgegangen wird. Auf der andern Seite trachtet man aber auch danach, durch Erhöhung des Gehaltes und der Tafelgelder und durch Verbesserung der Offiziersmessen die materielle Lage des russischen Offizierscorps günstiger zu gestalten.

Die Löhnung der Mannschaften ist so außerordentlich klein, daß sie, mit Ausnahme der Türkei, niedriger ist, als in sämtlichen modernen Staaten. Selbstverständlich ist die arme Familie nicht im Stande, den Soldaten zu unterstützen. So sieht er sich denn, um seine Lage einigermaßen zu verbessern, veranlaßt, in seinen dienstfreien Stunden, deren er genug hat, ein Handwerk zu treiben und für das Publikum zu arbeiten. In der Kaserne sind in der Regel sämtliche Handwerke vertreten, doch wird die Schuhmacherei, als das einträglichste, den übrigen vorgezogen. Abgesehen von dem Geldverdienst, als erstem Motiv dieser Beschäftigung, ist die Sache an sich von enormen praktischem Werthe. In dem Riesenreich des Zaren, dessen dünngefäete Einwohner vorzugsweise Ackerbau treiben, hat der Bauer in seinem entlegenen Dorfe oder einsamen Gehöft, selten Gelegenheit, ein Handwerk zu erlernen, wie es doch außerordentlich förderlich für ihn wäre. Nun wird aber jedem Soldaten in der Kaserne ein Handwerk nach seiner Wahl gelehrt und ist seine aktive Dienstzeit vorüber, hat er einen einträglichen Broderwerb für das bürgerliche Leben erlernt, mit dem er sich in Rußland, wo das Handwerk noch einen goldenen Boden hat, auskömmlich ernähren kann. So verdanken zahlreiche russische Handwerker aus dem Bauernstande die Erlernung ihres Berufs dem Militärdienst, mancher Bauer, der auf seinem Hofe in der langen Winterzeit eine nutzbringende Hausindustrie betreibt, hat die Fertigkeit in derselben seiner Soldatenzeit zu verdanken — während in den westeuropäischen Armeen dem Eingestellten die Zeit fehlt, ein Handwerk zu betreiben oder zu erlernen und derselbe häufig sogar vergißt, was er gekonnt hat und für die Arbeit, die er früher betrieb, verdorben wird.

Die Nahrung des russischen Soldaten kann nur so außerordentlich bescheidenen Ansprüchen genügen, wie sie der Landmann dort an seine Kost zu machen gewohnt ist. Kohlsuppe und Grütze zusammen mit dem trefflichen Schwarzbrod, bilden die Hauptbestandteile derselben, selten kommt Fleisch dazu. Da-

zwischen trinkt der Soldat auch Thee, den er sich von dem Erlös seiner Arbeit anschafft und zu dessen Bereitung ihm die Kasernenküche jederzeit das nöthige heiße Wasser liefert.

Kasernen. In den meisten größeren Städten sind die Soldaten, so weit es sich hat möglich machen lassen, in Kasernen untergebracht. Die Wohnungen der Garde sind musterhaft eingerichtet. Sie haben ihre besonderen Kirchen, Exercierhäuser, Manegen, Bade- und Turnanstalten und bestehen in der Regel aus großen, weit ausgedehnten Gebäudekomplexen mit weiten, hellen und lustigen Räumen. In allen Kasernen, selbst in denen der entlegensten Provinzialstädte, herrschen Ordnung und Reinlichkeit in wünschenswertester Weise und ist so für das leibliche Wohl der Mannschaften auf das beste gesorgt.

Eine ganz eigentümliche Erscheinung in den Kasernen sind die verheiratheten Soldaten mit ihren Frauen, von denen ich jedoch nicht zu sagen weiß, ob sie, bei der stark verkürzten Präsenzzeit, noch heute existieren und geduldet werden. Es war den Mannschaften, die sich gut geführt hatten, gestattet, mit Bewilligung der Vorgesetzten für jeden einzelnen Fall, sich zu verheirathen und mit ihren Familien in der Kaserne zu leben. Besondere Räume, durch Schirmwände in einzelne Abteilungen geschieden, waren den verehelichten Soldaten angewiesen, jede Abteilung von einer Familie bewohnt. Die Soldatenfrauen wußten sich nützlich zu machen. Sie wuschen, nähten, flickten, stopften für die Unverheiratheten und das Publikum und verdienten damit noch ein hübsches Stück Geld, das den Ihrigen zu gute kam. In St. Petersburg zeichnete sich besonders die Marine-Kaserne durch ein reiches Contingent von Matrosen und Soldaten aus, welchen die Süßigkeiten des Ehelebens zu genießen gestattet war.

Gedrillt und gemafregelt wird der russische Soldat ungleich weniger, als die Angehörigen der meisten anderen modernen Armeen, besonders Deutschlands und Oesterreichs. Er würde ein Übermaß von Drillen und Chikanieren auch nicht ertragen können und während der deutsche Soldat, wenn er einmal von

einem Offizier mit ausgefuchter Grausamkeit behandelt wird, sich erschießt, würde der russische ihn erschlagen, obwohl er weiß, daß der Galgen oder die sibirischen Bergwerke seiner mit Sicherheit warten. So ist der Dienst der russischen Mannschaft weit gemüthlicher, als in den westeuropäischen Staaten, ohne daß dadurch ihrer Leistungsfähigkeit Eintrag geschähe. Der Offizier, der den russischen Soldaten zu behandeln versteht, kann alles von ihm verlangen, was er will und findet stets den gefügigsten, aufopferndsten Gehorsam. Auch seit die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, rekrutiert sich die Armee vorzugsweise aus dem Bauernstande, der von Natur zum Soldaten geboren, einen durch das Klima vollkommen abgehärteten Körper besitzt und in Ertragung von Strapazen, Aufferung körperlicher Kraft und Ausdauer das Unglaubliche leistet. Bedarf der russische Rekrut dergestalt weniger körperliche Trainierung als der westeuropäische, so sucht man ihm während der verhältnißmäßig kurzen Präsenzzeit in erster Linie das beizubringen, was ihm vorzugsweise mangelt — die einfachste Schulbildung. Man lehrt ihn also außer dem, was er an theoretischem militairischen Wissen bedarf, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte — kurz alles, was der Elementarschule angehört. Da es in Rußland noch an der ausreichenden Zahl von Dorfschulen fehlt, erlangt die Regierung durch diesen Kasernenunterricht das sehr beachtenswerthe Resultat, daß eine gründlichere Schulbildung in die große Masse des Bauernstandes gelangt. So muß heute noch — und das ist gewiß eine sehr weise Maßregel, die Kaserne der Dorfschule zu Hülfe kommen.

Die Disciplin ist vortrefflich und auf ihre Erhaltung und weitere Ausbildung wird von der Regierung der größte Werth gelegt. Dabei behandelt der Offizier den Soldaten mit großer Güte und Freundlichkeit und dieser ist ihm von ganzem Herzen ergeben. Die Strafen sind weder so häufig, noch so strenge als in anderen Armeen und man achtet darauf, daß die Schande den männlichen Geist nicht unterdrückt. Selbst in

Gegenwart des Monarchen, den der russische Soldat wie eine Gottheit verehrt, ist seine Haltung ohne Zwang, seine Antworten sind freimüthig und ohne Verlegenheit.

Ausdauer und Tapferkeit. Gewöhnt an jede Bitterung und Beschwerde, an die elendeste und sparsamste Nahrung, an Tage und Nächte dauernde Märsche und an die schwersten Arbeiten; von Natur roh, aber gut disciplinirt, von hartnäckigster Tapferkeit, empfänglich für enthusiastische Gefühle, ergeben dem Zaren, dem Vaterlande, seinen Anführern; religiös, geduldig, gelehrig und gehorsam vereinigt der russische Soldat die Energie eines von der Kultur unbeleckten Volkes mit den Vorteilen der Civilisation. Man kann von ihm die unglaublichsten Leistungen verlangen, man kann ihn in den entsetzlich kalten, langen Nächten des russischen Winters im Freien, im Schnee, in seinen Pelz gehüllt, schlafen lassen; man kann ihn im dichtesten Kugelregen, wo rings um ihn die Kameraden wie niedergemäht zu Boden fallen, zum Angriff führen oder als Reserve stehen lassen, man kann ihn tagelang bei einem Stückchen Brod hungern lassen und ihm die größten körperlichen Anstrengungen zumuthen, man kann ihn ganz ohne Löhnung und Verpflegung lassen — und er erträgt das alles mit stoischem Gleichmut und wird dabei noch lachen, singen und tanzen, sobald sein Offizier nur ihn richtig zu behandeln versteht. Bei seiner bewunderungswürdigen, persönlichen Tapferkeit ist ihm das Bajonnet die liebste Waffe und die Armee bewahrt als geflügeltes Wort die echt russische Äußerung des Feldmarschalls Suwórow, die ich hier in freier Übersetzung wiedergebe: „Die Kugel ist ein dummes Ding, das Bajonnet ist der wahre Jakob!“

Die irregulären Truppen bilden eine Besonderheit der russischen Armee, die sie vor allen europäischen Heeren voraus hat. Unter der Bezeichnung „irregulär“ darf man sich jedoch nicht ungeschulte bewaffnete Massen von losem Zusammenhange denken, wie die türkischen Baschibosuks oder die französischen Franctireurs. Den weitaus größten Bestandteil der russischen

irregulären Truppen bilden die Kosakenheere, welche ich im I. Teil, S. 132 ff. eingehend geschildert habe. Sie werden zu meist als Reiterei verwendet und schließen sich, was Ausbildung und Dienst betrifft, im Großen und Ganzen den regulären Kavallerieregimentern

an, wobei besonders hervorzuheben ist, daß die Kosten, welche sie verursachen, un gemein viel geringer sind, als die der regulären Truppenteile. Dabei gewinnt die Armee durch diese leichten Regimenter bedeutend an Kraft. Außer den Kosaken giebt es noch andere, freilich wenig zahlreiche, irreguläre Formationen im russischen Heer, wie die aus den eingeborenen Völkerschaften des Kaukasus und der Krym gebildeten. Die Leibwache, der sogenannte eigene Convoi, des Kaisers Alexan-

Fig. 14.



Lesgier aus dem Convoi des Kaisers.

der II. gab von diesen malerisch gekleideten, mannigfaltig bewaffneten wilden Völkerschaften eine interessante Musterkarte. Da wechselten Abteilungen von Tscherkessen mit Grusiern, Lesgiern, Krymschen Tataren, Dagestanern und Kosaken in buntester Reihenfolge, ein reiches farbenprächtiges Bild der verschiedenen Landes-

trachten dieser tapferen, halbbarbarischen Volksstämmen (Fig. 14). Neuerdings hat man den Bestand dieser Leibwache vereinfacht und ihn auf Gardekosaken vom Kubán und Terek beschränkt. Die irregulären Truppen bilden für die Kriegszeit eine stattliche Heeresmacht, bestehend aus 295 Schwadronen (Eszónien), 50 Kompagnien und 120 Geschützen; im Ganzen etwa 155 000 Mann mit 3640 Generalen, Stabs- und Oberoffizieren.

Bei den irregulären Truppen kommen, wie gesagt, hauptsächlich nur die Kosaken und deren Reiterei in Betracht. Sie reiten, nach westeuropäischer Kavallerieanschauung, unschön, mit kurzer Bügelschnallung, kutschieren mit den Armen und klopfen mit den Schenkeln, aber sie haben ihre kleinen, langen, flinken, fabelhaft ausdauernden, an Strapazen aller Art gewöhnten Pferdchen außerordentlich in der Hand. Der Kosak und sein Pferd haben beide eine eiserne Konstitution, keine Arbeit, keine Bitterung, keine Noth macht sie träge und schlaff. Der große, schlanke, elegant gebaute, hübsche Kosak sitzt auf seinem kleinen Roß wie angewachsen, bringt es hin, wo er will, nimmt mit Glan die schwersten Hindernisse und attackiert nach dem Urtheil Sachverständiger mit einer Berve, einer Richtung und richtigen Fühlung, wie man es bei keiner Kavallerie der modernen Armeen sieht. Bei den schärfsten Gangarten des Pferdes gebraucht er mit erstaunlicher Gewandtheit Säbel, Lanze und Feuerwaffe und springt im Karriere vom Pferde herunter, um den am Boden liegenden Infanteristen anzugreifen. Bei seiner angeborenen instinktiven Findigkeit und Orientierungsgabe — indem er sich nach Wind und Sternen richtet, nichts ihm entgeht und er alles auf sinnreiche Weise kombiniert — leistet er vorzügliches als Eclaircur. Ist die russische Armee stolz auf ihre Kosaken, so hat sie die vollste Berechtigung dazu. Ihr Ruhm ist historisch begründet, auf jeder Seite der russischen Kriegsgeschichte sind ihre Thaten verzeichnet. Als in der Schlacht bei Eylau (1807) die französischen Kürassiere die russische Linie durchbrochen hatten, fielen die Kosaken über sie her, stachen sie von den Pferden herab

und in wenigen Augenblicken erschienen 530 Kosaken mit französischen Kürassen geschmückt. Sie waren es, welche die mächtige Armee Napoleons nach dem Brande von Moskau durch ihre unermüdlichen Angriffe bei Tag und bei Nacht zu einer an Verzweiflung grenzenden Panik brachten und so das meiste zur Vernichtung derselben beitrugen. Sie waren es, die im letzten türkischen Kriege die denkwürdigsten Reiterangriffe ausführten.

Auch im Frieden wird der Kosak zu den verschiedensten Dienstleistungen von der Regierung verwendet. Er bildet die Begleitung der hohen Würdenträger in Civil und Militär bei Reisen und Reconoscierungen, er ist die Stütze der Polizei und seine gefürchtete *Kagaika* (Peitsche) sprengt die Straßenaufläufe des Böbels auseinander, er leistet Dienste als Ordnungszug, kurz überall und immer wird der Kosak begehrt und benutzt als nothwendiges Werkzeug der Staatsmaschine.

Will man von den staunenswerten Leistungen der irregulären Reiterei eine Vorstellung gewinnen, so dürfte man das nicht besser erreichen, als bei den eigenartigen Übungen, welche von diesen Truppen gewöhnlich am Schlusse der großen St. Petersburger Paraden veranstaltet werden. Diese Exercitien, *Dshigitówka* genannt — Wesen und Bezeichnung entstammen dem Orient — entsprechen in gewissem Grade den Reiterschauspielen, welchen die Araber den Namen *Fantasia* geben. Ich will es versuchen in kurzen Zügen die *Dshigitówka* zu skizzieren.

Die eigentliche Parade, die im Wesentlichen allen westeuropäischen großen Militärproduktionen dieser Art gleicht, ist vorüber. Der hohe Kreis, vor dem sie stattgefunden, hat sich noch nicht aufgelöst, er erwartet ein neues militairisches Schauspiel. Ihm gegenüber halten unbeweglich zwei Eskadronen Kosaken vom Kaukasus mit ihren blauen Halbkastans, auf dem Kopfe den hohen *Kalpák* (Kosakenmütze) von Pelzwerk. Sie reiten die kleinen, gedrungenen Pferde der *Kabardá*.

Ein Wink des Kommandeurs! und in demselben Moment lösen sich die Schwadronen in einzelne Reiter auf, welche mit

der Schnelligkeit des Blitzes, ventre à terre, an dem Zuschauerkreise vorüberfahren. Die einen lassen den Zügel fahren und wenden sich, um den Karabiner auf den Hintermann abzuschießen, die andern lassen sich vom Pferde herabfallen, um in jähem Sprunge sofort wieder oben zu sitzen, wieder andere stehen auf dem Sattel, den blanken Säbel zwischen den Zähnen und feuern ihre Pistolen auf den Feind ab, alle vollführen sie die gewagtesten, kühnsten Reiterkunststücke. (Fig. 15.)

Und das geschieht nicht etwa im Circus auf weicher, ge-ebener Sandbahn, von Reitern, welche die Sohlen mit Kreide und die Schenkel der Pferde mit Kolophonium eingerieben haben, das alles sehen wir vor uns auf freiem Felde von Reitern in voller Kriegsausrüstung. Da raffen sie im Carriere Gegenstände vom Boden auf, stürzen mit einem Fuß im Steigbügel von dem wild dahin jagenden Pferde, halten mit dem rasenden Renner gleichen Schritt in Sprung und Lauf, schwingen sich wieder in den Sattel, stellen sich auf das Pferd, laden den Karabiner, schießen nach vorn, nach hinten, lassen sich rückwärts in den Sattel fallen und brausen dahin bald dem Pferde im Nacken, bald auf dem Widerrist sitzend — das sind keine Reiter, wie man in den wohlgedrillten Armeen des Westens zu sehen gewohnt ist — das sind berittene Dämonen, die mit Jubelgeheul und donnerndem Hurrah wie blitzsprühende Gewitterwolken an uns vorüberstosen.

Jetzt rasen beide Schwadronen in wildem Gählauf auf uns heran. Voran drei Reiter neben einander; ein vierter Kosak, der anscheinend sein Pferd verloren hat, steht hinten auf, die weit ausgespreizten Beine auf den beiden Seitenpferden. Dann folgt ein Sohn der Berge, die lebendige Beute, einen Gefangenen, vor sich auf dem Sattelpfosten. Ein dritter entführt in wilder Flucht ein Weib und hat sich seiner Haut zu wehren, gegen seinen schönen Raub, der sich mit Händen und Füßen sträubt und gegen die Reiter, die ihn verfolgen und den krummen Säbel über seinem Haupte schwingen. So folgt ein wildes Kriegsbild



dem andern. Da erschallt ein Kommando. Die eine Esónie formiert sich, die andere verschwindet. Jetzt ein Wink, ein Pfiff — und alle Pferde der formierten Schwadron liegen platt auf dem Erdboden und die Kosaken, den Karabiner schußbereit in der Hand, erwarten den Angriff des heranstürmenden Feindes. Dieser — die zweite Esónie —, rast jetzt in wildem Kriegsjubel herbei. Die Reiter werfen im Carriere Säbel und Karabiner in die Luft und fangen sie wieder auf, sie feuern scharf auf den vor ihnen im Staube liegenden Gegner, der vernichtet erscheint — da empfängt sie eine wohlgezielte Salve, die Pferde der ersten Esónie springen auf die Beine, die Kosaken in den Sattel und in wütender Contre-Attaque verfolgen die Angegriffenen den Gegner, der sich in wilder Flucht auflöst.

Dichte Staubwolken verhüllen bald die fortbrausenden Schwadronen vor den Blicken der bewundernden Zuschauer.

4. Die Flotte.

Die russische Flotte, einst die Lieblingschöpfung des großen Umbildners des Reichs, hat sich nicht zu der gewaltigen Bedeutung entwickeln können, die ihr genialer Gründer im Auge hatte. Schon die Natur bietet der Hindernisse und Schwierigkeiten so viele, daß es der russischen Marine fast unmöglich gemacht wird, den Wettkampf mit den Flotten anderer Großstaaten aufzunehmen. Der lange und strenge Winter im weißen und baltischen Meere legt den nordischen Kriegsfahrzeugen dauernde Fesseln an. Auf den Binnengewässern, welche den russischen Flotten zu Stationen dienen, haben dieselben mit der Unregelmäßigkeit der Winde, mit der geringen Tiefe des Fahrwassers zu kämpfen. Die Stürme des Schwarzen Meeres und die Klippen des Finischen Busens erschweren die Schifffahrt in hohem Grade. So weist auch der beschränkte Zutritt zum offenen Meere die russische Flotte vorzugsweise auf die Defensiv hin. Dabei haben mancherlei Unzuträglichkeiten im dirigierenden Personal und endlich noch der unglückselige Krymkrieg die russische

Fig. 16.

Kriegsflotte in ihrer Entwicklung zurückgehalten und verkümmert. Der letztere hatte die freiwillige Vernichtung des größten Theils der Kriegsschiffe des Schwarzen Meeres zur Folge und beschränkte vertragsmäßig die Zahl der auf dem Pontus zu haltenden Fahrzeuge. Diese Fessel hat Russland im Jahre 1870 abgestreift und die Flotte des Schwarzen Meeres beginnt wieder zu wachsen.

Die aktive Dienstzeit der Marine-Mannschaften dauert 7 Jahre; 1882 betrug die Stärke derselben etwas über 26000 Mann.

Die Uniform der Offiziere und Mannschaften ist von der westeuropäischen Kriegsmarine nicht sehr verschieden, bis

auf die Farbe, welche bei der russischen Flotte dunkelgrün ist. (Fig. 16.)

Von großer Bedeutung erscheint für Russland die Ent-



Unterlieutenant (Mitschman) der russischen Flotte.

wickelung seines Torpedowesens. Der finische Meerbusen mit seinen Skären und Klippen mit dem dazwischen liegenden ruhigen Fahrwasser, das jedoch für den Feind große Schwierigkeiten bietet, begünstigt den Gebrauch dieser Neuerung in hohem Grade. Im türkischen Kriege von 1876—78 haben russische Torpedoboote durch ihre kühnen Angriffe bedeutende Erfolge errungen.

Im Jahre 1878 gründete die Gesellschaft zur „Hebung der russischen Handelschiffahrt“ aus gesammelten Beiträgen die sogenannte „Freiwillige Flotte“ in 6 Dampfern bestehend, welche im Kriege als Kreuzer im Frieden Handelszwecken dienen sollen.

Die Regierung ist jetzt eifrig bestrebt, so weit es die finanzielle Lage gestattet, die Marine zu heben, ihr Material zu vermehren und in ihrer Verwaltung und Ausbildung die Bahn stetigen Fortschritts einzuschlagen.

5. Offiziere und Civilbeamte.

Der russische Offizier, in Hinsicht auf Tapferkeit und Ausdauer ein vortrefflicher Soldat, von feiner gesellschaftlicher Bildung und Tournüre, teilt im allgemeinen die Vorzüge und Schwächen des Nationalcharakters. Er ist ein geistreicher und gewandter Causeur, aber selten geneigt zu langwieriger, anstrengender Arbeit, zu strengen theoretischen Studien. Daher die allgemeine Klage, daß es im Kriege so sehr an der richtigen, wolkombinierten Führung gefehlt hat. Auch in dieser Beziehung haben sich die Zustände bedeutend gebessert und die höheren Militairanstalten bilden jetzt tüchtige, arbeitsfähige Theoretiker aus.

Ein großer Vorzug des russischen Offizierstandes besteht darin, daß er sich nicht kastenartig gegen das Civil abschließt, daß die Ansicht, das Militair sei ein ganz besonderer, bevorzugter Beruf, mit besonderen Standesgesetzen, besonderer Standesehre und besonderen Standesvorzügen — daß diese Ansicht in Rußland gar nicht existiert. Sie würde zunächst dem russischen Geiste widersprechen, der einen ganz besonderen Respekt vor der Geisteskultur hegt und jeden gebildeten Menschen dem andern völlig

gleichstellt, ganz abgesehen von der Position, die er in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt. Erscheinungen von socialer Überhebung des Militärs, wie wir sie in Deutschland beobachten, sind in Rußland unmöglich. Dazu kommt die Einrichtung der Rangklassen, die jedem Civilbeamten einen bestimmten Rang (Tschin) zuerkennt, welcher ihn mit einer der üblichen Militärchargen staatlich vollkommen gleichstellt und den eigenartigen Militärdünkel im Keime erstickt. Dem Generalmajor, der sehr wol weiß, daß der Geheimrath eben so gut einen Pas über ihm steht, wie der Generallieutenant, kann es nicht beifallen, sich über denselben erheben zu wollen. Andere Verhältnisse, von denen später die Rede sein wird, üben gleichfalls ihren Einfluß aus und so findet in Rußland ein gesellschaftlich viel innigeres Zusammenleben zwischen Militär und Civil statt, wie in den westlichen Nachbarstaaten, ein Zusammenleben, das von Alters her zur wolthätigen Gewohnheit geworden, keine unnatürliche Scheidung und Absonderung aufkommen läßt.

In Rußland lassen sich — wie fast überall — zwei in die Augen fallende Kategorien von Staatsbeamten unterscheiden. Die einen entstammen den bekannten Familien der Geburts-, Militär- und Beamten-Aristokratie, welche sich um den Hof gruppieren und dem Monarchen persönlich bekannt sind. Sie werden noch heute in bevorzugten Lehranstalten ausgebildet, zu denen andern jungen Leuten der Eintritt verschlossen bleibt, beginnen ihren Dienst gleich in den Ministerien oder in höheren Provinzial-Verwaltungsämtern und bleiben auch im letzten Falle in beständigem Kontakt mit den maßgebenden und einflußreichen Kreisen der Residenz. Sie machen in der Regel äußerst schnell Carriere und man sieht sie bald in angesehenen, hochbesoldeten Ämtern. Die Beamten der zweiten Kategorie rekrutieren sich aus Familien, die dem Hofe und der höheren Residenzgesellschaft fern stehen und unbekannt sind. Sie erwerben sich ihre Ausbildung auf dem mühevolleren, langwierigeren Wege der Gymnasien und Universitäten, nehmen die unteren Stellungen in der

Beamtenhierarchie ein und steigen nur bei sehr hervorragender Begabung und Leistungsfähigkeit über dieses Niveau hinaus. Zu den beiden geschilderten Beamtenphären kommt in Rußland noch eine dritte, wie wir sehen werden, bedeutsame, die ich die Beamten der Routine nennen möchte. Sie treten ohne jede höhere Berufsbildung, gewöhnlich nur mit einer guten Handschrift ausgestattet, als Schreiber in den Dienst, wissen sich aber häufig ihren Vorgesetzten durch Findigkeit, Anstelligkeit und Geschäftskennntnis sehr nützlich, zuweilen unentbehrlich, zu machen und avancieren dann auch wol als Lohn für rechtmäßig und unrechtmäßig geleistete Dienste um einige Stufen auf der Leiter des Beamtentums.

Der Krebschaden in der russischen Staatsverwaltung, dem man heute mit der ganzen Energie des guten Willens entgegenarbeitet, ist die Verschwendung der Arbeitskraft. Die Geschäfte, für die man in Deutschland einen einzigen Beamten anstellt, der sie zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt, werden in Rußland durchschnittlich unter vier bis fünf Personen verteilt, die noch eine ganze Schaar von Schreibern und Dienstleuten aus dem Unteroffiziersstande im Gefolge haben. Arbeitet so die Staatsmaschine mit einem Beamtenstand, der fünfmal so groß, als notwendig ist, so ergiebt sich als nächste Folge, um das Budget nicht allzusehr zu belasten, eine entsprechende Reduktion der Gehalte, die im Verhältnis zur einheimischen Teuerung und im Vergleich zum Auslande, beispieldlos niedrig sind. Daraus resultiert dann weiter, daß der Beamte von seinem Salair häufig nicht leben, geschweige denn standesgemäß existieren kann und das Endergebnis ist Unredlichkeit den Klassen des Staates, Bestechlichkeit dem Publikum gegenüber.

Eine wolthuende Erscheinung ist es, daß man diese durch Kraftverschwendung hervorgerufene Corruption neuerdings an der Wurzel angreift und sie mit Feuer und Schwert auszurotten strebt. Verminderung der Beamtenstellen und Erhöhung der Gehalte sind die richtigen Prinzipien, von denen man aus-

geht, unnachsichtige Strafe jeder Unredlichkeit das Schreckmittel, mit dem man dem veralteten Übel begegnet. Aber man darf sich nicht darüber wundern und die russische Regierung tadeln, wenn die Misbräuche, die Jahrhunderte gedauert haben, nicht in wenigen Jahren ausgerottet sind. Uns begegnen noch heute in allen civilisirten Staaten der Welt Defraudationen und Bestechungen. Treten dergleichen Vergehen in Rußland häufiger und in größerem Maßstabe auf, als im Westen Europas, so ist das nicht erstaunlich. Giebt es doch keinen einzigen Staat im westlichen Europa, in welchem man die Hauptstadt, das Centrum der Administration, der Rechtspflege und Controlle nicht in 24 Stunden erreichen könnte. Nun ist aber schon das europäische Rußland größer als alle Staaten Westeuropas zusammen, zu einer Fahrt vom Amur nach St. Petersburg braucht man 2 bis 3 Monate. Giebt es Misbräuche in allen Staaten Europas, in denen durch die geringen Entfernungen die Controlle so leicht gemacht ist, um wie viel nachsichtiger muß man ihre Existenz in Rußland beurteilen, dessen ungeheure Ausdehnung der Überwachung oft unbesiegbare Hindernisse in den Weg legt.

Wo ist der Staat, der die Ehrlichkeit aller seiner Beamten verbürgen möchte, wenn ihnen die Gelegenheit so häufig und so lockend entgegenrät, als im Reiche des Zaren. Wo ist der Staat, der dafür einstehen möchte, daß der Beamte, der einer Bestechung mit 50 Mark siegreich widerstanden hat, eben so ehrlich bleiben wird, wenn ihm 20000 geboten werden?

Gelegenheit macht Diebe. Je weniger Versuchung der Staat seinen Beamten zur Unredlichkeit bietet, desto besser. Die russische Regierung ist eifrig bemüht, jene verlockenden Umstände zu vermindern, dazu aber braucht es der Zeit, in Rußland, bei seiner enormen Größe, mehr als anderswo.

Man hat behaupten wollen, die Unredlichkeit, die Bestechlichkeit liege im russischen Nationalcharakter. Das ist ein Irrthum. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas wird die Bestechung

in einem Maße ausgeübt, gegen das die Gepflogenheit in Russland fast unerheblich erscheint und die Amerikaner sind die Nachkommen von Ansiedlern aus fast allen europäischen Staaten mit Ausnahme Russlands. Die Unehrllichkeit liegt also nicht speziell im Charakter des russischen Beamten.

Niacos intra muros peccatur et extra! Unredliche Menschen giebt es überall, in allen Staaten der Welt. Die Schwierigkeit der Controlle, der Überwachung, macht in Russland die bestechlichen, unehrlichen Beamten sicherer und dadurch unverschämter als anderswo, die Naturanlage ist überall dieselbe.

Übrigens giebt es in Russland eine Art von Bestechung, die keineswegs als Unehrllichkeit angesehen wird. Es sind das die *Douceurs*, welche die Beamten vom Publikum für geleistete Dienste erhalten. Will man von einer officiellen Person etwas *coulant*, *exakt* und schnell erledigt haben, so zahlt man eben dem Manne, der vom Staate unzureichend besoldet wird, ein Stückchen, das im Verhältnis zu seiner Gefälligkeit und Dienstfertigkeit steht. Die Beamten nennen das ihre „sündlosen Einnahmen“, die sich bei gewissen Funktionären, z. B. bei der Polizei, zu einem ganz anständigen Jahreseinkommen konsolidieren. So bringen z. B. sämtliche Hausbesitzer eines Stadtviertels dem Polizei-Aufscher desselben zu Neujahr ihre Gaben dar und erreichen dadurch, daß sie nicht *chikanirt* werden und daß der Beamte bei passender Gelegenheit auch etwas mehr thut, als seine verfluchte Schuldigkeit. Kaiser Nikolai sah einst beim Spaziergange den Polizei-Aufscher des ersten Admiralitätsstadtteils, in welchem das Winterpalais liegt, in trefflicher Equipage mit den herrlichsten Kennern bespannt, vorüberfahren. Der Zar winkt und der Beamte steht sofort, die *Honneurs* machend, vor ihm. „Wieviel Gehalt bekommst du?“ fragt der Kaiser. Der Beamte nannte eine ganz unbedeutende Summe. „Wie hoch beläuft sich dein Einkommen?“ — Eine sehr große Summe war die Antwort. „Wer giebt dir das Geld?“ „Die Hausbesitzer meines Stadtteils senden mir zu Neujahr und zu Ostern Ge-

schenke von beträchtlicher Höhe.“ „So,“ sagte der Kaiser, „davon habe ich ja nichts gewußt und habe dir als Hausbesitzer im ersten Admiralitätsstadtteil das übliche Geschenk vorenthalten. Ich werde das nachholen müssen.“ Und der glückliche Polizeiaufseher empfing andern Tags vom Kaiser ein bedeutendes Geldgeschenk.

Die Grenze zwischen den sündlosen und sündigen Einnahmen ist freilich eine sehr zarte, die sich in vielen Fällen kaum erkennen läßt.

Bei den Bestechungen in Rußland pflegen nicht selten die Frauen eine hervorragende Rolle zu spielen, wie überhaupt dort das weibliche Geschlecht von einem fast unberechenbaren Einfluß ist. Die russische Frau ist vor ihren Schwestern besonders reich begabt. Sie ist in der Regel schön von Antlitz und Gestalt, besitzt die Kunst der Toilette in vollkommenster Weise, ist geschmackvoll, fein, elegant, voll Phantasie und Leidenschaft, geistreich, redselig und unterhaltend. In der Regel gründlicher gebildet, als der Mann, denkt sie schärfer, sieht klarer und ist ausdauernder, verlässlicher, und haushälterischer, als der Gatte. Dabei pflegt sie sehr leichtlebig zu sein, namentlich in Betreff galanter Abenteuer; sie ist kokett und intriguant und wird von Vorurteilen und Bedenken, selbst von religiösen und sittlichen, wenig beirrt. Nimmt man dazu den Charakter des Mannes mit seinen Leidenschaften, seinem Hange zur Sinnlichkeit und Schwelgerei, so ist die weitreichende Machtsphäre der Frau in Rußland wolbegreiflich. Im Protektions- und Bestechungswesen fällt ihr die erste Rolle zu und in den Skandalprozessen der letzten Zeit, bei denen es sich um Unterschleife und Bestechlichkeit in höchst bedeutenden Summen handelte, waren Frauen die Hauptaktrizen, häufig sogar die bewegenden Ursachen. Das „Cherchez la femme!“ findet nirgends seine Bethätigung in so ausgedehnter Weise, als in Rußland.

Die Verschwendung der Arbeitskraft, welche ich soeben besprochen, hat noch den zweiten, schwer ins Gewicht fallenden, Nachteil im Gefolge, daß keinem Beamten ein genügendes Arbeits-

quantum zuerteilt ist. Mangelhaft beschäftigt, langweilt er sich in der Behörde, liest französische Ehebruchsromane, die er in seinem Aktenbündel mit sich führt, schwätzt mit den ebenso wenig in Anspruch genommenen Kollegen und verschwindet unzählige mal im Corridor, um eine Cigarette nach der andern zu rauchen. Kommt dann wirklich einmal eine Arbeit, die Kopf und Hand einige Zeit in Anspruch nehmen würde, so fehlt ihm Übung und Lust und er schiebt sie, wenn es geht, einem andern zu. Dieser macht es selbstverständlich ebenso und so wandert manche Angelegenheit Wochen, Monate, um nicht zu sagen Jahre, in den Behörden von einem zum andern, ohne erledigt zu werden. Statt daß also die Staatsmaschine bei ihrem Überfluß an Kräften äußerst schnell funktionierte, arbeitet sie höchst langsam und träge und häuft Berge unerledigter Aktenstücke an. Die letzte Folge ist dann wieder, daß der Privatmann, welcher seine Angelegenheiten nicht trainiert und verschleppt haben will, zur Bestechung seine Zuflucht nehmen muß, um dieselben zu fördern.

Auch in Bezug auf Außerlichkeiten hat sich vieles im russischen Beamtentum geändert. Noch unter Kaiser Nikolai erschien der höhere Beamte in seiner Behörde unfehlbar in der vorgeschriebenen Uniform mit sämtlichen ihm verliehenen Dekorationen, Haar und Bart nach Vorschrift verschnitten. Unter Alexander II. wurden die betreffenden Verordnungen zwar nicht formell aufgehoben, aber der Kaiser sprach sich vernehmlich darüber aus, daß ihm an dergleichen äußeren Formen nichts liege. Das ließen sich die Angestellten, besonders der Residenz, nicht vergebens gesagt sein. Mit dem Verschwinden des Uniformsfracks wuchsen die Bärte und alle Angestellten von Rang erschienen in ihren Geschäftsräumen, mit Ausnahme feierlicher Gelegenheiten — in bequemer Civilkleidung, ohne irgend ein Zeichen ihres Ranges und ihrer Stellung. Dabei ist jedoch ihre Toilette stets sorgfältig und elegant, ihr Auftreten, selbst bei einer gewissen inneren Leere, sicher und selbstbewußt. Daß der Beamte häufig nach

oben devot, nach unten befehlshaberisch, mitunter tyrannisch ist, kann ich nicht als eine Spezialität Russlands betrachten; ich habe es überall nicht anders gefunden.

Den größten Gegensatz zu dem eleganten, feingeschliffenen höheren Würdenträger bildet die oben aufgeführte dritte Kategorie der Staatsdiener, die Schreiber und Kanzlisten. Sie erscheinen in der Regel im abgetragenen, sadenscheinigen Uniformsfrack, die Wäsche weit entfernt, tadellos zu sein, die Fußbekleidung nicht ohne Wunden, das echte Beamten-Proletariat. Und doch sind diese Schreiber lange Zeit hindurch die eigentlichen Arbeiter in den Behörden gewesen, alle anderen verließen sich auf sie. Sie wußten alles, was in der Behörde vorging, kannten den Geschäftsgang auf das Genauste, selbstverständlich besser als ihr Chef, der sie in allen Angelegenheiten um Rat und Auskunft angehen mußte. So waren sie von ungeheuerem Einfluß und sozusagen die ostensiblen Handhaben des Bestechungswesens.

Das Nichtsthun in den russischen Staatsbehörden wird durch ihre Einrichtung ganz besonders begünstigt. Während man im Westen Europas den Beamten, wo es nur irgend thunlich ist, separate Büreaus anweist, damit sie sich nicht gegenseitig bei der Arbeit stören, findet in Russland gerade das Entgegengesetzte statt. In großen Sälen, deren Thüren offen stehen, sitzen die Angestellten an langen Tafeln. Jeder Tisch hat seine bestimmte Zahl von Arbeitern mit einem Tischvorsteher an der Spitze. Da werden nun die Geschäfte fabrikmäßig betrieben, wobei einer den andern hindert. Es wird mehr geklatscht als gethan, jeder einzelne wird von den andern beobachtet, belauscht, die Wahrung des Amtsgeheimnisses wird zur Unmöglichkeit.

Die allgemeine Dienstzeit des russischen Beamten beträgt 35 Jahre, nach Verlauf welcher Frist er seine Pension beanspruchen oder — mit besonderer Genehmigung der Regierung — seinen Dienst fortsetzen kann. Die Pensionen betragen in der Regel den vollen Gehalt, den der Angestellte bezogen hat, mit Abzug der

Tisch- und Quartiergelder, die eine nicht unbeträchtliche Summe ausmachen. Das Lehrfach haben die russischen Gesetzgeber stets als einen ebenso angreifenden wie nutzenbringenden Beruf angesehen und demgemäß die Dienstzeit der Lehrenden aller Kategorien auf 25 Jahre beschränkt, nach welchem Zeitraum sie ihren ganzen Gehalt als Pension beziehen. Dienen sie weiter, so erhalten sie alle fünf Jahre eine Zulage von 25 Prozent des früheren Bezugs. Nach 20jähriger Thätigkeit im Lehrfach, 25jähriger in allen übrigen Zweigen des Staatsdienstes, kann der Beamte seinen Abschied nehmen und erhält die Hälfte der festgesetzten Pension. Stirbt der Beamte, welcher seinen Ruhegehalt erdient hat, so bekommt dessen Wittve die Hälfte der Pension bis zu ihrem Tode. Hat er Kinder hinterlassen, so beziehen diese die andere Hälfte bis zur Volljährigkeit des jüngsten.

Außer Rangerhöhungen, Orden und Geldbelohnungen, mit denen man überall dem Staate geleistete nützliche Dienste vergilt, hat Rußland noch eine besondere Art materieller Anerkennung für Militär und Civil — die sogenannte Arrende. Sie besteht darin, daß dem höheren Offizier oder Beamten ein dem Fiskus gehöriges Stück Land, nicht selten ein wolangebautes Gut, auf eine Reihe von Jahren verliehen wird, während welcher Zeit er die Einkünfte jenes Grundbesitzes genießt.

Ich habe das russische Beamtentum mit wenigen Zügen gezeichnet, wie es noch vor Kurzem war, wie es heute noch teilweise beschaffen ist. Meine Schilderung galt dem allgemeinen Charakter, nicht den einzelnen Individualitäten und ich hebe es noch besonders hervor, daß im russischen Beamtenstande die Zahl der tüchtigen, fleißigen, strebsamen, durch und durch charaktervollen Männer täglich wächst.

Die angeerbten Übelstände zu beseitigen, waren die Bemühungen der Herrscher nicht ausreichend. Als die öffentliche Meinung in Rußland erwachte und zu Worte kam, begannen dieselben allmählich sich zu vermindern. Dieser Zeitpunkt fällt zusammen mit den ersten Regierungsjahren Alexander II., der

moralischen Morgenröte Russlands. Hartnäckige, eingewurzelte Gebrechen verschwanden im Nu. Sie sind später bald hier, bald dort wieder aufgetaucht, aber durchaus nicht in ihrer früheren Stärke und Ausdehnung. Durch Vergrößerung der unzureichenden Gehalte ist eine fühlbare Besserung eingetreten und zwar namentlich in den Regierungsinstitutionen, in welchen die Bestechlichkeit Staat und Private am meisten schädigt, in der Justiz und Finanzverwaltung. Von der Stellung, die Kaiser Alexander III. den Mißbräuchen im Beamtenstande gegenüber eingenommen hat, ist bereits im 1. Th. (S. 65 ff.) die Rede gewesen. Feind jeder Unredlichkeit, keinerlei Verführung zugänglich, die Tugenden des einfachen Bürgers mit dem idealen Pflichtbewußtsein des Herrschers vereinigend, von der Heiligkeit seiner Mission durchdrungen, bis zum Extrem sparsam mit dem Vermögen des Staates, erscheint Alexander III. als der geeignetste Monarch, um die alten Krebs- schäden in der russischen Beamtenwelt mit Stumpf und Stiel auszurotten.

6. Die Rangklassen.

Seit Peter dem Großen ist die gesammte Militair- und Beamten-Hierarchie in vierzehn Rangklassen eingeteilt, deren jede ihre besondere Benennung führt. Prinzipiell muß der in den Reichsdienst Eintretende mit der untersten Klasse beginnen, gleich- viel welche Stellung er sonst in der Gesellschaft einnimmt. Nur die wissenschaftliche Bildung durchbricht das Normalprinzip und die vier gelehrten Grade der russischen Universitäten (graduierter Student, Kandidat, Magister, Doktor) berechtigen zum Eintritt je in eine verhältnismäßig höhere Rangklasse (Tschin). Der Inhaber eines Ranges (Tschinównik) muß auf jeder Stufe eine bestimmte Zeit verbleiben; Auszeichnung im Dienst kann letztere abkürzen. Jedem Tschin entspricht eine Reihe von Ämtern, denen sein Träger vorstehen kann; das Amt, das einen höheren Rang erfordert, kann der Träger eines niedrigeren Tschins nicht erhalten. Der Wille des Kaisers ist an diese Be-

schränkungen nicht gebunden. Wie in Deutschland die als Auszeichnung verliehenen Titel (Hofrath, Geheimrath und dgl.) kein Amt bedeuten, so bezeichnet der russische Tschin, der freilich ungleich mehr Rechte gewährt als jene, keinerlei Amt, sondern nur eine Rangstufe in der Beamtenwelt des Reichs. Jeder militärischen Charge entspricht ein Civilrang, der mit der ersteren an Rechten und Ansehn völlig gleich steht. Nur die Geistlichkeit rangiert nicht in den vierzehn Klassen und hat ihre Stufenleiter für sich. Ich gebe hier die Rangklassen für Civil und Militair, wie sie seit Peter dem Großen bestehen, nur die beiden eingeklammerten sind im Laufe der Zeit eingegangen:

	Civil	Militär	Marine
1	Reichskanzler.	Generalfeldmarschall	General-Admiral
2	Wirkl. Geh. Rath.	General en chef	Admiral
3	Geh. Rath.	Generallieutenant	Vize-Admiral
4	Wirkl. Staatsrath	Generalmajor	Kontre-Admiral
5	Staatsrath	(Brigadier).	—
6	Kollegienrath	Oberst	Kapitain I. Ranges
7	Hofrath	Oberstlieutenant	Kapitain II. Ranges
8	Kollegienassessor	Major	Kapitain-Lieutenant
9	Titulärrath.	{ Kapitain } Rittmeister	Lieutenant
10	Kollegiensekretär	{ Stabskapitain } Stabsrittmeister	—
11	(Schiffsekretär)	—	—
12	Gouvernementssekretär	Lieutenant	Mitschman (Midshipman)
13	Senatsregistrator	Unterlieutenant	—
14	Kollegienregistrator	{ Fähnrich } Kornet	—

Die Klassen 1. und 2. haben den Titel: Hohe Excellenz, — 3. und 4.: Excellenz, — 5.: Hochgeboren, — 6. bis 8.: Hochwolgeborn, — 9. - 14.: Wolgeboren.

Die Rangtabelle mit ihrer völligen Gleichstellung der Offizierschargen und der Civilämter hatte ohne Zweifel ihr Gutes und zwar nicht allein für die Zeiten ihrer Entstehung. Sie hat aber auch große Nachteile für die Staatsverwaltung im Gefolge. Da für eine gewisse amtliche Stellung nur der entsprechende Rang befähigte, so kam man dahin, von jeder Specialausbildung zu abstrahiren und die Beamten ohne Weiteres aus dem einen Verwaltungszweig in den andern herüber zu nehmen, ganz abgesehen davon, ob sie auch die notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten mitbrachten. Dieselbe Persönlichkeit war heute Finanzbeamter, morgen vielleicht Richter, um übermorgen Diplomat zu werden. Ja, man ging unter den früheren Regierungen noch viel weiter. Da jedem Civilrang eine Militaircharge entsprach, machte man den Offizier heute zum Beamten, um ihn vielleicht morgen wieder Offizier werden zu lassen, gleichviel ob er Talent und Ausbildung für den einen oder den andern Beruf besaß oder nicht. Die Klassenordnung führte zur vollständigen Misachtung des modernen Princips der Arbeitsteilung und der Specialbildung. Ein anderer großer Nachteil der Rangklassen beruht darin, daß der unfähige und unwissende Beamte, wenn er sich nichts Außergewöhnliches zu Schulden kommen läßt, doch mit der nötigen Geduld allmählich die hierarchische Leiter emporklimmt und zu Stellungen gelangt, denen er keineswegs gewachsen ist.

Erst in neuester Zeit ist in diesen Verhältnissen eine Besserung eingetreten; der Cultus des Eschin ist erschüttert und seine Tage sind gezählt. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo man es aufgeben wird, für das Amt eine gewisse Klassennummer zu fordern, wo Talent und Leistungsfähigkeit allein als entscheidende Momente gelten werden. Ja, wenn die jüngst verbreiteten Gerüchte auf Wahrheit beruhen, ist nicht allein eine Commission zur Reform der Rangklassen niedergesetzt, dieselbe hat auch bereits ihr Projekt dem Reichsrath unterbreitet. Nach diesem Entwurf sollen die elf unteren Rangklassen künftig wegfallen, die Träger der-

Fig. 17.



Höherer Civilbeamter in Gala.

selben fortan nur die Bezeichnung ihres Amtes führen und die Besetzung der Stellen nicht mehr vom Range abhängig sein.

Die Gleichstellung des Beamtenranges mit den Militärchargen hat bei der wichtigen Rolle, welche der Armee in allen modernen Staaten zugeteilt ist, in Russland dahin geführt, daß der Beamte häufig mit dem seinem Tschin entsprechenden Militär-

Fig. 18.



Hofbeamter in kleiner Uniform.

rang bezeichnet wird. So passiert es wol einem wirklichen Staatsrath, daß er „Civil-General“ genannt wird oder einem Hofrath, daß man ihn als Oberstlieutenant anredet.

Alle Beamten in Russland tragen im Dienst Uniform, die aus einem kurzen Rock oder Frack mit Metallknöpfen besteht, welche entweder den Reichsadler, oder ein anderes Emblem oder beim Provinzialbeamten das Gouvernementswappen tragen. Die Galauniform hat ungefähr den Schnitt des deutschen Waffen-

rockes mit mehr oder weniger reich in Gold oder Silber gestickten Kragen und Ärmelausschlägen. Zu ihr gehören Degen und dreieckiger Hut. Je nach dem Verwaltungsressort ist die Farbe der Uniform verschieden. Das Ministerium des Auswärtigen hat Schwarz, der öffentliche Unterricht Blau, alle

übrigen Grün mit verschiedenen Nüancierungen. Die Beamten des Hofes tragen zwischen der gewöhnlichen Dienstuniform (Wismundir = Wizeuniform) und dem reich gestickten Galakleide (Fig. 1) noch eine mittlere, gallonierte Tracht, die im gewöhnlichen Hofdienst angelegt wird. (Fig. 18.)

7. Geburts- und Verdienstadel.

Der russische Adel (Dworjānstwo), den ein bekannter russischer Schriftsteller „die erbliche Klasse der Kultur“ nannte, ist eine ganz eigentümliche Institution, welcher nichts Ähnliches im westlichen Europa entspricht. Er ist eigentlich nie etwas anderes gewesen, als „die Summe der Männer im Staatsdienst“ und hat sich, da der Eintritt in denselben jederzeit und jedermann offen stand, bei ununterbrochenem Zufluß aus andern Ständen frei von jeder Ausschließlichkeit und jedem Kastengeist gehalten. Eingeborene Familien von altem, edlen Blut hat es von jeher nur sehr wenige in Rußland gegeben. Diejenigen, welche sich bis heute erhalten haben, stammen von den Nachkommen Rjuriks und einigen alten Bojārengeschlechtern ab. Die Bojāren waren übrigens nichts anderes, als ein Dienstadel, der seine Würden und Vorrechte von der Gnade des Zaren empfing.

Mit der Einführung der Rangklassen wurde ein neuer Adel geschaffen. Jedem Offizier der Armee und jedem Civilbeamten im Klassenrang kam jetzt der erbliche Adel zu. Das dauerte das achtzehnte Jahrhundert hindurch und in das neunzehnte hinein bis zum Ende der Regierung Alexander I. Man hatte eingesehen, daß der Zutritt zum Adel zu leicht gemacht war, daß die allzu verschwenderisch erteilte Auszeichnung ihren Werth verloren hatte, daß die Masse des Adels allzugewaltig heranwuchs. Man fand nun den Ausweg in der Creirung einer

zwiefachen Art des Adels, des erblichen, der auf die Nachkommenschaft übergang, und des persönlichen, welcher sich nicht vom Vater auf den Sohn übertrug. Um der raschen Zunahme des Erbadeis zu steuern, wurde der Rang, mit welchem die Erlangung desselben verknüpft war, unter Alexander I. und Nikolai allmählich erhöht, so daß derselbe heute nur den vier ersten Klassen zugänglich ist, wenn er nicht durch die Gnade des Kaisers oder den Besitz gewisser Ordensklassen verliehen wird. Die niederen Beamtengrade haben nur den persönlichen Adel. Ein Unterschied zwischen altem und jungem Geburts- und Verdienstadel existiert in Rußland nicht. Das Institut der Rangklassen und des mit ihnen verknüpften Dienstades wird so in dem absolut-monarchischen Rußland zu einer vollkommen demokratischen Einrichtung, wie sie kein anderer monarchischer Kulturstaat aufzuweisen hat. Während die Hofchargen überall von den Souveränen nur den ältesten Feudal-Geschlechtern verliehen werden, besetzt man dieselben in Rußland häufig mit dem Verdienstadel von gestern, dessen Erlangung jedem begabten, tüchtigen Offizier und Beamten offen steht. Ich kannte einen Kammerherrn des kaiserl. Hofes, dessen Vater als Hauslehrer aus Deutschland ins Reich gekommen war. Die Skobelew und Miljatin, die wir heute in der nächsten Umgebung des Thrones finden, waren vor wenigen Generationen noch einfache Bürgers- und Bauersleute.

Die Vorrechte, die der Adel früher den andern Ständen gegenüber besaß, sind mit der Zeit hinfällig geworden. Die Befreiung von körperlichen Strafen wurde durch Alexander II. auf die übrigen Schichten der Nation ausgedehnt, die Befreiung vom Militärdienst hat mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht aufgehört und die Exemption von der Kopfsteuer wird mit der bevorstehenden Beseitigung dieser Art von Abgabe gleichfalls ihren Gegenstand verlieren. Das bedeutendste Privilegium des Adels, das Recht Landgüter mit Leibeigenen besitzen zu dürfen, hat mit der Aufhebung der Leibeigenschaft sein Ende

erreicht. Ein einziges von allen früheren Vorrechten ist dem Adel noch geblieben: eine gewisse Erleichterung des Eintritts in den Staatsdienst und ein verhältnismäßig rascheres Vorrücken in den Rangklassen. Damit steht dann in Verbindung, daß gewisse Bildungs- und Erziehungs-Anstalten den Kindern des Adels reserviert sind.

Aus dem System der Rangklassen und des Dienstadels, besonders aus der Leichtigkeit der Erwerbung des Erbadeles im vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts, erklärt sich die kolossale Massenhaftigkeit der Edelleute im russischen Reich und das verhältnismäßig geringe Maß von Ansehen, Wohlstand und Bildung unter denselben. Man zählt im europäischen Rußland etwa 600 000 erbliche und 250 000 persönliche Adlige. Die Folge davon ist, daß man sie auf allen Stufen des gesellschaftlichen Organismus, in allen Berufsarten und Geschäften und nicht minder in einem zahlreichen Proletariat findet. Man muß eben bei der Beurteilung der russischen Gesellschaft seine westeuropäischen Anschauungen und Vorurteile daheim lassen. Wenn deutsche Männer von Geist und Bildung Berichte über die nihilistischen Umtriebe lasen und in denselben die Verschwörer als „Edelleute“ und „dem Adel angehörige“ verzeichnet fanden, habe ich nicht selten den Ausruf des Entsetzens gehört: „Und die Mehrzahl gehört der Aristokratie an!“ — Da reicht eben unser deutscher Begriff von Aristokratie nicht aus und die Sache ist durchaus nicht so schlimm, wie sie dem Nichtrussen erscheint. Davon werden sich hoffentlich die Leser dieses Abschnitts überzeugt haben.

Beiläufig sei hier erwähnt, daß eine mit dem Familiennamen verbundene Bezeichnung des Adels in Rußland nicht existiert. Wenn Russen im Auslande ihrem Namen ein „von“ oder „de“ vorsetzen, so ist das eine Konzession, welche den westeuropäischen Vorurteilen gemacht wird. Der einzige alte Unterschied zwischen adligen und bürgerlichen Namen ruht anderswo. Man redet in Rußland niemand mit seinem Familiennamen an,

sondern stets mit dem Vornamen, welchem man den Vornamen des Vaters hinzufügt. Einen Herrn Wladimir Lapschin und seine Schwester Prasskówa, deren Vater Peter hieß, werde ich also nicht anders anreden, als: Wladimir, Sohn des Peter und: Prasskówa, Tochter des Peter. Zur Bezeichnung jener Patronymica hat man nun in Rußland von Alters her zwei verschiedene Arten von Endsilben: die einen (owitsch oder ewitsch, owna oder ewna) kommen dem Adel, die andern (ow oder ew, owa oder ewa) dem Nichtadel zu. Ist also Herr Lapschin ein Edelmann, so nenne ich ihn Wladimir Petrówitsch, seine Schwester Prasskówa Petrówna, gehört er nicht zum Adel, so wird er Wladimir Petrów, seine Schwester Prasskówa Petrówa angeredet. Hieraus erklärt sich auch das Vorhandensein so vieler Familiennamen auf owitsch, ewitsch, ow und ew.

Es giebt in Rußland nur einen einzigen nationalen Adels-titel, es ist das Prädikat Knjas (sprich Knäs) = Fürst, welches die Nachkommen des Herrscherhauses beibehielten, auch nachdem ihre Teilsfürstentümer längst mit Moskau vereinigt waren. Alle übrigen Würden und Auszeichnungen, auch der Bojärenrang, waren lebenslänglich und wurden von dem Zaren verliehen. Außer den von Rjárík abstammenden Fürstenhäusern, giebt es aber in Rußland noch eine ganze Reihe anderer, welche entweder diesen Titel erst in neuerer Zeit erhielten (Mónschtschikow, Ssumórow, Lieven u. s. w.) oder denen als vornehmen talarischen, mordwinischen, kaukasischen u. s. w. Familien, ihre angestammte nationale Würde in das russische Knjas übersetzt wurde. Das hat denn die Existenz einer ganzen Anzahl fürstlicher Familien zur Folge, deren Rang weder durch eine historische Vergangenheit noch durch beträchtliche Güter der Gegenwart gestützt wird.

Als Rußland in nähere Beziehungen zum Westen trat und sich Landstriche unterwarf, die lange unter deutschem Einfluß gestanden hatten, nahm es auch die dem abendländischen Lehns-wesen entsprossenen Adelsbezeichnungen an, indem es die entsprechenden Titel vom Auslande entlehnte. So giebt es seit

Peter dem Großen in Rußland auch Grafen und Barone, jedoch in ziemlich geringer Anzahl; die Mehrzahl der letzteren gehört der Finanzwelt an. Durch kaiserliche Ernennung sind ungefähr funfzehn Fürsten, etwas mehr Barone und hundert Grafen freit worden, von den letzteren einige zwanzig durch Alexander II.

III. Kirche und Geistlichkeit.

Die Geistlichkeit bildet in der russischen Gesellschaft eine für sich abgeschlossene, eigenartige Sphäre, die zwar ihre Elemente in die übrigen Bevölkerungsschichten abgiebt — es treten viele Söhne von Geistlichen in den Staatsdienst — die aber aus ihnen keinen Zuwachs empfängt. Der geistliche Stand ersetzt sich aus sich selbst.

Die gesammte Geistlichkeit wird vom Staat besoldet, ist frei von Abgaben, steht in geistlichen Dingen unter der Gerichtsbarkeit ihrer eigenen Oberen und in allen sonstigen Rechtsangelegenheiten unter dem weltlichen Gericht.

Sie zerfällt in die schwarze und die weiße. Die erste, nach der Farbe ihrer Kleidung so genannt, ist die Klostergeistlichkeit, zum Cölibat und beständigem Fasten verpflichtet; aus ihr allein werden die höheren Stellen des Klerus besetzt. Die Weltgeistlichkeit wird im Gegensatz zu den Mönchen die weiße genannt, obwohl sie, wenn auch keine schwarze, doch immer dunkelfarbige Gewänder trägt. Der Weltgeistliche oder Pöpe muß sich verheirathen, sobald er sein Amt antritt, doch ist ihm, einmal Wittwer geworden, die zweite Ehe untersagt.

Die Rangordnung der russischen Geistlichen ist folgende:

Klostergeistliche.

- | | | |
|-------------------------|---|------------------------|
| Archieret
Eupriester | { | 1. Metropolit. |
| | | 2. Erzbischof. |
| | | 3. Bischof. |
| | | 4. Archimandrit (Abt). |
| | | 5. Igúmen (Prior). |

Weltgeistliche.

6. Próto-Zërëi (Oberpriester).
7. Zërëi (Priester).
8. Prótoðiákon.
9. Diákon.

Klasse 1 und 2 haben den Titel „Hohe Eminenz“, 3 „Eminenz“, 4—6 „Hochehrwürden“, 7 „Ehrwürden“.

Der Diakon assistiert dem Priester bei der Verrichtung seiner Amtshandlungen, die Lampadarien, Psalmen oder Cantoren, Anagnosten oder Lectoren haben verschiedene äußere Formalitäten zu verrichten, wie das Anzünden der Kerzen vor den Heiligenbildern, das Aufstellen des Pultes vor dem Geistlichen, das Lesen der Perikopen u. s. w. Die Vertreter dieser untergeordneten Dienstämter empfangen, wie die Diakonen, eine Art kirchlicher keine priesterliche Weihe. Außer ihnen giebt es noch Kustoden, Glöckner und andere niedere Kirchendiener, welche zur Ausübung ihrer Funktionen keinerlei besonderer Weihe bedürfen.

1. Die Weltgeistlichkeit.

Die Weltgeistlichen, Popen, die sich aus den Popensöhnen rekrutieren, werden ausschließlich in den Priesterschulen und Seminarien herangebildet und erzogen. Die russischen Universitäten haben keine theologische Fakultät; ein einziger orthodoxer Priester lehrt an denselben Theologie und Philosophie vom Standpunkte der griechischen Kirche für die Studenten aller Fachwissenschaften. Die theologischen Bildungsanstalten sind durchweg scholastisch organisiert und geben keinerlei Raum und Gelegenheit für eine freiere Geistesbildung. Die vier geistlichen Lehrbezirke St. Petersburg, Kijew, Moskau und Kasan, zählen

50 Seminarien mit etwa 1500, und vier theologische Akademien mit ungefähr 500 Zöglingen.

Bei Beurteilung des russischen Geistlichen muß die Richtung in Anschlag gebracht werden, welche Jahrhunderte hindurch den Klerus, wie die Laien beherrscht hat, die tief eingewurzelte Gewohnheit, der ceremoniellen Seite der Religion eine übergroße Wichtigkeit beizulegen. Der einfache Mensch ist in der ganzen Welt von jeher geneigt gewesen, die Religion als eine Kette geheimnisvoller Gebräuche anzusehen, denen eine magische Kraft innewohnt. Die strenge Beobachtung dieser Gebräuche wehrt dem Übel und fördert das Heil in diesem und jenem Leben. Der Russe von gewöhnlichem Schlag — und man glaubt nicht, wie weit hinauf dieser reicht — lebt und stirbt in diesem Glauben und die Geistlichkeit hat noch wenig gethan, um demselben entgegenzutreten und der Moral vor der kirchlichen Magie Geltung zu verschaffen. Deshalb sind in Rußland noch heute Dinge möglich, wie wir ihnen nur in abgelegenen Gegenden Italiens und Spaniens, in Landstrichen des borniertesten Katholizismus begegnen mögen. Während meines Aufenthalts in St. Petersburg wurde ein junger Attaché der österreichischen Botschaft beraubt und ermordet. Der Thäter, ein im Hause beschäftigter junger Bursche, wurde entdeckt und legte ein umfassendes Geständnis ab. Ehe er den Schauplatz seines Verbrechens betrat, war er in die Kirche gegangen und hatte sein Vorhaben dem Schutze der Heiligen empfohlen. — Ein Räuber hatte einen Reisenden getötet und geplündert, sich aber nicht entschließen können, ein im Wagen aufgefundenenes Stück gekochtes Fleisch zu essen, da es grade in der Fastenzeit war. Das sind extreme, aber charakteristische Fälle, welche die Geistesrichtung kennzeichnen, die allgemein im russischen Volke vorwaltet.

Man erwartet vom russischen Pfarrer — den seine Weichhinder allgemein mit der Bezeichnung „Bätjuscha“ (Väterchen) anreden — nichts weiter, als daß er das Gebrauchtum der Kirche mit Anstand und Würde verrichte und er begnügt sich

damit, das zu leisten, was man von ihm verlangt. Thut er das, ohne allzugroße Ansprüche an den Geldbeutel seiner Pfarrkinder, so ist man mit ihm zufrieden.

Selten nur predigt und ermahnt er; moralischen Einfluß auf seine Beichtkinder besitzt er in den wenigsten Fällen und strebt auch nicht danach, solchen zu erlangen.

Hat der junge Geistliche seine dürftige Ausbildung in Seminar und Akademie beendigt, so sucht ihm der Bischof eine Frau. Es ist das ein wichtiger Teil seiner Hirtenpflichten. Der Bischof ist der natürliche Beschützer der Wittwen und Waisen seiner Diözese, besonders aber seiner Geistlichen. Vermögen können die letzteren, bei ihren beschränkten ökonomischen Verhältnissen, nicht hinterlassen, durch Arbeit können ihre Hinterbliebenen das Dasein auf ihren Dörfern unmöglich fristen, so muß denn gesorgt werden, daß ein junger Pfarrer eine der Töchter heirathet, bei dem dann, so weit es nöthig ist, die Familie, die Schwiegermutter eingeschlossen, untergebracht wird. Da ist es denn immer am besten, daß die Ehe geschlossen wird, ehe der alte Pfarrer das Zeitliche gesegnet hat. Er kann dann mit dem angenehmen Bewußtsein sterben, daß für die Zukunft der Seinen gesorgt ist. Auch muß die Sache in Ordnung gebracht sein, ehe der junge Mann die Weihen empfängt, da nach den Regeln der orthodoxen Kirche die Heirath nicht nach der Priesterweihe stattfinden darf.

Früher waren die Weltgeistlichen in Betreff ihres Lebensunterhalts auf den Ertrag des kleinen zur Kirche gehörigen Feldkomplexes und auf den Zehnten angewiesen, den sie von den Eingepfarrten erhoben. Seit 1869 erhält jeder Pope außer dem Kirchenlande einen festen Gehalt von der Regierung und der Zehnte ist abgeschafft. Die vordem bestandenen Verhältnisse waren durchaus unhaltbar und unwürdig und ihr nachtheiliger Einfluß macht sich noch heute schwer fühlbar.

Der Dorfgeistliche betrieb seine kleine Landwirthschaft nicht etwa rationeller als der Bauer mit Berücksichtigung aller Fort-

Schritte der Agrikultur, um so den Landleuten als Muster zu dienen und ihnen wenigstens etwas praktisch brauchbares zu lehren — im Gegenteil — bei dem Popen herrschte womöglich noch größere Lässigkeit, noch tiefer wurzelnder Schlendrian als bei dem Bauer und von irgend einer Spur materiellen Wohlstandes konnte keine Rede sein.

Nicht selten erblickte man im Sommer den Pfarrer barfuß, im Hemd, in weiten, leichten Beinleidern, den großen breitkrämpigen Hut auf dem Kopf, neben seinem Wagen mit dem kleinen Pferdchen, das die spärliche Ernte oder die primitiven Ackergerätschaften heimwärts zog, und man würde die ganze Erscheinung für einen armen Bauer gehalten haben, wenn nicht am Hinterkopf die außerhalb des Gottesdienstes in lange dünne Zöpfe geflochtenen Haare sichtbar gewesen wären.

Stand der Pöpe in dem Ruf, für alle Kasualhandlungen von den Bauern Geld zu erpressen, so war derselbe wolverdient, aber sicher auch zu entschuldigen. Der arme Geistliche mußte leben und eine meist zahlreiche, teilweise von seinem Vorgänger überkommene Familie ernähren. Und welche Demüthigungen hatte er zu erdulden, um eine nur kärgliche Einnahme zu erzielen. Freigebig ist der Bauer nirgends in der Welt und auch der russische mißgönnt nicht selten dem Pfarrer jede Hand voll Roggen, jedes Ei, das er ihm reicht. Bei dem sogenannten Umgang des Geistlichen schloß man die Thüren, um glauben zu machen, man wäre nicht zu Hause und wartete nicht einmal, bis der Geistliche außerhalb Hörweite war, um ihn mit Spott und Hohn zu überschütten.

Berfiel dergestalt der Landpöpe auf die raffinierteste Ausbeutung der Eigentümlichkeiten seines Kultus und der religiösen Beschränktheit seiner Pfarrkinder, so war das nicht zu verwundern, wenn auch vom moralischen Standpunkt zu verwerfen.

Die russische Regierung ist in neuerer und neuester Zeit eifrig bemüht, den Stand der Weltgeistlichen materiell, moralisch

und geistig zu heben. Zu solchen Reformen aber bedarf es der Zeit und was Jahrhunderte gesündigt haben, läßt sich in wenigen Jahren, auch nicht in Jahrzehnten, wieder gut machen.

Die Zahl der Priester und Diakonen — wenig mehr als 46 000 — ist so gering, daß nur auf etwa 2000 Seelen ein Geistlicher kommt und in dem weiten Umfange des Reiches tausende von Pfarrstellen unbesetzt sind. Es ist das die Folge des allzukürglichen Einkommens der Pfarrstellen und seit die Erblichkeit des geistlichen Amtes aufgehoben ist, wählen die Popen söhne mit Vorliebe eine freiere und ergiebigere Laufbahn.

Der Bauer ist arm und schwer besteuert. Er legt dem religiösen Kultus große Wichtigkeit bei, ehrt die Sakramente und hält die zahlreichen Fasten gewissenhaft — aber er hat wenig Achtung vor dem Pfarrer, der fast eben so arm ist, wie er selbst und sich sittlich und geistig kaum von ihm unterscheidet. Kommt noch dazu, daß sich der Geistliche dem Laster des Trunkes ergiebt, wozu Gelegenheit und Verführung ihm gewöhnlich sehr nahe gerückt werden, so ist es mit dem letzten Rest einer

geachteten Stellung in der Gemeinde vorbei. Die Unmöglichkeit, in der er sich befindet, zu einer höheren Stellung aufzurücken, trägt viel zu diesem jammervollen Zustande bei. Ihm gebricht

Fig. 19.



Pope in Winterkleidung.

die große Triebfeder der menschlichen Thätigkeit — der Wunsch emporzukommen.

Fig. 20.



Pope in Hauskleidung.

Mit der Aufhebung des Zehnten endete das mißliche Abhängigkeitsverhältnis, in welchem der Geistliche bis dahin zu seiner Gemeinde stand und es bleibt ihm nunmehr Zeit, sich mit der Seelsorge und dem Unterricht der Kinder zu beschäftigen. Freilich läßt die Bildung des Popen noch unendlich viel zu wünschen übrig. So lange der orthodoxe Theologe seinen Studien nicht auf einer Universität obliegen und sich neben dem theologischen Wissen eine allgemeine Bildung erwerben kann, wird er auch in der Gesellschaft nicht den Platz ausfüllen, zu dem seine Stellung ihn in so hohem Grade berechtigen sollte.

So wie jetzt noch die Verhältnisse liegen wird der Weltgeistliche von dem größten Teil der russischen Nation gering geschätzt und nur dann respektiert, wenn er in seiner kirchlichen Funktion als Diener Gottes auftritt.

Aber auch in diesem Kreise finden wir höchst achtungswerthe, treffliche Ausnahmen. Es giebt in den Reihen der orthodoxen, russischen Geistlichkeit hochgebildete, brave und tüchtige Priester, die wahrhaft wolthätig auf ihre Gemeinden einwirken — freilich sind sie heutzutage noch selten gesäet.

Eine größere Anzahl sind achtbare, wolmeinende Männer, die gewissenhaft ihre bescheidenen Pflichten erfüllen und sich redlich anstrengen, ihren Kindern eine gute Erziehung zu verschaffen. Wenn sie weniger Wissen, Bildung und gesellschaftliche Routine besitzen, als die römisch-katholische Geistlichkeit, so sind sie wieder unendlich weniger fanatisch, weniger geistig stolz und unduldsam gegen Andersgläubige, als diese. (Fig. 19, 20, 21.)

Fig. 21.



Pope im Ornat.

2. Die Klostergeistlichkeit.

Die Geschichte des Mönchtums in Russland stimmt mit der Entwicklung desselben in Westeuropa so ziemlich überein. Die ersten einwandernden Mönche waren von strengem asketischen Typus. Erfüllt von ihrem göttlichen missionarischen Beruf,

machten sie sich wenig Sorge um die irdischen Bedürfnisse und waren stets bereit, das wenige, das sie besaßen, mit noch ärmeren zu teilen. Dies Ideal mönchischer Einfachheit wich in Rußland wie im Westen bald weniger strengen und einfachen Gewohnheiten. Durch Schenkungen und Vermächtnisse wurden die Klöster bald reich an Gold, Silber, edlem Gestein, Land und Leibeigenen. So soll das Kloster zur heil. Dreieinigkeit bei Moskau (Troizkaja Lavra) 120 000 Leibeigene und eine entsprechende Menge Landes besessen haben. Als im vorigen Jahrhundert die Leibeigenen der Kirche Eigentum des Staates wurden, verloren viele Klöster einen bedeutenden Teil ihres Vermögens, aber die meisten blieben trotzdem lebensfähig.

Die Klostergeistlichkeit besteht aus den oben genannten fünf ersten Rangstufen der orthodoxen Priesterschaft und den Mönchen. Von den Erzpriestern oder Prälaten (Metropolit, Erzbischof und Bischöfe) hat jeder seine Eparchie, die er mit Hilfe eines unter seiner unmittelbaren Leitung stehenden Konsistoriums verwaltet. Die Mitglieder desselben werden aus den drei folgenden Rangstufen der Geistlichkeit ernannt. Die Anstellung aller Priester wird vom Konsistorium vorgeschlagen, vom Bischof bestätigt.

An der Spitze der Klöster stehen die Archimandriten und Igümen; die Vorsteherin eines Nonnenklosters heißt Igümenija. Alle Erzpriester stehen unter dem heil. Synod, sind in der Verwaltung ihrer Bistümer jedoch ziemlich unabhängig. Sie werden aus den Vorstehern der Klöster gewählt, wobei auf die imposante äußere Erscheinung Werth gelegt wird. Von den drei Metropolit Rußlands nimmt der von Nówgorod und St. Petersburg die höchst angesehene Stelle ein. Der gegenwärtig amtierende, Sjdór, feierte am 11. November 1884 sein fünfzigjähriges Bischofs-Jubiläum. Unsere Leser erhalten sein wolgetroffenes Portrait in gewöhnlicher Kleidung (Fig. 22); die folgende Illustration (Fig. 23) stellt verschiedene Erzpriester im Ornat dar. Die Ordensgeistlichkeit zählt außerdem etwa 18 Erzbischöfe, 37 Bischöfe und 32 Vikare. Zu den 485 Klöstern,

jämmtlich nach der Regel des heil. Basilus, gehören etwa 6700 Mönche mit 3500 Laienbrüdern und 4400 Nonnen mit 7500 Novizen.

Fig 22



Isidor, Metropolit von Nowgorod und St. Petersburg.

Die Klöster sind die eigentlichen Pflegestätten theologischer Gelehrsamkeit in Russland; man findet in ihnen ausgezeichnete Forscher, echte Jünger der Wissenschaft. An die Öffentlichkeit gelangen freilich meistens nur Werke, welche die traditionelle mystische Theologie oder den praktischen Kirchendienst eingehend

behandeln. Alle übrigen sind für die Erbauung oder den religiösen Unterricht bestimmt. Doch haben einige hochstehende Prälaten auch tüchtige kirchengeschichtliche Schriften verfaßt.

Fig. 23.



Erzpriester im Ornat.

Die klösterliche Weihe kann kein Mann vor dem dreißigsten, keine Frau vor dem vierzigsten Jahre empfangen. Kein persönliches Verhältnis, keine Verpflichtung darf sie in der Welt binden, nicht die Ehe, Schulden oder eine gerichtliche Klage. Wollen zwei Gatten zugleich der Welt entsagen, dürfen keine minderjährigen Kinder vorhanden sein.

Der Mönch, welcher das Kloster verläßt, kann seine frühere weltliche Stellung, Amt, Ehren und Würden nicht zurückfordern; er kehrt in den Stand zurück, dem er von Geburt angehörte. Er darf nicht wieder in den Staatsdienst

treten und vor Ablauf von 7 Jahren weder eine der Hauptstädte noch das Gouvernement bewohnen, in welchem sich das Kloster befindet, das er verließ. Kein Mönch darf Immobilien besitzen oder Handelsgeschäfte für seine Person betreiben.

Zwischen der weißen und der schwarzen Geistlichkeit, d. h. zwischen den Pfarrgeistlichen und den Mönchen besteht eine gewisse feindselige Stimmung. Der Pope betrachtet es als eine unverdiente Härte, daß ihm beinahe alle schweren Pflichten und keine der Ehren seines Standes zufallen. Die Mönche dagegen blicken auf die Parochialgeistlichkeit wie auf eine Art halbgeistlicher Kaste herab und finden es in der Ordnung, daß dieselbe ihren Vorgesetzten ohne Murren gehorche.

Bei den Klöstern selbst werde ich noch Ausführlicheres über das Leben ihrer Insassen zu berichten haben.

3. Die Kirchen.

Gerade weil die russische Kirche ihr Hauptmoment in den äußeren Ritus, in die Ceremonie verlegt, hat sie bei dem einfachen Manne auf das Tiefste Wurzel gefaßt; die große Masse des Volks steht fest auf kirchlichem Boden und es kommt ihr kaum in den Sinn, daß es anders sein könnte. Bei geringem Verständniß für verwickelte religiöse Satzungen, hält der russische Bauer felsenfest an seinem Glauben und seine Andacht ist die inbrünstigste. Die Religion ist ihm noch ein heiliger Schatz voll Weihe, Trost und Erhebung. Da ist ihm denn die gesegnete Stätte, wo er zu Gott, dem Heiland, der Jungfrau Maria und der großen Zahl seiner Heiligen betet, in Wahrheit ein Gegenstand innigster Verehrung, und eine Kirche zu erbauen oder zu ihrer Errichtung beizutragen ist ihm ein Werk höchsten religiösen Verdienstes. Daher die enorme Zahl gottesdienstlicher Gebäude in Rußland, die, wenn man die Kirchen in Palästen, Regierungsinstituten und Privathäusern mitzählt, wol die Mitte zwischen 33 und 34 tausend erreicht. Daher begegnet man auch so häufig im Lande einfachen Leuten, in der Regel von

Fig. 24.



Sammler für den Bau einer Kirche.

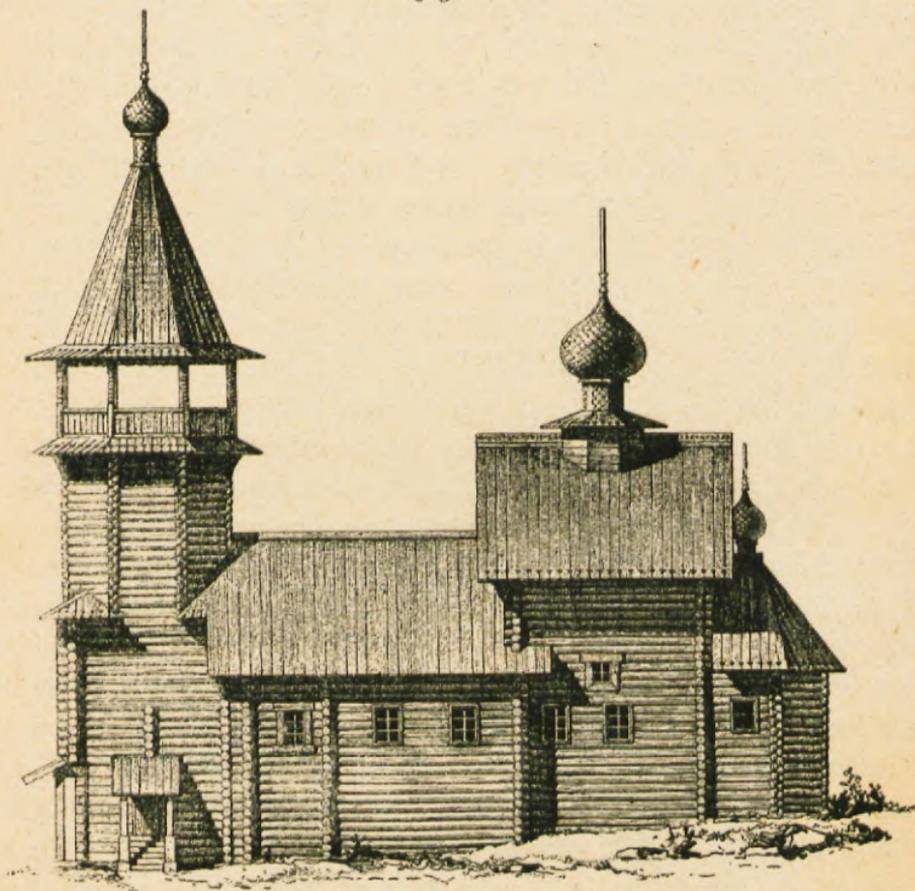
vorgerückteren Jahren, welche das kolossale Reich von einem Ende bis zum andern durchwandern, tausende von Rubeln in einzelnen Kopfen sammelnd, die sie am Schluß ihres jahrelangen Bittganges getreulich dem Bischof oder Kloster abliefern, welche die Absicht, ein neues Gotteshaus zu bauen, vor der Gemeinde kundgaben. Unübertrefflich schildert diese einfachen, gottestreu-
 Leute einer der ersten russischen Novellisten*): „Es zieht im heiligen
 Russland ein Bauer von Ort zu Ort; er ist weder jung noch alt, still, freundlich und wolwollend. Er denkt viel und spricht wenig. Seine Füße haben tausende von Wersten durchwandert, seine Augen tausende von Menschen und hunderte von Städten gesehen, er hat vieles gelernt und erfahren, aber, was er weiß, behält er für sich. Im Frost des heiligen Dreikönigsfestes wie in der Maihitze und in der herbstlichen nassen Kälte, immer geht er im einfachen Kasan, es ist ihm darin weder heiß noch kalt. Er trägt keine Mütze, nur im Winter bindet er sich ein Tuch um den Kopf. In den Händen hält er ein Buch, auf das ein Kreuz gedruckt ist; einst war es von Gold, aber das Gold ist längst verschwunden. Regen und Schneegestöber haben es abgespült, wie sie aus dem unbedeckten Kopfe alle menschlichen und sündhaften Gedanken fortgespült und fortgetragen haben. (Fig. 24.) Dieser Mann geht in der Welt umher und dient dem Herrn; er sammelt Geld zum Bau einer Kirche. Er geht mit dem Gelde allein durch Nacht und Sturm, durch die Wälder und auf den abgelegenen Wegen zwischen den Dörfern. Räuber und Mörder stürzen auf ihn zu, rühren ihn aber nicht an. Er hat kein Brod bei sich, giebt auch vom Gottesgelde nichts aus und ist doch immer satt. Wenn er durch die kleinen Dörfer zu den Armen geht, sammelt er mehr; wenn er nach Moskau, Kijew und den anderen großen Städten kommt, sammelt er weniger. In den Hütten reicht man ihm Brod, in den Häusern giebt man ihm Geld, aber von Gutshöfen und Schlössern

*) Graf Esaljaß in: „Die Hütte auf Hühnerfüßen.“

wird er oft fortgewiesen . . . Und mehr als einen Gottes-
tempel hat dieser Mann im heiligen Russland errichtet. Wie
ist sein Name? Auf den Namen kommt es nicht an . . . Es
gibt solcher viele . . . Gott helfe ihnen!"

Die ältesten russischen Kirchen waren von Holz erbaut, das

Fig. 25.



Alte hölzerne Kirche.

geeignetste Material für das rauhe Klima der nördlichen Gegen-
den. Ihrer haben sich nur wenige erhalten, die meisten fielen
den häufigen Feuersbrünsten zur Beute. Wo sie aber seit Jahr-
hunderten stehen geblieben, erinnern sie auffallend an die alten

skandinavischen Holzkirchen, deren eine im 12. Jahrhundert erbaut, aus der Gegend von Drontheim in Norwegen, durch den Kunstfmann Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erhalten und in das schlesische Riesengebirge versetzt wurde. Unsere Leser erhalten in Fig. 25 die graphische Darstellung einer solchen alten hölzernen Kirche, die sich im Gouvernement Olonez außerordentlich gut erhalten hat.

Die wenigen alten steinernen Kirchen, welche jetzt noch existieren, wurden am Ende des Mittelalters gebaut. Man nahm dabei die Sophienkirche in Konstantinopel zum Muster, nur waren die Kopien sehr klein und des Klimas wegen mit sehr dicken Mauern versehen. Über dem Dach erheben sich fünf Kuppeln, die größere in der Mitte, um welche die vier kleinern ein regelmäßiges Quadrat bilden. Auf jeder Kuppel ragt ein hohes vergoldetes griechisches Kreuz, das sich von dem römischen durch die schräg stehende Fußleiste unterscheidet, und in der Regel auf einem Halbmonde steht. Die Kreuze sind mit Ketten be-
hängen und durch diese an die Kuppel befestigt. (Vgl. Bd. I, Fig. 5.) Die Kuppeln sind von außen entweder mit einer lebhaften Farbe angestrichen oder ganz vergoldet oder versilbert.

Die neueren Kirchen sind sämmtlich in dem sogenannten russisch = byzantinischen Stile erbaut, zeigen aber durchweg die quadratische Form mit einer großen Kuppel in der Mitte und vier kleineren an den Enden. Die hauptsächlichste Zugabe der neueren Zeit besteht in zahlreichen Säulenreihen, die an den Portalen und unter den Kuppeln angebracht werden.

Kirchenuhren gehören zu den seltensten Ausnahmen; Kuppeln und Thürme werden erst an neueren Bauten zum Aufhängen der Glocken verwandt. Sonst diente zu diesem Zwecke nach dem Muster der alten Basiliken ein von der Kirche gesonderter Glockenthurm, der Kolokolnik, dem italienischen Campanile entsprechend. Bei ländlichen Kirchen ersetzt denselben ein einfaches Balkengerüst, auch wol ein starker, weitästiger Baum. Die umfangreicheren russischen Gotteshäuser haben ganze Massen von Glocken,

von den größten, tiefklingenden bis zu dem kleinsten schreiend hellen Geläute. Die russische Glocke selbst ist unbeweglich befestigt und wird mit einem schwebend angebundenen Hammer angeschlagen. Der Glöckner hält die Stricke, durch welche die Glockenhämmer in Bewegung gesetzt werden, in seinen Händen, so daß er die verschiedenen Glocken wie die Töne eines Instrumentes erklingen lassen kann. Dieselben sind der Mehrzahl nach wolklingend und gut abgestimmt, sonst würde der furchtbare musikalische Lärm, der auf ihnen an Festtagen verübt wird, kaum zu ertragen sein. Bald tönt eine einzelne tiefe Glocke in langsam abgemessenen Schlägen, dann mischen sich mehrere mittlere Stimmen hinein, zuletzt erhebt sich ein wahres Schellengeklirr in entsetzlich schnellem Tempo, das mit den andern ein sinnverwirrendes Getöse hervorbringt, bis plötzlich eine Pause eintritt, die dann wieder von einzelnen tiefen Tönen unterbrochen wird.

Der Regel nach muß jede russische Kirche in ihrer Längenausdehnung die Linie von Westen nach Osten einhalten. Der Haupteingang liegt auf der Abendseite, das Allerheiligste im Morgen. Das Innere zerfällt nach der angegebenen Richtung in vier Teile: die Vorhalle mit dem Taufbecken, das Schiff mit dem großen Ambon (Trapeza) oder dem Agapentisch, jetzt die Weihetafel für die Mönche, dem um einige Stufen erhöhten Chor (Kliros), auf welchem sich die Sänger (früher auch die vornehmeren Gemeindeglieder) befinden und dem Allerheiligsten mit dem Altar, dem Küstisch und der Vorrathskammer. Der Chor ist von dem Allerheiligsten durch eine reichgeschmückte Gitterwand geschieden, die auf der dem Schiff zugewandten Seite mit einer großen Anzahl von Heiligenbildern bedeckt ist und daher die Bilderwand, der Ikonostás (Eufonostasis) genannt wird. Auch die Wände der Gotteshäuser sind mit reichem Bilderschmuck versehen. Statuen heiliger Personen aufzustellen, gestattet die morgenländische Kirche nicht, erlaubt jedoch Reliefs und Mosaiken. Vom Chore aus führen drei Thüren des Ikonostás in das Allerheiligste: die mittlere königliche oder heilige Pforte, die

nördliche und die südliche. Durch die königliche Thür darf nur der Oberpriester schreiten, sie ist gewöhnlich geschlossen, öffnet sich auch während des Gottesdienstes nur einigemal, steht aber in der Osterwoche sieben Tage und sieben Nächte hindurch offen. Durch die Seitenthüren darf jeder Mann, Priester oder Laie, das Allerheiligste betreten; nur den Frauen — mit Ausnahme der Nonnen — ist es untersagt.

Der mehr oder weniger reich geschmückte Altar steht in der Mitte des Allerheiligsten, der königlichen Pforte gegenüber. Auf demselben liegen ein großes Evangelium, ein silbernes Kreuz, aber ohne den Erlöser, da die griechische Kirche keine Skulpturen duldet; und zwischen beiden die Hostie, die jedoch nicht, wie bei den Katholiken in einer Monstranz aufbewahrt wird. Häufig ist der Behälter derselben ein kleiner aus Metall gebildeter Berg mit Engeln besetzt. In einer Höle desselben steht ein kleiner silberner Sarg, welcher die Hostie umschließt. Dieser Hostien-schrein ist die erhabenste Stelle des Allerheiligsten, wie dieses der wichtigste Teil der ganzen Kirche; um ihn konzentriert sich so zu sagen das ganze Leben des Gottesdienstes.

Das Innere der reicheren Kirchen strahlt in kostbarem Schmuck. Überall prangen Gold und Silber, welche den Glanz von hunderten von Wachskerzen widerspiegeln, die während des Gottesdienstes in kunstvollen Kandelabern brennen. Die Heiligenbilder sind in Rahmen von Edelmetallen gefaßt, welche wie die Gewänder der dargestellten Personen mit Perlen und kostbaren Steinen inkrustiert sind. In dem Schiff, dem Raum für die Gemeinde, befinden sich weder Kirchenstühle, noch Sitze, noch irgendwelche Absonderungen. Alles steht während des Gottesdienstes untereinander, der Bettler neben dem Fürsten, in wahrhaft christlicher Gleichheit vor Gott, zuweilen kniet die ganze Gemeinde.

Die Kirchensprache ist die altslavische, in welcher sowol die Bibelübersetzung wie die sehr umfangreiche Agende abgefaßt ist. Für das Volk fast unverständlich, ist sie an den Gymnasien ob-

ligatorischer Unterrichtsgegenstand. Nur die Predigt, wo eine solche stattfindet, wird in russischer Sprache gehalten. Sie bildet keinen wesentlichen Bestandteil des Gottesdienstes und fiel in früherer Zeit ganz weg. Auch heute wird nur selten gepredigt und die meisten Kirchen haben keine Kanzel.

Orgel und andere musikalische Instrumente sind vom orthodoxen Ritus untersagt. Die musikalische Führung des Gottesdienstes übernimmt der Sängerkhor, welcher auf der rechten Seite des Altars postiert ist. In den kleineren Kirchen rekrutiert man die Sänger, so gut es geht, aus der Gemeinde; in den Kathedralen der großen Städte besteht der Chor aus berufsmäßig ausgebildeten ausgezeichneten Stimmen. Die Kirchsänger des kaiserlichen Hofes, des Alexander-Néwski-Klosters sind berühmt und kein Fremder, der Rußland besucht, versäumt es, sich den hohen Genuß zu verschaffen, den eigentümlichen, charakteristischen russischen Kirchengesang, wie er von Zwow, Bortnjánski, Bachmétjew u. a. theils überarbeitet, theils neu komponiert wurde, von diesen ganz vorzüglichen Kirchen-Chören zu hören. Die herrliche Fülle dieser schönen Menschenstimmen dringt mächtiger und feierlicher an die Gewölbe des Gotteshauses, als die gewaltigste Orgel; die Gemeinde singt nicht mit.

Die Liturgie der russischen Messe zerfällt in drei Theile: die Vorbereitung durch Gebet und Bibellesen nebst der Zubereitung des Brodes und des Weines, die Wandlung der letzteren und die Kommunion selbst mit dem Schlußgebet.

Ist die Gemeinde im Schiff der Kirche versammelt und die rechte Zeit gekommen, so tritt zuerst ein Diákon aus der Seitenthür des Ikonostás und stellt sich vor die verschlossenen königlichen Pforten, das Gesicht der Gemeinde zugewendet. Mit der Linken ergreift er ein langes, breites, goldgesticktes Band, das ihm über die Schulter herabhängt, an dem einen Ende, hebt es hoch empor und ruft, daß der Gottesdienst im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes beginne. Nach dieser Eröffnung verkündigt er in derselben malerischen Stellung,

im Namen welcher Personen man jetzt das Brod zur Begehung der heiligen Handlung schneide. Unterdessen gießt der Priester, unsichtbar hinter dem Skonostas, auf dem Küstische den Wein in den Becher, zerschneidet das Brod in kleine Stückchen und schüttet es auf einen silbernen Teller.

Nun wird das Evangelium aus der Nebenthür hervorge-
tragen. Der Diakon von einigen Subdiakonen (Djatschófs) ge-
folgt, hält es hoch empor, küßt es und legt es auf den Pult
nieder, das vor den königlichen Thüren steht. Der Geistliche
erscheint und liest das Evangelium, wobei er von den Sängern
häufig mit den Worten: Góspodi pomilui (Herr, erbarme dich)
unterbrochen wird.

Während dessen ist der Oberpriester am Altar hinter der
Bilderwand geheimnißvoll mit allerlei Zurüstungen beschäftigt.
Durch die königlichen Thüren, die, von durchbrochener Arbeit, nur
mit einem halbdurchsichtigen Schleier bedeckt sind, erblickt man
ihn. Das Evangelium ist gelesen und ein vom Sängerkhor an-
gestimmter Psalm verkündet den Beginn der Wandlung. Die
königlichen Thüren öffnen sich und das glänzende Innere des
Allerheiligsten mit dem geschmückten Altar wird sichtbar. In
demselben Augenblick tritt die gesammte Priesterschaft der Kirche
in feierlichem Zuge aus der Seitenthür. Voran ein Djatschóf
mit brennender Kerze, ihm folgt der Oberpriester den silbernen
Weinbecher in der Hand, hinter ihm ein anderer Geistlicher
den silbernen Brotsteller auf dem Kopfe; sodann die üb-
rigen. Sie bleiben vor den königlichen Pforten stehen, wo
ein Gebet für den Kaiser und dessen Familie gesprochen wird.
Nun treten sie durch die mittlere Thüre in das Allerheiligste
zurück, setzen singend Brod und Wein auf den Altar und der
Oberpriester kniet betend an demselben nieder. Einem abermaligen
Zuruf des Diakons an die Gemeinde, außerhalb des Allerheilig-
sten, folgt ein eigentümliches Gebet desselben. Unter dem ein-
fallenden Psalmengesang des Chores tritt er nun zu dem Prie-
ster am Altar und bittet den Herrn, Brod und Wein zu segnen.

Inzwischen haben sich die königlichen Pforten geschlossen. Jetzt wird das Brod zum Wein in den Becher geschüttet und der Moment der Wandlung ist da. Sämmtliche Priester fallen vor dem Altar auf die Erde, die Gemeinde bekreuzigt sich in lebhafter Bewegung, viele fallen auf die Knie und küssen den Boden. Alle Glocken der Kirche ertönen gleichzeitig und verkünden den Vorgang nach außen, damit er auch dort durch ein Gebet gefeiert werde. Die königlichen Pforten öffnen sich von neuem und die Austheilung des heiligen Abendmals, als Schlußhandlung, beginnt. Nach einer Ansprache des Oberpriesters treten die Kommunikanten, einer nach dem andern hinzu, fallen dabei dreimal auf die Knie und empfangen das Abendmal, indem sie die Hände auf der Brust kreuzen. Das in den Wein getauchte Brod, zu dem noch warmes Wasser hinzugefügt wurde, wird mit einem kleinen silbernen Löffel aus dem Becher geschöpft und so gereicht. Nach dem Empfange desselben küßt der Kommunikant den Becher.

Nun folgen noch, theils gesungen, theils gesprochen, Gebete und ein abermaliges Lesen der Bibel. Dann spricht der Oberpriester den Abschiedssegens, die königlichen Pforten schließen sich, die Sänger intonieren einen neuen Psalm und die Gemeinde entfernt sich, indem sie sich bekreuzigt.

Der Kultus der orthodoxen russischen Kirche mit seinen kostbar ausgestatteten, von unzähligen funkelnden Juwelen übersäeten Altären, Kirchengeräthen und Heiligenbildern, mit den mysteriösen, gewaltigen, kunstvoll durchbrochenen und reich ciselierten königlichen Pforten, hinter denen der Oberpriester in tiefem Bass seine Gebete singt, während die Hünengestalt des Diakons mit lang herabwallendem Haar in reichem Kirchengewande vor der Altarpforte mit prächtiger Stimme antwortet; der Chor, voll süßen Wollauts, alles das hat etwas außerordentlich Stimmungsvolles und Poetisches. Der ganze Gottesdienst athmet Würde und Anmuth.

4. Die Klöster.

Man unterscheidet in Rußland zwei Rangstufen unter den Klöstern. Die vornehmsten und bedeutendsten heißen *Lávra* (Laura), die übrigen *Monastýr* (Monasterium). Die Bezeichnung *Lávra* kommt aus dem Griechischen (*λαύρα*) und bedeutet zunächst Straße, Stadtviertel. Sie wird in den ältesten Zeiten der orientalischen Kirche den Klöstern beigelegt, welche aus einem Kranze von Einsiedeleien bestanden, die einen inneren Raum vollständig umschlossen, später heißen so die Klöster überhaupt als rings eingefriedigte Orte. Ihrer Bedeutung nach bilden die russischen *Lávren* folgende Reihe: 1. das Hölenkloster des heil. Antonius in Kijew, auf das ich noch zurückkomme und das ganz besonders die große wundertätige heilige *Lávra**) genannt wird. 2. Das Dreifaltigkeitskloster des heil. Sjergéi (*Tróizkaja Lávra*), 64 Kilometer von Moskau. 3. Das Kloster des heil. Alexander *Néwskij* (*Néwskaja Lávra*) in St. Petersburg. 4. Das Kloster zu Mariä Himmelfahrt (*Uspénskaja Lávra*) auf dem Potschajewschen Berge im Kreise Kremenetz des Gouvernements Wolhynien. — Auch das Tschúdow-Kloster in Moskau wird in alten Urkunden *Lávra* genannt, heute aber nicht dieser Kategorie gezählt.

Die Einkünfte, von denen die russischen Klöster erhalten werden, rühren her von sog. *Appertinentien*, direkten Geldsubsidien der Regierung, Geschenken aus dem Volke, von Miethzins aus Häusern, Speichern, Kellern u. s. w., welche den Klöstern gehören und den Zinsen ihrer Kapitalien.

*) Ein ergötzliches Beispiel, wie sich die Unwissenheit über Rußland breit macht, giebt Hr. Wilh. Goldbaum in seinem Buche „Entlegene Kulturen“, Berlin 1877, herausgegeben von dem Verein für Deutsche Literatur (!). Der Verfasser hält die heilige Laura (*Lávra*) von Kijew für eine verstorbene, schöne, heilige Frau, er sagt von einem Mädchen, sie sei tausendmal schöner, als die heilige Laura von Kijew, spricht von den Gebeinen und der Grottenkirche der heiligen Laura u. s. w. (S. 51, 73, 75.)

Unter den Appertinentien versteht man die Seen, Mühlen, Wiesen, Wälder u. s. w. der Klöster, die zu ihrem Unterhalt von der Regierung angewiesen wurden. Spezielle Untersuchungen ergeben, daß noch heute den Klöstern etwa eine Million Dessjatinen (9596 Quadratkilometer) Land gehört. An baarem Gelde erhalten sie vom Staate 408 749 Rubel. Die Einkünfte von den Kirchgängern und Wallfahrern hängen natürlich von der Zahl derselben ab und sind deshalb bedeutenden Schwankungen unterworfen. Die großen Klöster in Kijew und Moskau werden jährlich wol von 300 000 Gläubigen besucht, welche dort ihre Andacht verrichten. Unter den Einnahmen von diesen steht in erster Linie der Erlös von den Wachslichtern, welche die Betenden vom Kloster kaufen und den von ihnen verehrten Heiligen weihen, indem sie dieselben vor den Bildern jener aufstellen und anzünden. Diese Wachslichtgelder betragen in den großen Klöstern zwischen 20- und 40 000 Rubel. Hierher gehören ferner die Heiligenbilder, Medaillons, welche um den Hals getragen werden, Rosenkränze u. dgl., die in besonderen Verkaufsbuden (Lávka) der Klöster den Wallfahrern feilgeboten werden (Fig. 26). Weiterhin das im Klingelbeutel und in den ausgestellten Büchsen gesammelte Geld; das Kloster Solowézk im Gouv. Archangel entnahm diesen Büchsen im Verlauf eines Jahres gegen 10 000 Rubel. Einen nicht unbedeutlichen Posten bilden sodann die Einnahmen von den bestellten Dank- und Bitt-Gottesdiensten. Endlich gehören in diese Kategorie die Hostien- und Proskomidien-Gelder. Fast keiner der Wallfahrer verläßt die Kirche, ohne sich eine Hostie gekauft und sie mit Beifügung einer Geldmünze dem Priester bei der Proskomidie (dem Zerschneiden des Brodes zum Abendmahl, bei welchem der Namen Lebender oder Verstorbener fürbittend gedacht wird) übergeben zu haben. Die Geldgeschenke und freiwilligen Spenden frommer Geber sind gleichfalls hierher zu rechnen.

Außer diesen Einkünften, welche den Klöstern so zu sagen innerhalb ihrer Mauern zufließen, giebt es auch noch solche, die

Fig. 26.



Mönch im Verkaufsladen des Solowezkischen Klosters.

sie auf verschiedenen Wegen von außen beziehen. Hierher gehören zuerst die von den Klöstern an den Landstraßen, in Städten und Dörfern, gebauten und unterhaltenen Kapellen. Das Gebet-

häuschen am Kaufhof (Gostinnoi-Dwor) zu St. Petersburg, welches dem Gusslitzischen Kloster gehört, soll im Jahre circa 12000 Rubel einnehmen. In zweiter Reihe kommen hier die kirchlichen Prozessionen mit Heiligenbildern in Betracht, die oft

Fig. 27.



Nonne, Gaben sammelnd.

tagelang dauern, Entfernungen von 10 bis 100 Kilometer zurücklegen und in allen Dörfern und Weilern vor den Heiligenbildern gegen Entgelt Gottesdienst abhalten. Manche Klöster sollen auf diesem Wege jährlich bis 15 000 Rubel einnehmen. Endlich sind hier noch die Kollekten-Gelder zu nennen. Sämmtliche Klöster pflegen durch ganz Russland ihre Kollekten-sammler zu entsenden, welche bei allen frommen Christen milde Gaben entgegenzunehmen befugt sind. Nach allen Richtungen durchstreifen diese Klosterbrüder und Kloster-schwester das Reich von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte. In der Hand halten sie einen mit schwarzem

Stoff überzogenen viereckigen Sammelsteller, der mit zwei in Kreuzform aufgeklebten Silberborten „geweiht“ ist. (Fig 27.) Bei den sammelnden Nonnen schauen zuweilen recht hübsche, frische Gesichter aus dem langen schwarzen Kopftuch hervor. Die Nächte bringen sie in den Hütten der Bauern zu und pilgern

weiter und weiter, bis sie ihr Bettelzug mit den eingeheimsten Gaben, für welche sie überall mit einem „Gott bezahlt es“ ver- gelten, in das heimische Kloster zurückführt. Übrigens ist der Betrag dieser Kollekte geringer, als man denken möchte.

Eine bedeutende Einnahme für die Klöster ist das Sterben der Menschen. Zunächst besitzen sie große Friedhöfe, deren Plätze von den Gläubigen für die ewige Ruhe sehr gesucht und theuer bezahlt werden. Das Alexander-Néwski-Kloster in St. Petersburg z. B. nimmt für Gräber, je nach der Lage, bis zu 500 Rubel, dazu kommen die Kosten der Beerdigung selbst, die in der ersten Abteilung jenes Klosters 1000 Rubel betragen. Ferner knüpfen sich daran die Einkünfte für Trauerliturgien, Seelenmessen u. dgl.

Bei allen Klöstern findet man größere oder kleinere Gast- häuser und Hospize, in welchen die Wallfahrer Aufnahme finden. Die ersteren sind für die wohlhabenden Klassen bestimmt, die letzteren für arme Leute. Von den Gasthäusern sind manche so elegant und komfortabel eingerichtet, daß sie den größten Peters- burger Hotels an die Seite gestellt werden können. Dort existieren dann auch feste Preise für die Zimmer. Bei weniger gut ein- gerichteten zahlt man nach Belieben. Die Einnahmen der Klöster auf diesem Gebiet erstrecken sich von circa 400 bis 24 000 Rubel.

Nehmen wir zu allem Aufgeführten noch die Einnahmen aus dem Vermiethen von Speichern, Häusern u. dgl., welche z. B. bei dem Néwski-Kloster in St. Petersburg sehr bedeutend sind, und die Renten der deponierten Kapitalien, so ergibt sich für die 485 russischen Klöster eine beiläufige Einnahme von neun Millionen Rubel.

Dabei besitzen sie unermeslich große Schätze an Metallen und Edelsteinen, die nur annähernd zu taxieren zu den Unmöglich- keiten gehört. Die Schatzkammern des Moskauer Hauptklosters und des Sárjew Klosters allein repräsentieren zusammen einen Werth von 30 Millionen. Danach kann man sich eine annähernde Vorstellung von den kolossalsten Reichthümern an Gold, Silber

und Edelsteinen machen, welche in sämmtlichen russischen Klöstern aufgehäuft sind.

Es liegt ebensowol im Zweck dieser Schilderungen, als ich es im Interesse meiner Leser glaube, wenn ich ein paar der eigentümlichsten und hervorragendsten Klöster herausgreife und an ihnen das russische Mönchsleben in seinen äußeren und inneren Bedingungen zu zeichnen versuche. Ich wähle dazu drei ihren physischen Verhältnissen und ihrer geographischen Lage nach sehr weit voneinander entlegene und verschiedene Klöster: Kloster Walaám im Ládogasee, nach welchem ich selbst eine Wallfahrt unternahm, das Hölenkloster in Kijew und das Solowézskische Kloster auf einer Insel des weißen Meeres.

Das Kloster Walaám wolle der Leser nach den Eindrücken kennen lernen, wie ich sie auf meiner eigenen Pilgerung dorthin, erfuhr.

Eine halbtägige Fahrt auf dem schönen, breiten Strome der Newa führt den Reisenden zunächst nach Schlüsselburg. Das unbedeutende Städtchen liegt unmittelbar am Ausfluß der Newa aus dem Ládogasee. Interessanter und wichtiger als dieses ist die Festung, die ihre bemerkenswerthe öffentliche Geschichte hat und eine noch anziehendere geheime, die in den Chroniken nicht aufbewahrt ist. Das Werk liegt mitten in den Fluten des Sees und nur zu Schiffe sind die Zugänge erreichbar. Von den Russen erbaut, dann von den Schweden genommen, wurde die Feste am 11. Oktober 1702 von Peter dem Großen wieder erobert, der die Beschießung eigenhändig leitete und dessen preobraschénskische und sménowsche Garde die von ihm gelegte Bresche erstürmte. Links von der Stadt erhebt sich ein hoher Sandhügel, der preobraschénskische Berg, — dort ruhen die gefallenen Russen und Schweden friedlich nebeneinander. Die Festung hat jetzt ein stilles, ruhiges, etwas melancholisches Aussehen. Ihre kriegerische Bedeutung hat sie längst eingebüßt — die Gewölbe dienen seit lange zum Gefängnis. Manches Drama der russischen Regierungsgeschichte hat hier seinen tragischen Abschluß gefunden.

Das größere, für den See bestimmte Schiff nimmt uns auf und dampft sofort in die leicht gekräuselten Wogen des Ládoga hinaus. Das ist keine Fahrt wie auf einem der smaragdnen Schweizerseen — es ist das Meer, das gewaltige, uferlose Meer, das sich ringsum ausbreitet. Alles Wechsel und Bewegung, keine Grenze, kein fester Punkt, auf dem das Auge ruhen könnte. Der Ládoga ist aber auch der größte See Europas, dreihundert Kilometer lang, zweihundert breit, deckt er einen Flächenraum wie etwa das Königreich Sachsen. Siebzig Zuflüsse speisen dies ungeheure Wasserbecken, dem die Nawa in 820 Faden Breite entströmt; einst der bewegliche Schauplatz blutiger Kämpfe der Normannen, Kówgoroder, Schweden und Finnen. Auch die Hanfa befuhr den See und es ließe sich eine stattliche Chronik dieser Wasserwüste erzählen.

Nur wenige der an Bord befindlichen Reisenden wollen über den See in das benachbarte Finland. Die meisten sind Wallfahrer nach den Klöstern des Ládoga, Konéwez und Walaám; Wallfahrer aus Frömmigkeit, Wallfahrer aus Sündenbewußtsein, Wallfahrer aus Wissensdurst und Neugier; Wallfahrer aus allen möglichen Gesellschaftsschichten, Völkern und Religionen.

Abends läuft das Schiff die Klosterinsel Konéwez an, wo die Nacht zugebracht wird. Am frühen Morgen geht die Fahrt weiter. Am Nachmittag zeigen sich in der Ferne dunkle, unregelmäßige Formen. Allmählich lösen sie sich deutlicher vom Horizont ab. Endlich treten wie aus lichtem Nebelschleier ungeheure schroffe Felsen hervor mit dunklem Walde bewachsen, genau dieselbe Bildung, wie die Skären an der Süd- und Westküste Finlands. Der See wird zum Kanal zwischen riesigen Felskolossen. Mit langsamen Rudertakt biegt das Fahrzeug in das Thor zwischen zwei himmelhohen, mauersteilen Inseln, oben am Himmelsaum gekrönt von dem grünen Laub uralter Baumgiganten. Ein neues Felseneiland schiebt sich vor. Auf dem höchsten Vorsprung in den blauen Äther hinein ragt in wunderbar ergreifender Schönheit eine Kapelle; neben ihr eine schmuck-

lose Hütte, die Behausung eines Einsiedlers, des einzigen Bewohners dieser abgelegenen Insel.

Das Fahrwasser wird immer schmaler. Von beiden Seiten drängen die Granitmassen näher; hoch oben über uns ragen die Mauern und Thürme des Klosters Walaám, und wie beim Anblick Jerusalems das Heer der Kreuzfahrer auf die Kniee sank, so beugen sich jetzt die rechtgläubigen Pilger unseres Schiffes, machen das Zeichen des Kreuzes und grüßen mit frommen Gruße die heilige Stätte.

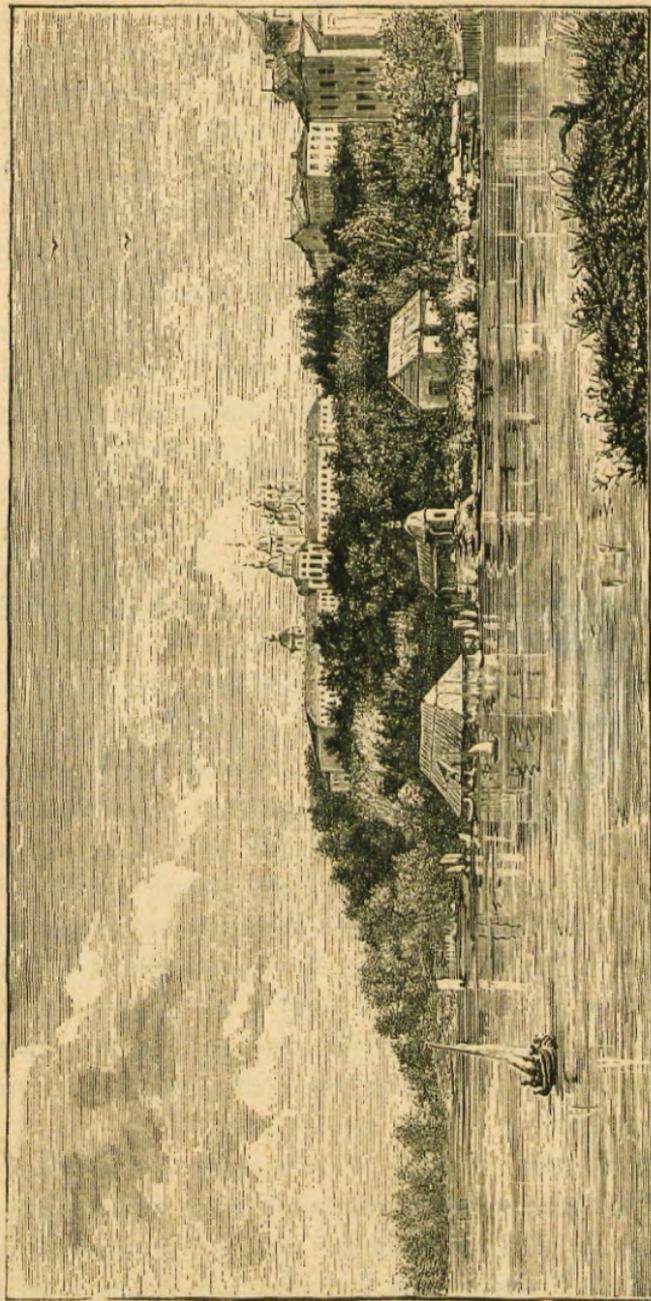
Wir biegen jetzt um eine Felsenwand, das Ufer senkt sich zum See hinab, wir sind am Ziele. (Fig. 28.) An der Landungsbrücke empfängt uns mit freundlichem Willkomm eine Schaar stattlicher Mönche und dienender Brüder. Das Gepäck wird ans Land gebracht. Jede Sondergruppe der Pilger und Reisenden erhält einen Mönch zum Führer und Begleiter und im langen Zuge bewegen sich die Wallfahrer aus dem Volke die hohe Granittreppe hinauf zu den Gebäuden des Klosters.

Inzwischen lichtet unser Dampfer, die *Bariza*, von Neuem die Anker und steuert ihrem letzten Ziele entgegen, dem Städtchen *Serdoból* an der benachbarten finländischen Küste, um uns von dort am dritten Tage wieder abzuholen und heimzuführen.

Die Pilger aus der besseren Gesellschaft werden bedeutet sich zunächst in die für sie bereiteten Wohnungen zu begeben, um sich von den Anstrengungen der Reise zu erholen. Wir folgen der Leitung der freundlichen Mönche, die uns in ein vortrefflich gebautes, stilvolles steinernes Palais führen, das zur Aufnahme vornehmer Wallfahrer bestimmt ist. Hier erhält jede Person für sich eine geräumige, einfach aber geschmackvoll ausgestattete, freundliche Zelle mit bequemen Bett, Tisch, Stühlen, Waschgeräth; — alles, was der anspruchslose Mensch auf Reisen braucht, ist vorhanden; — nur kein Spiegel.

Nun wird unser irdisch Teil innerlich und äußerlich erquickt und gestärkt und dabei mit den uns zukommandierten Vätern des Klosters Unterhaltung gepflogen.

Fig. 28.



Stooper Balmám

Das Gebiet des Klosters Walaám ist ein Archipelagus von gegen vierzig größeren und kleineren Inseln, sämmtlich aus dem See steil hervorragende Granitfelsen. Die Hauptinsel, auf welcher sich das eigentliche Kloster mit seinen Kirchen, Gast- und Wirthschaftsgebäuden befindet hat gegen 30 Kilometer im Umfange. Das große Klostergebäude ist ziemlich neuen Datums; es wurde 1784 gebaut. Alle Wallfahrer werden hier unentgeltlich beherbergt und bewirthet. Der allgemeinen Klosterkasse ein Geschenk zu machen ist zwar nicht verwehrt, wird aber nicht erwartet. Im Laufe des Jahres werden 3 bis 4000 Pilger auf das gastfreundlichste aufgenommen, von denen etwa der dritte Teil ganz mittellos ist und mit einem Gastgeschenk entlassen wird. Gegen funfzigtausend Pfund Brot giebt man den Wallfahrern mit auf den Heimweg. Die jährlichen Ausgaben des Klosters betragen gegen 75 000 Rubel, die hauptsächlich durch milde Gaben gedeckt werden, denn der Gewinn aus Ackerbau, Fischfang, Heuernte u. dgl. bringt kaum die Hälfte ein. Alle zum Lebensbedarf nothwendigen Handwerke sind auf der Insel vertreten, werden aber nur von den Mönchen selbst ausgeübt. Ebenso versehen diese alle übrigen Arbeiten der Landwirthschaft, Gärtnerei, des Fischfangs und Haushalts ohne Ausnahme und unterliegen dabei in Bezug auf Fasten und Gebet der strengsten klösterlichen Disziplin. Der russische Mönch gewöhnlicher Observanz fastet immer; er ernährt sich nur von Fischen und Vegetabilien, sein Getränk ist Quaf, Thee oder Wasser. Der Mönch von der strengen Regel genießt auch keine Fische und trinkt nur Wasser. Außer wallfahrenden Frauen und Mädchen, die vorübergehend zum Büßen und Beten hier weilen, wohnt auf sämmtlichen Inseln kein Weib.

Nachdem wir uns an Speise und Trank gesättigt und namentlich an dem vorzüglichen alten Klosterquaf erquickt, begeben wir uns die hohe Treppe hinauf in das Hauptgebäude, um dem Vorsteher des Klosters, dem hochwürdigen Igúmen, unseren Besuch abzustatten. Vater Damáskin, ein kräftiger Greis mit

schneeigem Haar und Bart, von einnehmender Gesichtsbildung, gab sich sofort als Mann von Geist und Gelehrsamkeit. Sein ganzes Wesen athmete natürliche Würde und liebevolle Duldung. Mit herzgewinnender Freundlichkeit begrüßte er uns in seinem Gastzimmer. Wir mußten Platz nehmen, Thee wurde gereicht und das Gespräch wandte sich bald von St. Petersburg auf das Inselkloster und seine Verhältnisse. Doch der Abend brach herein, wir wollten uns noch etwas umsehen und verabschiedeten uns bald. Wir waren im Aufbrechen, als Vater Damáskín die Frage hinwarf: „Seid Ihr rechtgläubig, meine Kinder?“ „Wir sind Protestanten, hochwürdiger Vater,“ war die Antwort. „Nun,“ sagte der Prior, und ein reizendes Lächeln verklärte sein gutes Gesicht — „wir sind ja allzumal Sünder“ und segnend entließ er uns.

Wir begaben uns jetzt zum Gottesdienst, der in einer der sechs Kirchen des Klosters für die Wallfahrer abgehalten wurde. Es war die Hauptkirche, in der sich die Gebeine der beiden Klosterheiligen Sfergéi und Góрман befinden. Eine Menge Betender lag auf den Stufen des prachtvollen Grabmals. Aus dem Gotteshaus traten wir hinaus auf die Terrasse des Klosters und ein Anblick von unbeschreiblicher Schönheit bot sich dem naturdurstigen Auge dar. Zu unsern Füßen im Abendgold schimmernd der glänzende See, eingeeengt in riesige Granitbecken und Kanäle, die zahllosen wildbewachsenen Inseln mit hellfarbigen Laubbäumen und dunklem Nadelholz, durchsäet mit Kirchen, Kapellen und den Hütten der Anachoreten. Langkielige Boote kreuzen von Eiland zu Eiland. Schaaren wilden Geflügels flogen und schwimmen dazwischen, ein wunderbares Paradies der Ruhe und des Friedens — unter dem 62. Grad nördlicher Breite.

Den Rückweg nahmen wir durch den Klostergarten voll herrlicher Blumen und köstlicher Früchte. Vater Grigóri, der Klostergärtner, empfing uns, ein steinalter Mönch mit langem weißem Haar. Der Frieden der Seele stand in deutlicher Schrift auf dem gebräunten Antlitz des Greises, dessen Leben ruhig

dahin geflossen war zwischen frommen Gebet und dem Umgang mit der ewig jungen Natur. Er pflückte uns herrliche Beeren, wie sie nur der hohe Norden zu erzeugen vermag und geleitete uns auf den Weg zur freundlichen Herberge.

Raum hatte der helle Sonnenschein uns vom Lager gelockt, so erschien auch schon Vater Feoktist, unser erster Führer und Geleitmann, mit trefflichem Thee und lockerem Weißbrot. Zucker und Butter lieferte die eigene Reisefüchse und so war unser Frühstück wolbestellt. Dann ging's auf die Wanderung durch Kirchen, Wohnungen und Wirthschaftsgebäude. Überall die größte Ordnung, die peinlichste Sauberkeit. Mehr als die eintönige Pracht der Tempel, als das Denkmal zur Erinnerung an den Besuch des Kaisers Alexander I., als die Schatzkammer mit ihren edelsteinbesäeten Priesterornaten, Meßbüchern und Altargesäßen, mehr noch als die Bibliothek, die viele seltene Kirchenbücher, aber keine Handschriften enthält, zog mich das Haus der Werkstätten an, in dessen weiten Räumen alle Handwerke von den frommen Vätern getrieben werden, welche zur Befriedigung der bescheidenen Lebensbedürfnisse unserer gastfreundlichen Mönche dienen. Während Mühle und Brotbäckerei sich im Hauptgebäude neben der Küche befinden, ist hier die Tischlerei, Schuhmacherwerkstatt, Weberei, das Atelier der Klosterschneider, die Schmiede, die Schlosserei und eine Menge anderer Gewerbe in einem wahren Prachtgebäude und seinen, acht Etagen übereinander bildenden, in den Felsen gehauenen gewölbten Kellern inquartiert.

Nun ging's zum Ufer hinab. Ein Langboot mit sechs rudern den Mönchen erwartete uns. Vater Feoktist setzte sich ans Steuer, wir stiegen ein, unter dem Taktschlag der Riemen wirbelten funkelnde Diamanten in die Luft und hinein ging's in die wunderbare Zauberwelt der Felseninseln. Das Wasser glatt wie ein Spiegel und durchsichtig klar. Ein Felsstoloz nach dem andern, jeder Vorsprung mit goldgrünem Laub, mit blauschwarzen Tannen geschmückt, schiebt sich vor und scheint den Kanal zu schließen, bis sich zur Seite eine neue Bucht öffnet, die uns weiter führt.

Bei jeder Wendung des Bootes ein neues Bild. Neben uns schwimmen ruhig wilde Enden, unbekannt mit der Tücke der Menschen; über unsern Häuptern zieht eine Schaar von Kranichen. Jetzt wird die Gegend wilder und dunkler, die Felsen höher; ein Wildbach rauscht von der Wand herab, zwischen den Bäumen schimmert die Wohnung eines Anachoreten. Sie steht verwaist und harret auf einen neuen Insassen; der asketische Mönch, der dort sieben Jahre einsam und schweigend zugebracht, ist kürzlich gestorben.

Das Boot nähert sich einer kleinen lieblichen Insel. Auf der Höhe ragt das griechische Kreuz. Unter dunkeln Bäumen schimmert ein Kirchendach, nicht weit davon ein stattliches Haus. Wir landen. Es ist der „Schit“ des heiligen Nikolai des Wunderthäters, den wir betreten.

Unter „Schit“ — das Wort stammt vielleicht aus dem Altnordischen und hängt mit „scheiden“ zusammen — versteht man eine gesonderte Abtheilung des Klosters, deren Mönche freiwillig nach einer strengeren Observanz leben. Sie schweigen stets, leben nur von Vegetabilien und Wasser und ihre Kirche ist zu keiner Stunde des Tages oder der Nacht ohne eine bestimmte Anzahl Betender, bei welchem frommen Dienst sich die Mönche stündlich ablösen. Unser Besuch beschränkte sich selbstverständlich auf stummes Schauen. Das Wohnhaus enthält helle, reinliche Zellen und ein größeres Zimmer für den Igumen, der sich zuweilen für einige Zeit in den Schit zurückzieht. Solcher Niederlassungen strenger Observanz hat Walaám vier. Außer dem Schit des heiligen Nikolai, der eine Werst (Kilometer) vom Hauptkloster entfernt ist, den bedeutend größeren „Aller Heiligen“ auf zwei Werst Entfernung, den Schit des Alexander Swirski, Werst vom Kloster und endlich den Johannes des Täufers, vier sieben Werst von der Hauptinsel gelegen.

Über Felsgeröll und durch Fichtenwald gelangten wir zum Ufer und Vater Feoktist steuerte uns auf einer andern herrlichen Wasserstraße zwischen andern Inselgruppen hindurch zum Kloster zurück.

Ringsum neue Bilder, neue Reize dieser wunderbaren, jungfräulichen Natur. Auf den Inseln Walaáms donnert kein Schuß, kein Jäger darf dem Wilde Fallen stellen. Das Kloster gestattet keine Jagd in seinem Bereich, kein warmblütiges Tier darf getödet werden. Am Ufer der Felseneilande graßt ruhig und sicher das riesige Elen, spielt die Häsín unbesorgt mit ihren Jungen und der Fuchs sieht bedächtig auf die vorüberfahrenden Mönche herab. Im Winter kommen zuweilen aus Finlands Urwäldern Wölfe und Bären über das Eis. Da hören denn wol die Väter im nahen Walde das dumpfe Geheul, das heisere Bellen und der kluge Fuchs sucht Schutz und Nahrung bei den betenden Menschen.

Mit gleichmäßigem Ruderstrich durchkreuzen wir den wunderbaren Archipel und landen wieder auf der Hauptinsel. Es ist Mittagszeit. Wir folgen der Einladung des Vater Igúmen und nehmen Theil am gemeinschaftlichen Mahl der Mönche und Pilger. Unser treuer Führer geleitet uns durch die gewölbten Gänge des Klostergebäudes in das Refektorium. Ein großer, hochgewölbter weißgetünchter Raum in der Form eines länglichen Rechtecks; sein einziger Schmuck einige Heiligenbilder. Drei gedeckte Tafeln in der Längenausdehnung aufgestellt und parallel laufend, füllen den größten Theil des Saales. Der mittlere Tisch ist etwas kürzer als die beiden andern; an seinem Kopsende steht eine Art Katheder. Diese mittlere Tafel ist für die vornehmen Gäste bestimmt, die rechts vom Katheder für die Mönche, die links für die Pilger aus dem Volke. Fast alle Plätze sind schon besetzt. Die Unterhaltung findet, so weit möglich und nöthig, nur durch Blicke und Zeichen statt. Während des Mahles im Refektorium darf nur eine einzige Person sprechen: der Mönch, der jetzt das Katheder einnimmt und mit lauter Stimme erst ein Gebet, dann Psalmen liest, in welchem frommen Geschäft er sich während der Dauer des Mahles keinen Augenblick unterbricht. Die Tafeln sind mit glänzend weißem Linnen gedeckt. Vor jedem Platze befinden sich einige Teller übereinander geschichtet, ein Messer und

ein Löffel. Gabeln werden als unnützer Luxus betrachtet und finden sich nur auf dem mittleren Tische. Auf der rechten Seite jedes gedecktes liegt ein schönes großes Weißbrod, auf der linken eine mehr als faustgroße Fischpastete (Piróg). Hinter den Tellern steht ein Becher aus Metall. In der Mitte der Tafel, zwischen großen mit Kwas gefüllten Krügen sind die Bestandteile der kalten russischen Fischsuppe (Batwinja), wol geordnet: mehrere Arten gefalzener Fische, Lauch, Kräuter, Gurken, Essig, den Kwas nicht zu vergessen. Ein einzelner Glockenschlag ertönt — das Zeichen zum Anfang des Males. Der Psalmenleser beginnt sein Gebet, alles lauscht still und andächtig. Er spricht das Amen, jedermann bekreuzigt sich, die Psalmen und die Malzeit werden in Angriff genommen. Man bereitet sich selbst seine Batwinja nach Gewohnheit und Geschmack und läßt sich den trefflichen Piróg dazu schmecken. Die kräftige Stimme des psalmenlesenden Mönches übertönt das leise Geräusch der Löffel und Messer. Genau funfzehn Minuten sind vergangen, da tönt abermals ein einzelner Glockenschlag. Eine Seitenthür öffnet sich, eine lange Reihe dienender Brüder, einer hinter dem andern, tritt ruhigen, gemessenen Schrittes ein; in wenigen Augenblicken haben sie die Tafeln abgeräumt und mit den Speisen des zweiten Ganges besetzt. Derselbe besteht aus den köstlichsten Fischen, gekocht, gebraten, geschmort — warm, kalt — kurz in mannigfaltigster Art der Zubereitung mit allerlei Gemüse und Salat. Abermals nach einer Viertelstunde wiederholt sich das Glockenzeichen mit der Erscheinung der dienenden Brüder. Es wird abgeräumt, ein Dankgebet gesprochen; alles verneigt sich und schlägt das Kreuz. Das Mal ist vorüber.

Wir schlendern unserer Wohnung zu, um nach den Anstrengungen des Morgens, die Mittagszeit in Ruhe zu verbringen. Da kreuzt unsern Pfad ein ziemlich verwittert aussehender Mönch und redet uns an: „Gnädige Herren, Ihr seid aus Petersburg; wollt Ihr einem armen Manne einen Liebesdienst erweisen?“ — „Recht gern!“ — „Sucht mein Weib auf

und meine Kinder, bringt ihnen meinen Gruß und sagt, daß ich lebe und gesund bin.“ — „Ihr seid Mönch und habt Weib und Kinder?“ — „ich bin kein Mönch, ich bin Pope, von der geistlichen Obrigkeit auf sechs Jahre ins Kloster geschickt.“ — „Auf sechs Jahre! Das ist hart — und weshalb, mein Vater?“ — „Wegen Trunksucht!“ erwiderte der Bedauernswürdige, eine Thräne rollte über sein mageres, bleiches Antlitz; er nannte uns die Wohnung seines verlassenen Weibes und ging.

Als wir uns zu neuen Exkursionen auf den Weg machen wollten, erfüllte ein feiner Bratengeruch die gewölbten Gänge des gastlichen Hauses. Wir äußerten gegen Vater Feoktist unser Erstaunen über diese fremdartige Erscheinung und er führte uns durch einige Korridors zum Urquell des Aroms. Es war eine große, prachtvolle, helle Küche mit drei oder vier Herden. An dem einen stand ein sehr weltlicher Koch in dem bekannten weißen Kostüm, eifrig beschäftigt. „Wenn wir unsern Gästen nur Fastenspeise vorsetzen können — erklärte unser Geleitsmann — so sollen ihnen doch wenigstens Mittel und Gelegenheit nicht fehlen, nach ihrer Weise zu leben. Wer sich also nur die Dienerschaft und die nöthigen Vorräthe mitbringt, kann hier nach Herzenslust kochen und braten lassen, wie es ihm gefällt.“

Am andern Morgen in der Frühe mahnte die Schiffsglocke der Zariza zum Abschied. Wir besuchten den ehrwürdigen Prior, um für die genossene Gastfreundschaft unsern Dank abzustatten. Unser Entzücken über das herrliche Inselkloster machte ihm die größte Freude und er ladet uns zu baldiger Wiederholung der Pilgerfahrt ein. Der Sitte gemäß verneigen wir uns tief und wollen ihm, wie alle Reisegenossen, die Hand küssen. Er ließ das nicht zu, legte jedem von uns segnend die Hände aufs Haupt und küßte uns auf die Stirn. Von ganzem Herzen dankbaren Abschied nahmen wir von Vater Feoktist, der uns mit emaillierten Bildern der Heiligen Sergéi und Góрман beschenkte.

Der Prior mit sämmtlichen Mönchen begleitete uns zum Landungsplatz. Unter der Segenspendung des Vaters Damáskin

löste sich der Dampfer vom Ufer und rauschte an den Felsen vorüber. Mit wehmütigem Entzücken blicken wir zum letztenmal an den steilen Granitwänden empor. Hoch oben auf der Terrasse steht der ehrwürdige Igumen mit seinem Gefolge und winkt nochmals Segen und Abschiedsgruß über das Schiff und die es heimwärts trägt. Entblößten Hauptes danken wir. Der Dampfer zieht seine Furche durch den Spiegel des Sees. Sehnsüchtig wendet sich das Auge nochmals zurück nach der wunderbaren Insel. Noch einen Gruß hinauf in das Waldesdunkel zur Wohnung des Eremiten — der Felsen mit der leuchtenden Kapelle verschwindet, der Ton des Glöckchens verhallt, Walaám ist den Blicken entschwunden. —

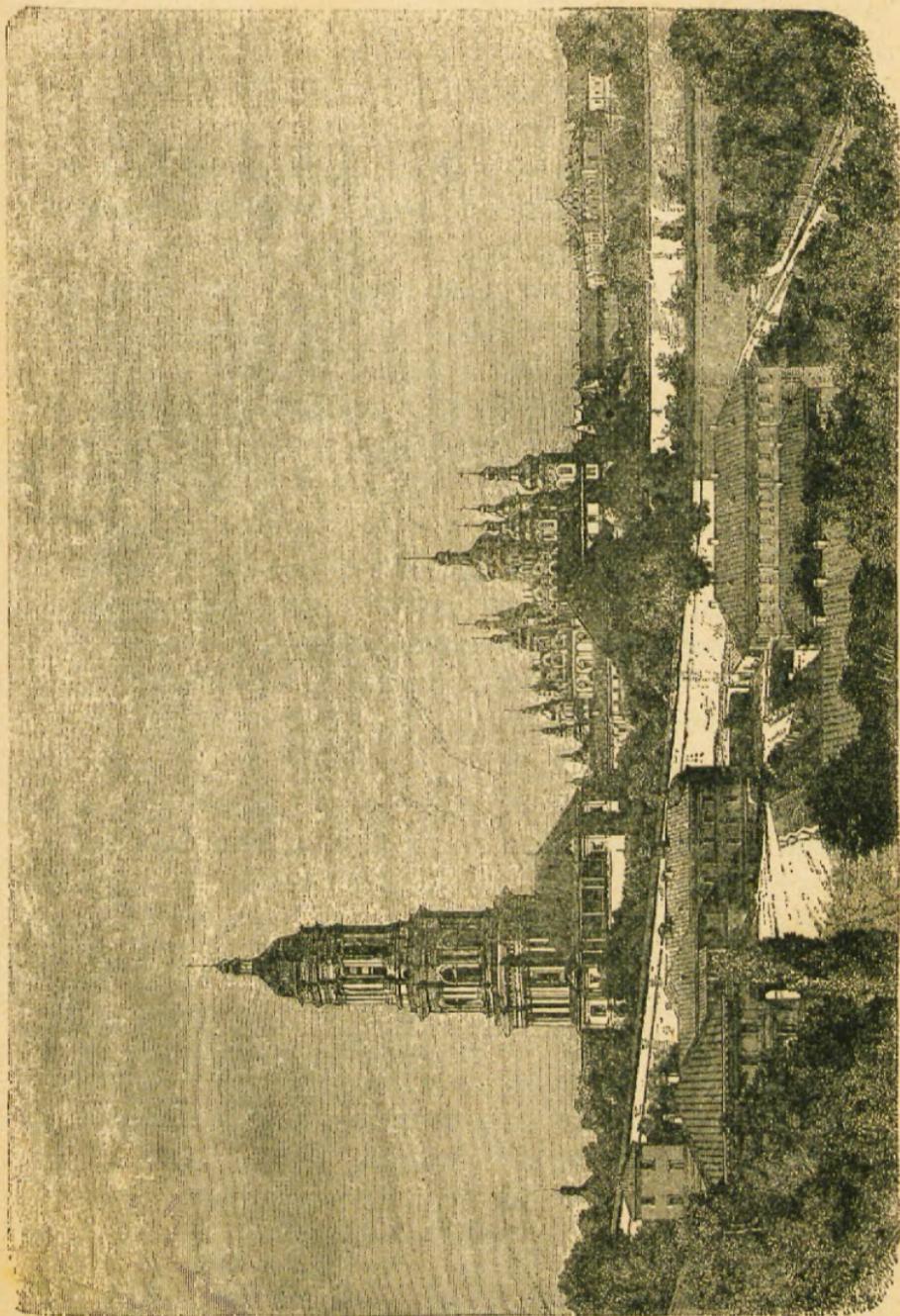
Das Hölenkloster in Kijew ist der Centralpunkt dieser heiligen Stadt, zu welcher die Wallfahrer aus der weitesten Ferne herbeipilgern, um an dieser ehrwürdigsten Stätte der russischen Kirche ihr Gebet zu verrichten. Auf den Höhen am rechten Ufer des Dnjepr unter andern Klöstern und Kathedralen, erhebt sich das Hölenkloster auf einem Berge, der gegen den Strom zu schroff abfällt. Es besteht aus vier Abteilungen, der eigentlichen Lávra, dem Krankenkloster, dem Kloster der nahen und dem Kloster der entfernten Hölen. Begründet wurde das Heiligtum — wie berichtet wird — von dem ehrwürdigen Anton aus der Stadt Ljubetsch, der auf dem Berge Athos zum Mönch geweiht worden und bei seiner Rückkehr nach Rußland (1013) an dem Orte des heutigen Klosters eine Höle fand, welche von den Warägern ausgegraben war. Später soll er eine zweite Höle gefunden und in beiden lange Zeit asketisch gelebt haben. Sein Ruf verbreitete sich im Lande und seine Höle verwandelte sich in ein Kloster mit zahlreichen Grotten unter und stattlichen Gebäuden über der Erde, das oft zerstört und geplündert, immer aber wieder glänzender als vorher aufgebaut wurde. Jetzt sind seine Kirchen und Gebäude, mit Ausnahme des Abhangs zum Flusse und der Südseite, die sich in Gärten verliert, durch

Befestigungen geschützt, die im Jahre 1716 von Peter dem Großen angelegt wurden. (Fig. 29.)

Schreitet man durch das mit Heiligenbildern geschmückte Klosterthor, so erblickt man innerhalb des Gebäudes die kleinen Zellen der Mönche, vor denen sorgsam gepflegte Sträucher und Blumenbeete einen gar freundlichen Eindruck machen. Ein breites Trottoir aus Hausteinen führt in die Kathedrale, welche nach einem alten dort befindlichen Muttergottesbilde den Namen „Mariä-Himmelfahrt“ trägt. Gegen Südwest erhebt sich der gewaltige, wundervolle, aus vier Stockwerken bestehende Glockenthurm.

Ein langer bedeckter Gang führt am Berge hinab nach der Stelle, wo die Kirche zur Kreuzerhöhung steht, durch die man zu den Hölen gelangt. Beim Eingange in dieselben erhält man von dem geleitenden Mönche eine geweihte brennende Wachskerze und durch ein eisernes Gittertor betritt man das Reich des Todes. Die Luft ist schwer und drückend. Hier und dort sind die glatten Sandsteinwände von dem Rauch der Lichter geschwärzt, was aber kaum bemerkbar ist in dem Glanze der zahllosen Kerzen, zwischen denen in Gold und Silber altslawische Inschriften schimmern. Eine ungeheure Menge von Pilgern füllt die unterirdischen Gänge; von den Kapellen her erschallen die harmonischen Töne des Kirchengesanges. Aus den Zellen ringsumher starren dem Wanderer die unverwesten Leichname der Heiligen entgegen — alles hier verkündet die Vergänglichkeit des Irdischen und die Schauer des Todes. Noch jetzt soll es opfermuthige fromme Gemüther geben, die einmal in diese Gräberhallen niedergestiegen, nicht mehr an des Tages Licht zurückkehren und den Rest ihres Lebens hier in Buße und Gebet verbringen.

Die unterirdischen Gänge ähneln den Strecken und Stollen der Bergwerke, sind etwa 7 Fuß hoch und 4 bis 5 Fuß breit. In labyrinthischen Windungen ziehen sich die beiden Abteilungen derselben mehr als eine halbe Stunde lang in den Felsen und



bilden eine Art weiten Kreis, so daß man, nachdem die drei unterirdischen Kirchen passiert sind, beim Ende der Wanderung wieder zur Eingangspforte zurückkehrt. Alle 20 bis 50 Schritte ist in den Gallerien rechts oder links eine Nische angebracht, mit einem aus dem anstehenden Gebirg herausgearbeiteten Steinsarg. Es sind die Grabstätten der alten Einsiedler, welche sämmtlich als Heilige verehrt werden. Die Körper verweisen in diesem Grottenbau nicht; sie trocknen nur zusammen. Alle liegen offen in Mönchsgewändern ausgestreckt in ihren Steinsärgen. Über jeden ist eine bunte Decke von Sammet oder Seide, prächtig in Gold gestickt, ausgebreitet. Der Klosterführer pflegt dieselbe hier und dort zu entfernen, um dem Pilger den Anblick der unverwesten Leichname zu gönnen. Einer der Heiligen hatte sich lebendig bis an den Hals in die Erde eingraben lassen, so daß nur der Kopf hervorragte und ist so gestorben. Hin und wieder sind neben den Gängen kleine Zellen in den Fels eingehauen. Sie sind von mönchischen Einsiedlern bewohnt gewesen, die diesen traurigen Aufenthalt nicht mehr verließen, mit niemand sprachen und sich durch kleine fensterartige Öffnungen die kargliche Nahrung reichen ließen. Die Zelle, welche der Stifter des Hölenklosters, der heilige Anton, bewohnte und die aus Sandstein herausgemeißelte Bank, auf welcher er zu sitzen pflegte, wenn er die Brüder belehrte, werden gezeigt. Über der Grabhölle des berühmten russischen Chronisten Nestor (1066 — ca. 1146), der seit seinem siebenzehnten Jahre ein Inwasse des Hölenklosters war, befindet sich eine Metalltafel mit Inschrift. An verschiedenen Stellen sind in den Felsen Schädel eingelassen, welche ein Öl ausschwizen, das als kostbares Salböl zu hohem Preise abgelassen und versendet wird. Auch freistehende Schädel werden gezeigt, welche diesen Chrisam (russisch Myro) ausschwizen.

Ob die Waräger, ob die Mönche oder die Natur die meisten dieser unterirdischen Gänge und Hölen gebildet, läßt sich ohne genaue geognostische Untersuchung, die schwerlich statthaft wäre, nicht entscheiden. Das letztere ist wol das wahrscheinlichste und

die jetzt vorhandenen unterirdischen Räume sind aus Naturhöhlen, wie die Muggendorfer in Bayern, die Baumanns- und Bielschöle am Harz, entstanden. Sie würden sonst — ohne die Hilfsmittel des modernen Bergbaues — bei jenen ersten mittelalterlichen Bewohnern eine ans Unmögliche grenzende Arbeitskraft und Ausdauer voraussetzen.

Das Solowézkische Kloster liegt unter dem 65. Grad nördlicher Breite im weißen Meere am Eingange der Dnégabai. Die Gründer desselben, die Mönche Sswati, German und Soffima, kamen aus dem Süden und hatten längere Zeit am Ufer des Bjelósero, auf der Insel Walaám und am Flusse Wyg zugebracht. Von einem eigentümlichen Drange nach Norden getrieben, ließen sie sich endlich auf der Solowézkischen Insel nieder. Im Jahre 1429 erhob sich zwölf Werst von dem Orte, wo jetzt das Hauptkloster steht, die erste Einsiedelei jener frommen Väter, welche das Mönchsleben in diese nördlich gelegenen Gegenden verpflanzten. Das Kloster gelangte bald zu einer erfreulichen Blüthe und erwarb auch auf dem Festlande Grundbesitz.

Besondere Verdienste um dasselbe erwarb sich um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der Abt Silipp, welcher sich der besondern Gunst des Zaren Iwán IV. erfreute. Dieser schenkte dem Kloster eine Anzahl Dörfer, Fischereien und Salzfiedereien und legte damit den Grund zu dem wachsenden Reichtum desselben. Mit außerordentlichem organisatorischem Talent begabt, verwerthete Silipp eine Menge von Arbeitskräften für die Niederlassung, machte die umgebende Natur dienstbar und produktiv und sammelte bedeutende Kapitalien. Er führte die Rentierzucht ein, gründete auf einer kleinen Nebeninsel Mukssalma eine Milchwirtschaft, welche heute noch prosperiert, baute Mühlen, legte ausgezeichnete Wege an und konstruirte ein großartiges Netz von Wasserstraßen, welche die Verbindung zwischen 52 der 300 Seen herstellte, die sich auf der Hauptinsel befinden. Hierdurch wurde die Fischerei in hervorragender Weise gefördert. Alles in allem organisierte er auf der Inselgruppe einen groß-

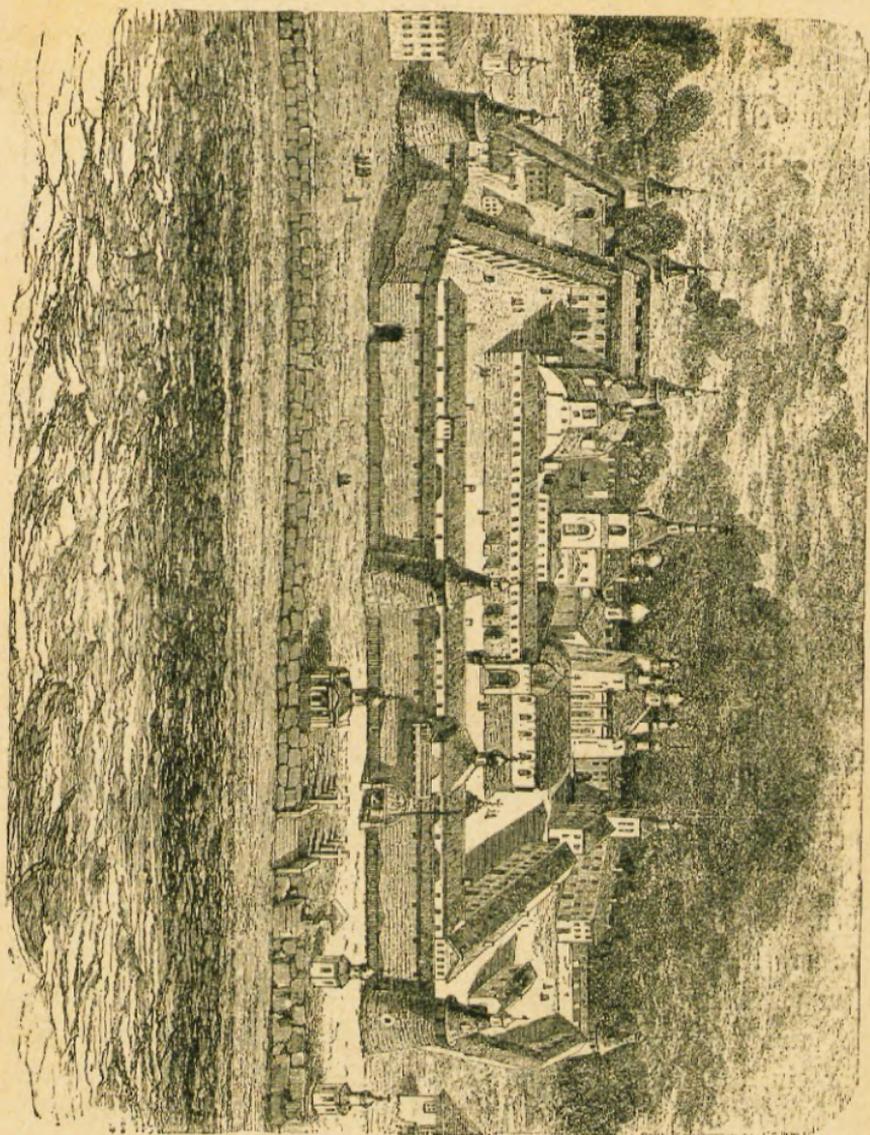


Fig. 30.

Das Solowegische Kloster vom Meer gesehen.

artigen Haushalt, der ebenso klug eronnen, wie umsichtig geleitet, überall von der persönlichen Theilnahme des verständigen Oberhirten Zeugnis gab.

Wie manches andere Kloster Russlands erhielt das Solo-

wézkische strategische Bedeutung. Im Jahre 1578 schenkte Zar Iwán IV. dem Mönchshause Kanonen und man umgab es mit Festungswällen, weil man nicht ohne Grund einen Angriff der Schweden auf die neue Ansiedelung befürchtete. Dieser Angriff erfolgte 1611 und wurde abgewiesen. Einige Jahrzehnte später hatten sich hervorragende Sektierer in das Kloster zurückgezogen, die Mönche für ihre Ansichten gewonnen und boten, hinter den wolbefestigten Wällen, der Staatskirche und der Staatsgewalt Trotz. Die Belagerung währte mehrere Jahre und 1676 nahmen die Truppen des Zaren die mönchische Festung ein. Nicht ganz zwei Jahrhunderte später wurde die Insel abermals der Schauplatz kriegerischer Ereignisse. Während des Krimkrieges, am 18. Juni 1854, erschienen englische Kriegsschiffe vor dem Kloster, bombardierten dasselbe, ohne erheblichen Schaden anzurichten, und mußten es aufgeben, die Übergabe der Insel zu erzwingen.

Die stattlichen Bauten des Hauptklosters, von denen unsere Fig. 30 eine Übersicht giebt, stammen im Wesentlichen aus der Zeit von 1582—1594. Ein Mönch Trifón entwarf den Plan zu diesem wolkonstruierten System von Kirchen und Kapellen, Wirthschaftsgebäuden und Schutzmauern. Das ganze macht den Eindruck großer Ordnung und Sauberkeit.

Das Spolowézkische Kloster ist eine Welt im Kleinen. Hier finden sich Ackerbau, Fischerei, Industrie, Handel, und alles in gewaltigem Maßstabe. Die großen gewerblichen Anstalten der Insel werden durch bedeutende Etablissements auf dem Festlande ergänzt. Der Verkehr zwischen der ersteren und den verschiedenen Punkten des letzteren ist ein sehr lebhafter und wird durch Fahrzeuge vermittelt, welche auf den Werften des Klosters gebaut wurden. Zu den Mehl- und Walkmühlen, den Gerbereien, der großen Sägemühle und anderen industriellen Instituten wird überall die Wasserkraft in geschickter Weise benutzt. Das Klima ist durch die Einwirkung des Golfstroms milder als sonst in diesen Breitegraden vorkommt und die Blumen- und Gemüsegärten des Klosters sind in Folge dessen in prächtigem Stande.

Im Remschen Kreise (auf dem Festlande) besitzt das Kloster Eisenbergwerke und Hütten und im Winter, wo es wenig oder keine Pilger auf der Insel giebt, wird in den Schmiedewerkstätten derselben eine großartige Thätigkeit entfaltet, um das gewonnene Eisen zu verarbeiten. Eine ansehnliche Schleifanstalt hält alles Werkzeug in Ordnung. Fischerei und Gemüsezuucht liefert den Lebensunterhalt für die Mönche und Pilger und doch ist das Kloster noch im Stande, Fische zu einem jährlichen Betrage von 50 000 Rubel zu exportieren. Das weiße Meer birgt einen solchen Reichtum lebender Bewohner, daß oft durch einen einzigen Zug 6000 Pfund Fische gefangen werden. Die Produkte der Gerberei ergeben gleichfalls einen jährlichen Ertrag von 50 000 Rubel. Bei der Einrichtung aller gewerblichen Anstalten sind die neuesten Fortschritte der Technik berücksichtigt. Alles, was die Insel hervorbringt, wird verwerthet, so wird Pech erzeugt und Terpentin gewonnen. Die Milchwirthschaft auf dem Eiland Muffsalma, das durch einen zwei Kilometer langen Damm mit der Hauptinsel verbunden ist, wird in großartigster Weise betrieben. Zweihundert Kühe von der sogenannten Kolmogórischen Rasse, welche durch Peter den Großen in den hohen Norden eingeführt wurde, weiden auf den fetten Wiesen. Die größte Ordnung und Sauberkeit herrscht bei der Bereitung der Milchprodukte. Überall auf der Insel treten uns Unternehmungslust, Fleiß und Geschick entgegen. Außer den genannten industriellen Anstalten besitzt das Kloster noch Ziegeleien, Schreiner-, Schuhmacher- und Schneiderwerkstätten, eine Goldstickerei, eine Lithographie und ein photographisches Atelier. Die Mönche finden sich in jede Beschäftigung, in jeden Beruf, dessen man bedarf. Sie sind Gärtner, Fischer, Ackerbauer, Kaufleute, Schiffskapitäne, Architekten — alles, was man will.

Die Hauptquelle des Wohlstandes für das Kloster sind natürlich die in jedem Jahre herbeiströmenden zahlreichen Pilgerscharen. Sie bringen zu dem geschenkten Kapital noch die unentgeltliche Arbeitskraft, denn die meisten halten es für eine

Fig. 31.



Vater Johann, Kapitain des Dampfers Nadöshda.

Ehrensache, während ihres Verweilens auf der Insel in den Werkstätten des Klosters thätig zu sein. Die großartigen Docks, der Riesendamm zur Insel Mukssalma, sie sind Ergebnisse dieser unbezahlten Arbeit der Pilger. In mancher Beziehung scheint das Institut sehr liberal zu sein, so werden die Wallfahrer auf den beiden Dampfern der Insel „Wéra“ (Glaube) und „Madéshda“ (Hoffnung) kostenfrei hin und zurückbefördert, aber diese, wie die Auslagen für Beköstigung und Verpflegung, bringen sich von den 15 000 Pilgern des Jahres durch die freiwillige Arbeit und die Geschenke derselben reichlich wieder ein. In dem Verkaufsladen werden sehr werthlose Dinge den Pilgern theuer verkauft. So kostet z. B. eine ganz ordinäre Abbildung des englischen Bombardements anderthalb Rubel. Rechnet man dazu die Einnahmen, die in allen Klöstern vorzukommen pflegen und die ich oben aufgezählt, so ergeben sich für das Solowézkische Mönchshaus Einkünfte im Belauf von 203 000 Rubeln. Die Ausgaben sind verhältnismäßig unbedeutend, da vor allem der Unterhalt der etwa 500 Mönche, welche die ständige Bevölkerung des Klosters bilden, fast ganz durch die selbstproduzierten Naturalien gedeckt wird.

So bedeutend die wirthschaftlichen Leistungen der Solowézkischen Mönche sind, so wenig geschieht von ihnen auf geistigem Gebiete. Bei ihren industriellen Unternehmungen haben sie die neuen Erfindungen und Verbesserungen Westeuropas zu verwerthen gewußt. Sie haben Dampfer, die auf der Insel gebaut wurden, einen sogar, die Madéshda, dessen Maschinen man im Kloster angefertigt hat. Diesen Dampfer kommandierte noch am Ende der siebziger Jahre ein seekundiger Mönch, Vater Johann, der früher als Laie der Marine angehört und weite Reisen gemacht hatte, mit den Lehren der modernen Nautik aber vollkommen vertraut war (Fig. 31). Dagegen zeigt sich auf andern geistigen Gebieten auch nicht die geringste Strebsamkeit. Der Unterricht in der Klosterschule beschränkt sich auf die elementarsten geistlichen Dinge; von weltlichen Disziplinen ist nicht



Ronnentlofer (Dewitschi) in Moskau.

die Rede. Die ärztliche Sorge für die Klosterbewohner ist einem ehemaligen Feldscheer anvertraut. Mit ihrer reichen Bibliothek und Handschriftensammlung wußten die Mönche nichts anzufangen, sie ging an die Universität von Kasan über. Von literarischer und wissenschaftlicher Thätigkeit ist hier keine Rede.

In früherer Zeit diente das ssolowézische Kloster als Verbannungsort und Gefängnis für politisch verdächtige Personen, Freigeister, Sektierer, auch für hervorragende Verbrecher. Die Zahl der Internierten soll jetzt sehr unbedeutend sein.

Zum Schlusse dieser Schilderungen russischer Klöster mögen unsere Leser noch das Bild eines Nonnenklosters empfangen, des sogenannten Jungfrauenklosters (Dewitschi) am Jungfrauenfelde in Moskau (Fig. 32). Von diesem weiten Platze, auf dem jetzt Volksfeste gefeiert werden, erzählt die Sage, er habe seinen Namen zur Zeit des tatarischen Soches durch die jährlich dort stattgefundene Ausstellung russischer Jungfrauen erhalten, von denen die schönsten als Tribut für die Chane ausgewählt wurden. Das Kloster ist im Jahre 1525 von dem Zaren Wassili Zwánowitsch erbaut worden. Hier hatte Peter der Große seine herrschsüchtige Schwester Sophie als Nonne einkleiden lassen, von hier aus spann sie neue Intriguen, hezte die Strjelenzen zum Aufstande und Peter ließ die Rädelssführer unmittelbar vor dem Fenster der Schwester aufknüpfen. Das Kloster hat Mauern mit Schießscharten und mächtigen Thürmen, schließt mehrere Kirchen und einen schönen Glockenthurm ein und besitzt einen großen Friedhof.

5. Religiöse Feste und Gebräuche.

Manche Feier der russischen Kirche, manche Gebräuche derselben weichen in so hervorragender Weise von den Riten anderer christlicher Konfessionen ab, daß eine Skizzierung derselben hier am Platze erscheint. Zunächst ist die

Wasserweihe oder das Jordansfest eine eigentümlich russische kirchliche Ceremonie, die in St. Petersburg durch die

Teilnahme der kaiserlichen Familie an Bedeutung gewinnt und ein besonders festliches Gepräge erhält. Die Feier findet am 6. Januar, dem Dreikönigs- oder Epiphaniastage statt und ist eine pietätvolle Erinnerung an die Taufe des Erlösers. An derselben nimmt in allen Ortschaften des Reichs die gesammte Geistlichkeit Theil, die von den Pfarrkindern gefolgt, mit Kreuzen und Fahnen, unter dem Gesange von Jubelhymnen, zum Ufer

Fig. 33.



Die Wasserweihe (Jordansfest) in St. Petersburg.

des nächsten Flusses wandert, den man als Jordan annimmt und dessen Gewässer unter Gebeten und Ceremonien, vor allem durch die dreimalige Eintauchung des heiligen Kreuzes geweiht werden.

In der nordischen Residenz erhält diese Feier überdies noch einen kriegerischen Glanz, indem die Fahnen und Standarten des Heeres in einzelnen Repräsentanten durch Besprengung mit dem eben geweihten Wasser gesegnet werden. Hier ist der Schauplatz die Newa und zwar jene von den glänzendsten Baulichkeiten eingerahmte Stelle am Schloßquai gegenüber der großen kaiserlichen Anfahrt des Winterpalastes. Dort ist auf dem breiten Strome, der um diese Zeit seine meterdicke Eisdecke trägt, ein geschmackvoller Pavillon

in der Form eines Tempels erbaut. *) Breite, bequeme Treppen, mit rothem Tuch belegt, führen zu demselben hinauf, eine Gallerie umgibt ihn auf allen Seiten. Er ist auf das reichste mit kirchlichen Emblemen geschmückt, auf seiner Spitze ragt das glänzende griechische Kreuz. Innerhalb des Tempels führen Stufen bis zur Eisrinde des Flusses, in welche eine geräumige Öffnung den Zugang zu dem fließenden Wasser ermöglicht. Von der Pforte des Winterpalais bis zu den Treppen des Pavillons ist ein Bretterboden gelegt, der mit reichen Teppichen bedeckt ist.

Vor dem eigentlichen Festakte der Wasserweihe findet in den Sälen des Winterpalastes eine große militärische Parade der Truppenteile statt, deren Fahnen die neue Weihe empfangen sollen. Hierauf folgt ein liturgischer Gottesdienst in der Kirche des Schlosses, an welchem die gesammte kaiserliche Familie mit allen zum Feste Geladenen teilnimmt und der von dem Metropolit von St. Petersburg und Nówgorod celebriert zu werden pflegt. Alle Würdenträger des Staates, die Vertreter fremder Regierungen, die hoffähigen Kavaliere, sowie die Offiziere der im St. Petersburger Militärbezirk garnisonierenden Regimenter und Marineabteilungen wohnen der Feier bei.

Schon viele Stunden vor dem Beginn des Festaktes sammelt sich eine nach Tausenden zählende Menschenmenge auf beiden Ufern der Newa und der Schloßbrücke. Jeden Augenblick vergrößert sich die kompakte Menschenmasse durch neu hinzukommende, dichtgedrängte Scharen. Der unmittelbar vor dem Winterpalais liegende Teil des Newaquais ist, um den Zugang zum Festtempel frei zu halten, von berittener Gensdarmarie abgesperrt. Gewöhnlich Punkt 1 Uhr öffnen sich die Thore des Palastes und die feierliche Prozession schreitet aus denselben dem Orte der heiligen Handlung zu. Den Zug eröffnet der Stadthauptmann, dann folgen die Kirchensänger des Hofes in ihren von

*) Unsere kleine aber sehr sorgsam ausgeführte Zeichnung Fig. 33 giebt ein treues Bild des Schauplatzes und der Ceremonie.

Gold- und Silberbrokat blinkenden Festgewändern, nach ihnen die Mitglieder der heiligen Synod, sowie die höhere Geistlichkeit des Hofes und der Residenz in prachtvollem Ornat mit den Kirchenfahnen, Kreuzen, Heiligenbildern und kostbaren Kirchengefäßen und endlich die Fahnen und Standarten des Heeres, ihre Träger und deren Assistenten in glänzender Parade-Uniform. Dem Militär schließen sich die Hofchargen an nach der vom Ceremonial vorgeschriebenen Reihenfolge in ihrer kostbarsten goldstrotzenden Galauniform. Ein wundersamer, zauberhafter Anblick, dieser Zug von fabelhafter Pracht unter dem klaren Winterhimmel mit dem Hintergrunde unabsehbarer Schnee- und Eismassen.

Die Kirchen- und Militärfahnen werden auf der Gallerie des Tempels in vorgeschriebener Ordnung gruppiert, alle bei der Handlung beteiligten Personen haben ihre Plätze eingenommen — da tritt aus der Pforte seines Hauses der Zar in großer Generals-Uniform ohne Mantel, gefolgt von seinen Söhnen und allen männlichen Mitgliedern des kaiserlichen Hauses. Sie schreiten zum Tempel hinüber und die Ceremonie beginnt. In dem Augenblick, wo das Kreuz ins Wasser getaucht und der Segen gesprochen wird, zischt eine Rakete zum blauen Himmel empor. Sie giebt der auf dem Walle der Peter-Paulsfestung und dem Börsenplaze postierten Artillerie das Signal und nun öffnen die Geschütze ihren ehernen Mund zu einem Salut von 101 Schüssen. Die Stimme ihres Donners dröhnt den erschütternden Takt zu dem feierlichen Choral, der gleichzeitig von sämtlichen Militärmusikcorps intoniert wird. Die Wirkung dieses Moments ist eine großartige und gewaltige.

Die Kaiserin in der kleidsamen russischen Tracht, umgeben von sämtlichen Großfürstinnen, wohnt der Feier an den Fenstern des Winterpalais bei und wird nach Beendigung derselben von dem Volke mit begeistertem Zuruf begrüßt. Auch dem diplomatischen Corps wird nicht zugemuthet, sich der häufig hochgradigen Kälte auszusetzen und ist dasselbe ebenfalls an den Fenstern des Zarenschlosses placiert. Sinkt die Temperatur

unter das gewohnte Maß, so wird auch den betheiligten Offizieren und Mannschaften gestattet, die Mäntel anzulegen.

Ein solennes Mahl versammelt die geladenen Gäste nach dem Festakt in den Räumen des Palastes.

Das geweihte Wasser des Stromes, mit dem nun auch die Fahnen besprengt sind, wird jetzt von Alt und Jung eifrig geschöpft und jedes Haus sucht seinen Teil davon zu bekommen.

In manchen Gegenden Russlands, wo ein größeres Kreuz in den Fluß herabgelassen wird, sucht das Volk, wenn es dazu kommen kann, das Wasser aufzufangen, welches von dem herausgezogenen Kreuze herabläuft. Es wird für besonders heilig und glückbringend gehalten. Bisweilen entkleidet sich auch der eine oder andere und springt in die Wuhne, um in dem heiligen Wasser zu baden, und ist ein neugeborenes Kind in der Nähe, so bringt man es herbei um es in dem eisigen Wasser zu taufen, wobei es dreimal völlig untergetaucht wird und nach der Ceremonie wie ein gekochter Krebs aussieht.

Die Fasten spielen im Leben des Russen, namentlich des gemeinen Mannes, der sich streng an die Vorschriften seiner Kirche bindet, eine bedeutende Rolle. Derselbe fastet 7 Wochen vor Ostern, 3 Wochen und 4 Tage in den Petripauli- und Apostel-Fasten, 15 Tage (vom 1. – 15. Aug.) in den Marienfasten, 40 Tage vor Weihnachten und außerdem jeden Mittwoch und Freitag. So genießt der Bauer und Arbeiter, der ohnedies auf kärgliche Nahrung angewiesen ist, gegen 200 Tage im Jahre nur mangelhaft nährnde Speise. Denn nicht nur den Fleischgenuß verbietet die griechische Kirche in den Fasten, sondern auch Milch, Eier, Butter — mit einem Wort alles, was vom warmblütigen Thiere kommt, bis auf den Zucker, weil derselbe mit thierischem Blute gereinigt wird. In den sogenannten großen Fasten vor Ostern ist sogar Mittwochs und Freitags der Genuß von Fischen untersagt, an denen Russland einen unerschöpflichen Reichthum besitzt und die mit dem Pflanzenöl in Verbindung dem Körper seinen nothwendigen Stickstoffgehalt zuführen. Eine

beliebte Fastenspeise bilden auch die in Rußland sehr häufig vorkommenden, wolschmeckenden Pilze, die im Sommer fleißig gesammelt eingesalzen oder auf Fäden gereiht an der Luft getrocknet werden. Aus diesen gedörrten Pilzen bereitet man in den Winterfasten eine sehr schmackhafte Suppe.

Den großen Fasten, als den Hauptfasten im Jahre, welche die sieben Wochen vor Ostern einschließen, wird die höchste Bedeutung beigelegt. Ihnen voraus geht eine Art Halbfasten, die sogenannte Butterwoche (russ. mássleniza von másslo, die Butter, griechisch tyrophagos, also eigentlich Käsewoche), in welcher kein Fleisch gegessen werden darf, aber noch Milchspeisen und Eier. Es ist die Woche Sexagesima, die dem Aschermittwoch vorausgeht und vertritt in jeder Beziehung den abendländischen Carneval. Durch Schmaus und allerlei Spiel bereitet sich das Volk auf die Entbehrungen der kommenden sieben Wochen. Eine allgemein geschätzte Speise, die während der Mássleniza auf keinem russischen Tische fehlen darf, sind die sogenannten Blini (plur. von blin, der Pfannkuchen) eine Art Hefenpfannkuchen mit starker Beimischung von Buchweizenmehl, die mit Kaviar und Butter genossen auch jeden nichtrussischen Gaumen behagen. Unter der Rubrik der Volksbelustigungen werde ich den russischen Carneval eingehend zu schildern versuchen.

Am Mittwoch der vierten Fastenwoche (Mittfasten) findet eine besondere Feier in den Kirchen statt. Das Kreuz wird vom Altar, aus dem Allerheiligsten, in die Mitte der Kirche getragen, reich mit Blumen geschmückt und bleibt dort die ganze Woche. Während derselben erzeigen die Pfarrkinder dem heiligen Symbol ihre Verehrung, küssen das Kreuz und werden vom Priester auf der Stirn mit Del gesalbt.

Ostern ist der Angelpunkt alles kirchlichen Lebens in Rußland. Ist Weihnachten ein specifisch deutsches, so kann man Ostern als das vorzugsweise russische Kirchenfest bezeichnen. Alles kirchliche Denken des Russen concentrirt sich in der Vorbereitung auf den Auferstehungstag oder in der Rückerinnerung an denselben.

Es ist die Grenzmarke des eisigen nordischen Winters, ein Hauch des nahenden Frühlings zittert durch die Welt und das Menschenherz, das im Norden die Last und Schwere der kalten Jahreszeit doppelt empfindet.

Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden

Schon mit dem Palmsonntag beginnt in Russland die Osterfeier. Man bringt den Kindern Geschenke und schmückt das Haus und die Heiligenbilder mit sogenannten Palmen, frisch abgesehenen Weidenruthen mit den daran hängenden Blüthentäschchen. Für alle diese Bedürfnisse sorgt in den großen Städten der „Palmenmarkt“, eine Art kleinere Messe, die vor dem Palmsonntag an belebten Plätzen abgehalten wird und gewöhnlich von Spaziergängern jeden Alters, Käufern, hauptsächlich aber von Kindern wimmelt. Da werden Käschereien jeder Art feil geboten, Spielzeug, gefüllte Luftballons von Gummi und große Massen von Blumentöpfen mit künstlichen Papierblumen; vor allem aber jene Weidenruthenbündel, die ihren Namen Werba (der Weidenzweig) auf den Markt, auf die Zeit desselben, sowie auf jede Art künstlicher Osterpalmen ausgedehnt haben. Ihre nächste Bestimmung erfüllt die Werba am Morgen des Palmsonntags. Wer in der Familie zuerst aufsteht, gewöhnlich die Mutter, ergreift dieselbe, schleicht sich zu den Betten der Schlafenden und weckt sie unter Scherzen mit sanften Ruthenstreichern, dazu wird das Verschen gesungen:

„Die Ruthe schlägt,
Schlägt bis zu Thränen,
Nicht ich schlage,
Die Ruthe schlägt.“

Diese Exekution soll namentlich diejenigen treffen, welche die Frühmesse verschlafen haben. Hat die Werba ihre Arbeit als Zuchtmeisterin verrichtet, wird sie hinter die Heiligenbilder gesteckt, auch wohl ins Wasser gestellt, bis sie als ersten Frühlingsgruß Blätter treibt. Häufig sind diese Osterpalmen noch

mit einem Engelstopf aus Wachs mit goldenen Flügeln geziert, den man Cherubimtschif (kleiner Cherub) nennt.

Am Gründonnerstag findet in der ersten Kirche der Stadt oder im Kloster (in St. Petersburg in der Isaakskathedrale oder in der Némškaja Lávra) die Fußwaschung statt. Der höchste Geistliche des Orts verrichtet dieselbe an zwölf andern Priestern, von denen wiederum der nächst höhere den Apostel Petrus darstellt, der sich gegen die Waschung sträubt, sie aber endlich geschehen läßt. Der Erzpriester, welcher die Handlung des Heilands verrichtet, legt sein bischöfliches Gewand ab und bleibt im einfachen Talare. In goldener oder silberner Schale wird ihm das Wasser gereicht, er beneht jedem der Zwölf den entblößten rechten Fuß und trocknet ihn mit einem langen Leintuche ab, das ihm kreuzweise um den Leib geschlungen ist. Während dieses Vorganges wird von einem andern Geistlichen die entsprechende Stelle der Leidensgeschichte gelesen.

In der Charwoche unterläßt der fromme Russe (die Kinder vom siebenten Jahre an) niemals zum Abendmahl zu gehen. Die Vorbereitung für dasselbe, die im strengsten Fasten und dreimaligen Kirchenbesuch an jedem Tage besteht, wird mit dem Worte Gowénie (Verehrung) bezeichnet. Am Charfreitag geht er zur Beichte, die Communion findet am Sonntage statt.

Am Charfreitag wird der Leichnam Christi symbolisch inmitten der Kirche ausgestellt. Vom Moment der Grablegung bis zur Auferstehung unterbleibt jedes Glockengeläute. Die Gläubigen verabschieden sich von dem gekreuzigten Erlöser so zu sagen an seinem Paradebette, wie man von den sterblichen Resten eines geliebten Verstorbenen vor der Beerdigung Abschied nimmt. Am Morgen ist kein Gottesdienst; man errichtet in der Kirche das Grab des Erlösers. Am Nachmittage wird das Symbol des Heilands, eine Leinwand mit dem Bilde der Grablegung aus dem Allerheiligsten von einem Priester auf dem Haupte in das Schiff der Kirche getragen und dort auf dem Katafalk niedergelegt, der wie die Kirche mit schwarzem Stoffe behängt ist. Nun strömt die Menge

herbei, betet kniend am Lager des Todten und küßt die Stellen im Bilde, wo Hände und Füße sich befinden. Am Sonnabend wird das Grab entfernt. Ein feierlicher Gottesdienst mit Abendmahl wird gehalten, wobei die königlichen Pforten des Allerheiligsten sich öffnen, um die ganze Osterwoche hindurch nicht mehr geschlossen zu werden. Während dieses Gottesdienstes schon wechseln die Priester, welche die ganze Charwoche hindurch in schwarzen Trauergewändern fungierten, ihre Kleider, der Bischof zuerst, und erscheinen in weißen, goldfunkelnden Ornat.

Während der Nacht beginnt der eigentliche Ostergottesdienst. Kurz vor 12 Uhr verläßt der größte Teil der versammelten Geistlichkeit mit allen Fahnen, Bannern und Bildern die Kirche und umschreitet dieselbe, gefolgt von der ganzen Gemeinde, alle mit brennenden Wachskerzen, in feierlicher Prozession, gleichsam den Heiland suchend, wie Maria und Magdalena, da sie das Grab leer gefunden hatten (Fig. 34 Mittelbild links). Dem Zuge voran wird ein Brod getragen, auf welchem die Auferstehung abgebildet ist. Dasselbe wird am nächsten Sonnabend verteilt. Unmittelbar vor 12 Uhr betreten Priester und Gemeinde wieder den innern Raum des Gotteshauses. Der erste Schlag der Mitternacht hallt vom Thurm, ein Kanonenschuß dröhnt durch die stillen Straßen und alle Glocken der weiten Stadt beginnen gleichzeitig ihren schallenden Gesang. Die vom Kreuzgang in die Kirche zurückkehrenden Geistlichen und Laien werden von dem erhöhten Chor her aus priesterlichem Munde mit dem Rufe empfangen: „Christ ist erstanden,“ und die Kirchensänger intonieren den gewaltigen Gesang: „Christ ist erstanden — auferstanden von den Todten!“ In demselben Augenblick ist auch das Gotteshaus taghell erleuchtet. Alle Kronleuchter, Kandelaber und Lampen und die unzähligen Wachskerzen in den Händen der Kirchengänger haben sich wie mit einem Zauberschlage entzündet und alle Tempelstrahlen in Fenstern, Kuppeln und Thürmen von blendender Lichtfülle. Nun beginnt die Auferstehungsliturgie, in welcher der fungierende Priester wiederholt der Gemeinde zujubelt:

Fig. 34.



Ostern in St. Petersburg.

Christóß woffkréß! (Christ ist erstanden) und die Gemeinde antwortet: Woistinnó woffkréß! (er ist in Wahrheit auferstanden).

Inzwischen hat sich außerhalb der Kirche auf ihren Stufen eine unabsehbare Menschenmenge versammelt und gelagert. Sie sind gekommen, um die Speisen, mit denen man sich nach der langen Entbehrung „entfastet“, segnen zu lassen. Jeder hat einen Teller vor sich mit den drei unumgänglichen Osterspeisen: den hart gekochten Eiern, dem blumengeschmückten Kulitsch, einem feinen Osterbrod aus Weizenmehl, und der Páß'cha, einer abgestumpften Pyramide aus gekäster Milch (Käsematte, Quark) mit Zucker und Ei bereitet, auf deren vier Langseiten das russische Kreuz aus Rosinen gesteckt ist (Fig. 34, oberes Bild links). Jeder hält eine brennende Wachskerze in der Hand oder hat sie neben seinem Teller befestigt. Diese tausende und aber tausende von Kerzen, welche die Nacht zum hellen Tage machen, ein wogend flammenmeer, der bunte Blumenschmuck der Kulitschi, das Hin- und Herwogen der harrenden Menge, dieses festliche Leben und Treiben mitten in der Nacht, sie bilden ein wunderbares zauberisches Schauspiel, dessen Eindruck unvergeßlich bleibt. Nach Beendigung des nächtlichen Ostergottesdienstes tritt der erste Geistliche der Kirche, von einem Sub-Diakon gefolgt unter die auf den Stufen harrende Menge und besprengt die ausgestellten Entfastungsspeisen mit Weihwasser. Der Djatschó pflegt dabei als Kirchenzehnten von jedem Teller ein Ei zu nehmen (Fig. 34, oberes Bild rechts). Jeder begiebt sich nun nach Hause, um sich mit den Seinen an langentbehrter Speise und Trank zu erquicken. Die Fasten sind gelöst.

Sobald der Kanonenschuß den Moment der Auferstehung verkündet hat und die Glocken zur Festfreude anklingen, beglückwünscht sich in ganz Rußland alles, was den orthodoxen Glauben bekennt, wie man sich bei uns etwa zum neuen Jahre gratuliert. Erblickt man sich nach diesem Augenblick zum ersten mal — und das gilt bis zum Himmelfahrtstage — so werden die Glückwünsche mit Christóß woffkréß und Woistinnó woffkréß

ausgetauscht und ihnen folgt — wenigstens bei dem Volke — ein dreimaliger Kuß.

Auch bei Hofe ist das Osterfest eine religiöse Feier von höchster Bedeutung. Die wichtigsten staatlichen und persönlichen Beförderungen und Belohnungen streut die kaiserliche Hand zu diesem Tage aus und werden die Patente, Dekorationen und Geschenke schon am Vorabend den Glücklichen zugesandt.

Um 11 Uhr kündigt ein Kanonenschuß von der Peter-Pauls-Festung den Personen, welchen Rang und Stellung den Eintritt in den Palast gestatten, daß es Zeit ist, sich dort zu versammeln. Die riesigen Säle füllen sich mit den verschiedenen Chargen des Hofes, den Würdenträgern des Reichs, der Generalität, dem Offizierkorps und den zum Hofstaat gehörigen Damen. Um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr donnert ein zweiter Kanonenschuß. Die Gäste des Kaisers sind jetzt vollzählig erschienen und die Ceremonienmeister bemühen sich unter der versammelten Menge eine gewisse Ordnung zu schaffen. Alles ist in großer Aufregung, weniger über die bevorstehenden kirchlichen Vorgänge als in Folge der stattgehabten Beförderungen und Belohnungen, die das Hauptthema der Unterhaltung bilden. Manche der Avancierten und Dekorierten sind darauf bedacht gewesen, sich möglichst bald in der neuen Würde zu zeigen und haben die Abzeichen derselben mit in das Palais genommen, um sie im geeigneten Augenblick anzulegen.

Um Mitternacht ertönt das dritte Kanonensignal und unter dem Vortritt der Hofchargen naht sich der kaiserliche Zug aus den inneren Gemächern. Der Zar in Generaluniform führt die Kaiserin, welche in prachtvollster Toilette, gewöhnlich von weißem Stoff und Silberbrokat, die Schleppe von Fagen getragen, erscheint. Die gesammte kaiserliche Familie folgt. Der Hof begiebt sich in die Palaiskirche und wohnt dort der Osterfrühmesse bei, die in der Regel bis 2 $\frac{1}{2}$ Uhr Morgens dauert. In derselben Ordnung begiebt sich sodann das kaiserliche Cortège

in die inneren Gemächer zurück, wo das übliche Entfastungsfrühstück stattfindet.

Nach dem Gottesdienst empfangen Kaiser und Kaiserin die Glückwünsche aller Anwesenden bis herab zu den Unteroffizieren und der Wache von der Compagnie der Palastgrenadiere. Alle tauschen mit dem Zaren den Ostergruß und Kuß und küssen der Zarin die Hand. Am folgenden Morgen ist großer Empfang, bei welchem die Offiziere der Regimenter, deren Chef die Kaiserin ist, der erlauchten Frau herrliche Blumenbouquets in Eisform überreichen. Alle Gratulanten küssen der Kaiserin die Hand und erhalten von ihr ein Ei. Auch die Gemeinde-Ältesten der Dorfschaften des St. Petersburger Gouvernements hat der jetzige Kaiser am Ostermorgen empfangen und Ostergruß und Kuß mit ihnen ausgetauscht. Tritt der Zar an diesem Tage zuerst aus seinem Zimmer, so grüßt und küßt er auch den vor demselben stehenden Wachtposten. Man erzählt sich vom Kaiser Nikolai, daß derselbe am Ostermorgen sein Gemach verlassend, dem vor demselben befindlichen Posten zurief: „Christ ist erstanden!“ Statt der üblichen Antwort sagte der präsentierende Soldat: „das ist nicht wahr!“ der Kaiser glaubt, er habe sich verhört und wiederholt den Ostergruß; der Soldat erwiedert von Neuem mit seiner Negation. „Mensch — sagt der Zar — bist du toll?“ „Nein Majestät,“ — antwortet der Mann — „ich bin Tatar (Muhammedaner)“. Zar Nikolai lachte und gab den Befehl, die Wache am Ostermorgen künftig nach ihrer Religion zu fragen, ehe man sie vor sein Zimmer postiere.

Keht der Russe — arm oder reich — Nachts vom Ostergottesdienst zurück, so findet er daheim den Ostertisch gedeckt, um sich sofort durch reichlichen Genuß der in den Fasten verpönten Speisen für jene traurige Zeit zu entschädigen. Kulitsch, Pass'cha und Eier dürfen auch im dürftigsten Hause nicht fehlen. Bei wohlhabenderen kommt ein Lamm, aus frischer Butter geformt und ein stattlicher gekochter Schinken hinzu (Fig. 34, oberes Bild links). Die fromme Sitte stellt auch das Heiligen-

bild, mit der Verba geschmückt, ein brennendes Lämpchen vor demselben, auf den Tisch des nächtlichen Mahls. Der Reiche fühlt das Bedürfnis des Entfastens weniger, da er es überhaupt mit dem Fasten nicht allzu strenge zu nehmen pflegt.

Am Ostersonntag entwickelt sich ein ungeheures, sinnverwirrendes Leben und Treiben auf den Straßen. Überall jubelnde, lachende Menschen, überall klingt der Ostersgruß: Christós woffkréß, schallen Küsse, werden gefärbte Eier ausgetauscht. Alle Welt macht Verwandten, Bekannten und Vorgesetzten formelle Gratulationsvisiten wie am Neujahrstage. Die Glückwünschenden aus der dienenden Klasse, ja auch die Subalternbeamten gewisser Regionen erhalten bei dieser Gelegenheit Geldgeschenke. Diese dürfen auch bei dem Dienstpersonal in den Häusern nicht ausbleiben, wo man zu verkehren pflegt. Die Portiers der hohen Würdenträger haben ihren reichsten Erntetag: ihre Ostereinnahme pflegt nach tausenden von Rubeln zu zählen. Alle Equipagen der Stadt sind in Bewegung und jagen noch schneller als zu gewöhnlicher Zeit. Überall blitzt und glitzert es von Civil- und Militär-Uniformen, Sternen und Bändern. Selbstverständlich sieht man auch an keinem andern Tage so viel Betrunkene und es ist ein wahres Glück, daß der Russe im Rausch stets gutmüthig und freundlich bleibt. Alle Volkslustbarkeiten der Butterwoche beginnen aufs Neue mit der einzigen Veränderung, daß die Eisberge, nothgedrungen der Wärmezunahme wegen, sich in sogenannte russische Schaukeln verwandelt haben. Auch diese sollen einem späteren Abschnitt vorbehalten bleiben. Alle diese Vergnügungen dauern die ganze Osterwoche hindurch, die mit der Mässleniza die Besonderheit teilt, acht Tage zu zählen, da der Sonntag der folgenden Woche ihnen zugeschlagen wird.

Eine Art der Belustigung hat die Osterwoche vor der Mässleniza voraus, die Spiele mit den Ostereiern, das Eier schlagen und Eierrollen. Das erstere ist auch in Deutschland zu Hause. Die beiden Spieler schlagen zuerst die spitzen Enden ihrer Eier zusammen, dann die stumpfen. Wer das Ei des

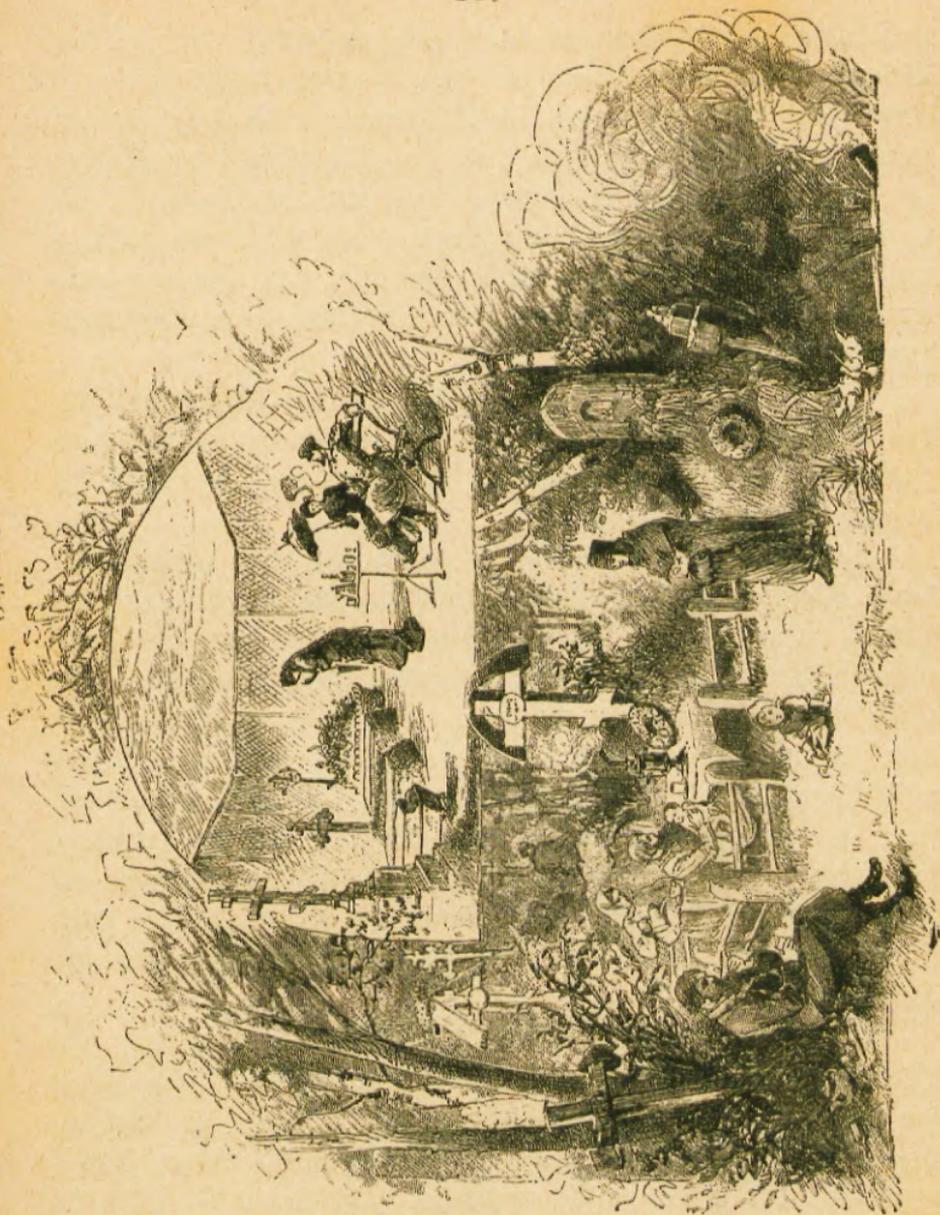
Gegners zerschlägt, ist Sieger und erhält das zerschlagene Ei. Bei dem Rollen der Eier von einer schief gestellten Rinne herab (Fig. 34, unten) kommt es darauf an, die früher ausgerollten Eier mit den nachgesendeten zu treffen, welche auf diese Weise gewonnen werden.

Der Ostereierverbrauch der Stadt St. Petersburg beziffert sich auf zehn Millionen. Für ganz Rußland ist derselbe nicht berechnet. Nimmt man aber an, daß von den hundert Millionen der Bevölkerung des Reichs nur fünfzig Millionen je zehn Eier zu Ostern consumieren, so ergiebt das schon die stattliche Zahl von 500 Millionen Eiern, die Rußland zur Osterzeit gebraucht.

Das Todtenfest, die Feier des Gedächtnisses der Verstorbenen, das einigermaßen an den katholischen Allerseelentag erinnert, hat in Rußland eine eigentümliche Färbung, die an die ältesten heidnischen Gebräuche erinnert. Dasselbe wird im Sommer begangen und sieht man alsdann zahllose Schaaren von hoch und niedrig, arm und reich, hinaus zu den Gräbern ihrer Lieben pilgern, um deren Andenken zu feiern. Nun will es aber die russische Sitte, im Gegensatz zu den römisch-katholischen Gewohnheiten, daß die Lebenden an der Gruft der Abgeschiedenen ein Mahl einnehmen, bei welchem der Samowár, die russische Theemaschine, oft in riesigen Dimensionen, ihre beliebten Dienste leistet und die Kutjá, eine Speise aus Reis mit Honig oder Zucker und Milch gekocht und mit Rosinen in Kreuzesform belegt, nicht fehlen darf*). Da sieht man denn wohl innerhalb der Vergitterung einer Familien-Grabstätte den hohen Militär mit den Seinigen auf zierlichen Tischchen servierte auserlesene Erfrischungen einnehmen, während in nächster Nähe Leute aus dem Volke in einzelnen Gruppen um ein ausgebreitetes sauberes Tischtuch gelagert, sich mit dem trefflichen russischen Weizenbrode und heißem Thee begnügen (Fig. 35). Leider fehlt es bis in die neueste Zeit hinein, bei diesen Todtenfesten nicht an den brutalsten Excessen, welche den religiösen Gebrauch herabwürdigen

*) Auch bei Begräbnissen und Todtenmessen wird Kutjá genossen.

Fig. 35.



Tobtenfest.

6. Die religiösen Sekten.

a. der Kafföl. Das religiöse Sektirertum ist eine höchst eigentümliche und auffallende Erscheinung im russischen Volksleben, um so mehr, als es ohne jede Einwirkung des Auslandes

entstanden, sich vollkommen selbständig entwickelt hat. Seine Bedeutung entspricht seinem Umfange — man schätzt heute die Zahl der Dissidenten auf 14 Millionen, und sie ist noch immer im Wachsen begriffen, trotz des Fortschritts der Kultur, der auf das Sektenwesen ohne dämmenden Einfluß blieb. So ist dasselbe für den russischen Staat noch heute von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, bleibt aber für das Ausland vollkommen unverständlich, wenn man nicht auf seine Entstehung zurückgeht.

Die Ursachen, welche den Kafföl, d. i. die Kirchenspaltung, das Schisma, in Rußland hervorriefen, liegen um Jahrhunderte zurück, wirken aber noch immer fort. Ich will versuchen, sie in aller Kürze darzulegen.

Zur Zeit, als die religiösen Schriften und Ritualbücher durch Abschreiben vervielfältigt wurden, bildete der russische Klerus neben einigen tüchtigen Gelehrten, eine sehr unwissende Gesammtheit. Wo viele nicht verstanden, was sie ablasen, viele nicht, was sie abschrieben, konnte die Kontrolle der Copien eine nur sehr unvollkommene sein. Dieselbe wurde um so mehr vernachlässigt, als der Werth der Manuskripte in dem Verhältniß stieg, je weniger Correkturen oder Rasuren sich in denselben vorfanden. So häuften sich in den Handschriften Fehler auf Fehler und weder Priester noch Gemeinde ahnten, daß in ihnen Dinge vorkamen, welche die Lehre ihrer Kirche verkümmerten und entstellten.

Einzelnen Gebildeten und Scharfsichtigen entgingen die Divergenzen nicht und Zar Wassili Zwánowitsch (1505—1533) sah sich veranlaßt, durch Collationierung Abhülfe zu schaffen. Hierzu wurde ihm ein gelehrter Mönch vom Berge Athos empfohlen, der in der russischen Kirchengeschichte als Makssim der Grieche bekannt ist. Er fand einen wahren Lugiasstall von fehlerhaften Handschriften, das Corrigieren dauerte jahrelang, reizte und erbitterte den Klerus, dem seine Unwissenheit zu unverholen vorgeführt wurde, kurz, man intriguierte gegen Makssim

so lange, bis er als „Verderber der Kirchentexte“ verurteilt und in ein Kloster verwiesen wurde.

Auch Iwán der Schreckliche berief 1551 ein Concil zur Revision der Religionsbücher. Dasselbe ging unverrichteter Sache auseinander. Keinen besseren Erfolg hatte die Absicht des Zaren, durch Drucklegung der Kirchenschriften einen richtigen und einheitlichen Text für ganz Rußland herzustellen. Man benutzte dabei fehlerhafte Manuscripte, welche die Irrthümer weiter vererbten und die von Entstellungen wimmelnden Drucke trugen trotzdem seit 1596 anstandslos die Formel: „mit dem Segen des Patriarchen gedruckt.“ Der erste Zar aus dem Hause Románow ließ 1617 durch den Archimandrit Dioníssi die Texte aufs Neue revidieren, gegen den jedoch ein so heftiger Sturm der Opposition losbrach, daß selbst der Herrscher ihn nicht zu schützen vermochte. Er wurde eingekerkert und nur durch die energische Intervention des Patriarchen von Jerusalem aus Ketten und Gefängniß befreit. Damit war der Textcorrectur fürs erste ein Ziel gesetzt.

Inzwischen hatten die byzantinischen Patriarchen im russischen Ritual manches für unkirchlich erklärt; auch aus Jerusalem erfolgten Mahnungen. Da beschloß der gewaltigste und hervorragendste der russischen Patriarchen, Nikon, unter dem Zaren Alexei Michailowitsch, die Verbesserung der Kirchenbücher um jeden Preis durchzusetzen. Trotz haarsträubender Intriguen des ihm untergebenen Klerus hatte er bald eine Menge Übelstände und Unordnungen in der Kirchenpraxis abgestellt. Der Zar war ganz auf der Seite seines Kirchenoberhauptes und berief 1654 ein Konzil nach Moskau. Die ältesten Manuscripte wurden aus Byzanz und vom Berge Athos nach Rußland gebracht und verglichen. Sämmtliche Patriarchen und Metropolitane der morgenländischen Kirche außerhalb Rußlands unterstützten den thatkräftigen Nikon, der sich einer halsstarrigen und hinterlistigen Opposition gegenüber befand. Zwei neue Kirchenversammlungen (1655 und 1656) bestimmten ausdrücklich, daß man sich nach den alten zuverlässigen Originalien zu richten habe. Trotzdem

traten Nikons Gegner immer dreister und heftiger für die alten korrumpierten Formen ein. Der Streit betraf leere äußerlichkeiten: das Bekreuzigen mit zwei oder drei Fingern, die Schreibung des Namens Jesus, die zwei oder dreimalige Wiederholung des Halleluja u. dgl. m. Die Opponenten Nikons stützten sich auf die korrumpierten Schriften, die sie den revidierten gegenüber die „alten“, sich selbst „Altgläubige“ (Starowérzy) nannten. Sie hatten die unwissende niedere Geistlichkeit auf ihrer Seite, von welcher der Patriarch jetzt einen gewissen Grad von Bildung verlangte; diese wiederum beeinflusste die große Masse des Volks. Durch den offenen Ungehorsam vieler Priester aufs Äußerste gereizt, verfügte Nikon gegen sie die strengsten Strafen. Sein ausgeprägtes Selbstbewußtsein hatte ihm auch die Bojären widerwillig gemacht. Alle diese Feinde thaten das ihrige, den hochbedeutenden Mann beim Zaren anzuschwärzen, dessen friedfertige, milde Natur ohnehin die Härte des Erzpriesters nicht gerne sah. So hatte der Patriarch von allen Seiten Anfeindung, Schmähung, Verlebung zu ertragen, ohne daß die Schuldigen die verdiente Strafe getroffen hätte. Da faßte er, erfüllt von Ekel und gerechtem Unwillen, den Entschluß, die Patriarchenwürde niederzulegen und führte denselben, trotz der Abmahnung wolmeinender Freunde, aus.

Nikon zog sich in ein Kloster zurück (10. Juli 1658) und räumte den Gegnern das Feld, die seine Abwesenheit mit ungezügelter Freiheit benutzten und gegen ihn und seine Reformen den Vernichtungskrieg führten.

Der zunehmenden kirchlichen Konfusion gegenüber berief der Zar die ökumenischen Patriarchen der griechischen Kirche zu einem großen Konzil nach Moskau (Dezember 1666). Dasselbe sollte ein entscheidendes Urteil fällen sowol über die Reformen wie über das Verhalten Nikons. Die ersten wurden rückhaltslos gebilligt, das letztere verurteilt. Alle, welche die Verbesserungen Nikons nicht annehmen wollten, wurden exkommuniziert, er selbst aber, weil er seinen Patriarchensitz verlassen, und aus

andern minder wichtigen Gründen, abgesetzt und zum einfachen Mönch degradiert. Vierzehn Jahre wurde er gefangen gehalten und starb, als ihm der Nachfolger des Zaren die Freiheit gab.

Am 13. Mai 1667 hatte das große Konzil sein Urtheil gefällt und damit war die Spaltung in der russischen Kirche vollendete Thatsache geworden. Die Nation zerfiel jetzt in Anhänger und Gegner der Nikonschen Reformen. Schon früher hatte es religiöse Sekten in Russland gegeben, aber keine von erheblicher Bedeutung. Diejenigen Dissidenten aber, welche aus der Opposition gegen die Verbesserung der Kirchenschriften hervorgingen, wurden zu einem Elemente, das für die inneren Verhältnisse des Reichs überaus wichtig werden sollte.

Nach der Exkommunikation der sogenannten „Altgläubigen“ forderten die leidenschaftlichsten Opponenten den Staat geffentlich heraus. Sie wollten das Martyrium erzwingen, um dadurch, wie sie meinten, „den Antichrist zu überwinden“. Durch Scenen wildesten Trozes, die sich in Moskau abspielten, sollte der Staat zu Repressalien genöthigt werden. Die strengsten Strafen ließen die Widersetzlichen geduldig über sich ergehen.

Auch das Solowözkiſche Kloster, jener berühmte Wallfahrtsort, den ich ausführlich geschildert, ließ sich bis zu flagranter Empörung fortreißen. Man beging den Fehler, die widerspanstigsten Opponenten zur Strafe in jenes Kloster zu schicken, das von vornherein den Nikonschen Reformen abgeneigt war. Die Verbannten wiegelten die eingeseſſenen Mönche auf. Als ihnen mit der Einsetzung eines neuen Archimandriten und Exekution gedroht wurde, brach der Aufruhr aus. Von der siebenjährigen Belagerung des Klosters habe ich bereits gesprochen; es fiel schließlich durch Verrath.

Die furchtbarsten Strafgerichte, welche über die Abtrünnigen verhängt wurden, minderten die Zahl der Sektirer nicht im mindesten. Der Priester Awakum (Sabakuf), einer der eingefleischtesten Gegner Nikons, wurde mit drei seiner Genossen verbrannt. Ein anderer Führer der Altgläubigen, Nikita, mit dem Beinamen

Puststoffswjät (Lügenheiliger), der in Verbindung mit dem Fürsten Chowanski 1682 die Strjelézen zum Aufruhr verleitete, wurde enthauptet. Dasselbe Schicksal traf die Chowanskis, Vater und Sohn. Viele andern wurden hingerichtet oder verbannt. Der Rassól blieb bestehen in voller Stärke und Ausdehnung.

Das Starowérzentum beruhte auf dem Beharren bei der alten Gewohnheit, im Gegensatz zur Reform. So war es selbstverständlich, daß die Rassólniki (Dissidenten) gegen die Neuerungen, welche nachmals die westeuropäische Kultur ins Land brachte — wie das Scheeren des Bartes, das Tabakrauchen, theatralische Vorstellungen u. s. w. —, sich durchaus abwehrend verhielten. Gleichzeitig wuchs der Trieb zum Separatismus ins Ungeheuerliche. Jeder kleinste Meinungsunterschied, jede unbedeutende Wendung und Deutung auf die man früher nicht verfallen war, trieb immer wieder zu neuen Spaltungen in derselben Gemeinschaft, so daß der Rassól allmählich zu einer völlig unübersehbaren Zersplitterung der Ansichten führte. Alle russischen Sekten aufzuzählen, die seit 200 Jahren entstanden, alle Unterschiede ihrer Lehren zu verzeichnen, würde für sich ein vielbändiges Werk erfordern. Ich beschränke mich auf das Hervorragendste.

Schon frühzeitig hatten viele Sektirer angenommen, daß seit dem großen Konzil von 1666 der Antichrist in Rußland herrsche. Unter der Regierung Peter des Großen gewann diese Überzeugung an Umfang und Stärke. Man hielt ihn für den Fürsten der Hölle und seine wichtigsten Maßnahmen für Fallstricke des Satans. So geschah es mit dem neuen Zensus, der Revision, mit dem neuen Titel Kaiser, der mit der ominösen Zahl 666 in der Offenbarung Johannis in Verbindung gebracht wurde. Der Paß mit dem kaiserlichen Wappen war das Siegel des Antichrist. Der Befehl, den Bart zu rasieren, war ein Versuch, das Ebenbild Gottes zu entstellen. Die Veränderung im Kalender, durch welche der Neujahrstag vom September auf

den Januar verlegt wurde, hieß die „Einführung der Jahre des Satans“. Von den geistreichen Beweisgründen für diese Thesen hier nur einen: die Welt könne nicht im Januar erschaffen sein, wie der neue Kalender anzudeuten schien, weil zu dieser Jahreszeit die Äpfel nicht reif sind und die Verführung Evas und Adams nicht hätte stattfinden können.

Man unterließ seit der Zeit des großen Reformators unter den Sekten, welche jener Anschauung huldigten, das Gebet für den Kaiser; das hat aber, wie man erkennt, mit politischen Strömungen nicht das Geringste zu thun.

Die Priester der griechisch-russischen Kirche werden durch Chirotonie, d. h. durch Handauflegung geweiht, die durch einen Bischof stattzufinden hat. In dieser Weise soll die Übertragung des heiligen Priesteramtes seit den apostolischen Zeiten von Generation auf Generation stattgefunden haben. Da nun der einzige Bischof, der sich zu den Altgläubigen schlug, gestorben war und bald nach ihm auch die Priester, die er geweiht, die Dissidenten aber die ganze russische Kirche als unter der Herrschaft des Antichrist stehend betrachteten — so war für sie niemand vorhanden, der Geistliche für sie weihen konnte. Nun entstand bei den Sektirern ein wesentlich verschiedenes Verhalten der Staatskirche gegenüber. Die einen entschlossen sich, die Heiligkeit der Priesterweihe in der orthodoxen Kirche, und damit die Priester derselben als solche, anzuerkennen — sie werden die priesterlichen Sekten (Popówzy) genannt; die andern verzichteten auf die Möglichkeit, Geistliche zu erhalten, da ihrer Ansicht nach niemand vorhanden war, der sie weihen konnte — es sind die priesterlosen Sekten (Bespopówzy).

b. Die priesterlosen Sekten. Unter ihnen waren eine Zeit lang von hervorragender Bedeutung die

Pomórzy (die an dem Meere wohnenden). Sie taufte die Eintretenden aufs Neue. Jeder Angehörige hatte das Recht, zu taufen und Beichte zu hören. Die von orthodoxen Priestern geweihte Ehe wurde nicht anerkannt. Der Selbstmord durch

Verbrennen, „die Feuertaufe“, wurde als gottgefällig gepriesen. Sie beteten für den Zar, aber mit Ablehnung des Kaisertitels. Diese Sekte gründete, namentlich unter Daniel Wikúlin (daher seine Anhänger auch Danieliten genannt werden) ausgedehnte klösterliche Ansiedelungen zwischen dem Dnéga-See und dem weißen Meere, besonders am Flusse Wyg, die Wygorézia. Als ein Mönch, namens Filipp, der der Sekte angehörte, mit den übrigen in Streit gerieth, sonderte er sich von ihnen und bildete mit seinen Anhängern den neuen Bund der

Filippowzy (Filipponen). Fanatischer als die Muttersekte lehnen sie das Gebet für den Zaren völlig ab und gestatten selbst die Aufnahme der Pomórzy nur nach erneuter Taufe. Die Selbstverbrennung steht bei ihnen in hohen Ehren. Als eine Untersuchung über die Sekte verhängt wurde, verbrannte sich Filipp mit 38 Genossen. Das russische Volk nennt sie Sofhigá-teli (Verbrenner). Es soll eine Abart der Filipponen gegeben haben, die Würgersekte, welche annahm, daß die Seligkeit nur denen zu teil werde, welche eines gewaltsamen Todes sterben. Ihre Anhänger sollen alle tödlich erkrankten, nicht selten auch Kinder, erwürgt haben; die letzteren, um sie unverdorben dem Himmel zu weihen. Keinen Zusammenhang mit ihnen haben die

Kapitówzy (Kapitonen), obwol sie auch die „Feuertaufe“ für sehr verdienstlich halten. Sie spenden das Abendmal durch Verteilung von Rosinen. Die Sekte wurde von einem der Vorkämpfer des Dissidententums gegen Nikon gestiftet, ist also älter, als die beiden genannten. Am verbreitetsten und hervorragendsten unter den priesterlosen ist die Sekte der

Fedosséjewszy (Theodosianer). Sie entstand im Stadtgebiet von Kówgorod und erhielt ihren Namen von dem bedeutendsten ihrer Anhänger Fedosséi (Theodosius). Die Sekte verwirft das Priestertum und alle Sakramente und erkennt die russischen Staatsgesetze nur bedingungsweise als bindend an. Von Andersgläubigen bereitete Speisen müssen erst gereinigt werden, ehe ein Sektengenöß sie genießen darf. Im allgemeinen

von strengen Sitten, verhalten sie sich sehr milde gegen die Verletzungen des sechsten Gebots. Die Jedosséjewzy verbreiteten sich rasch über eine große Zahl russischer Provinzen und setzten sich auch in Oesterreich, Preußen und Polen fest. Als arbeitssame und nüchterne Leute gelangten viele von ihnen zu großem Wohlstand. In Moskau erstand ihnen ein Oberhaupt, welches der Sekte einen gewaltigen Aufschwung gab und die verschiedenen Gemeinden zu einem großen Ganzen vereinigte. Es war Iljá Alexéjewitsch Kowylin, der 1771, als die Pest in Moskau wüthete, auf Kosten der Genossenschaft ein Hospital für Pestkranke nebst Quarantaine und Kirchhof einrichtete, und dafür von der Regierung gewisse Vergünstigungen erlangte. So entstand das Gravitations-Centrum der Theodosianer in Moskau, der sog. „Friedhof von Preobraschénsk“, ein Kloster mit Versorgungshäusern aller Art. Unter Kaiser Nikolai wurde die Sekte als staatswidriger Bund betrachtet und die Privilegien des Friedhofs von Preobraschénsk aufgehoben, der von nun an der Regierungskontrolle unterlag. Trotzdem ist die Sekte in Russland noch immer zahlreich und weitverbreitet.

Die Stránniki (Wanderer, Pilger) oder Beguny (Läuflinge, Flüchtlinge) erscheinen gefährlicher als die vorhergehenden. Gründer der Sekte war ein Deserteur, Zewsimi (Euphemiüs), der sich längere Zeit bei verschiedenen Dissidentengruppen herumgetrieben hatte und da er bei ihnen nicht zu Ansehen gelangte, eine neue Religionsgesellschaft stiftete. Die Grundanschauung seiner Anhänger besteht darin, daß sie sich in beständiger Flucht vor dem Antichrist befinden. Sie brechen jede Beziehung zu Staat und Kirche ab, vernichten ihre Personaldokumente, nehmen andere Namen an und leben als Bagabunden. Sie verwerfen die Ehe; Männer und Frauen leben zuchtlos bei einander. Auch eine Art Kommunismus ist bei ihnen Gebrauch. Neben den wirklichen Wanderern und Flüchtlingen gehören zur Sekte auch eine Art von Laienbrüdern, welche in ihren bürgerlichen Beziehungen verbleiben und den Mitgliedern ersten Ranges,

wenn sie verfolgt werden, Unterstand und Hülfe gewähren. Sie dürfen sogar, des Scheines wegen, zu Beichte und Abendmahl gehen.

Die Chlysty (Geißler, Flagellanten) bezeichnen sich selbst als „Leute Gottes“, „betende Schwestern und Brüder“ und dergleichen mehr. Sie sollen sich ursprünglich Christówschtschina (Christussekte) genannt haben, der Volksmund, heißt es, habe diese Bezeichnung zutreffend in Chlystówschtschina (Geißlerbund) verwandelt. Wenig zahlreich, hat die Sekte ihre Anhänger in den verschiedensten Ständen. Sie hat eine ziemlich strenge Hierarchie, deren oberste Würdenträger „Christus“, „Mutter Gottes“ und „Prophet“ genannt werden. Eine Chlysten-Gemeinschaft heißt „Schiff“.

Die Entstehung der Sekte fällt in die Regierungszeit des Zaren Alexei Michailowitsch (1645–1676). Nach der eigenen Tradition der Geißler wäre damals Gott in der Bauerngemeinde Sstarodúb (Gouv. Wladimir, Kreis Márom) auf einem feurigen Wagen herabgestiegen, um in Gestalt des Daniil Filippowitsch Rußland zu erleuchten. Einige Zeit früher wäre in einem andern Dorfe von einem hundertjährigen Elternpaare Iwan Timoséjewitsch Sjússlow geboren, welchen sie als den ersten Christus ihrer Lehre bezeichnen.

Daniil Filippowitsch, als Inkarnation Gottes, gab seinen Anhängern zwölf Gebote. Sein Schüler Sjússlow soll zu Tode gemartert und wieder auferstanden sein. Die religiöse Basis der Chlysty bilden direkte Offenbarungen, die sie vom Himmel zu empfangen glauben. In eigentümlichen Anzuge versammeln sie sich zu sogenannten Andachten, in denen sie besondere Lieder singen und sich dann stundenlang unter Selbstgeißelung und andern Kasteiungen im Kreise drehen. Zustände äußerster Nervenüberreizung und Ekstase entstehen daraus, in denen die Propheten ihre Visionen als Offenbarungen Gottes verkünden. Dabei werden auch die Sinne in höchstem Grade gereizt und wüste Orgien beschließen die Andachten oder folgen ihnen trotz strenger Ent-

haltfamkeits-Vorschriften. Aber alles, was in und nach den Versammlungen geschieht, wird geduldet und dabei über die letzteren das tiefste Geheimnis bewahrt. Daß sie mit einem Zustande grenzenloser körperlicher und geistiger Ermattung, häufig mit Bewußtlosigkeit, enden, ist begreiflich.

Die „Christus“, Gottesmütter und Propheten der Geißler stehen bei ihnen im größten Ansehen; ihnen wird unbedingter Gehorsam geleistet. Manche ihrer „Himmelsköniginnen“ legen sich auch den Titel „Großfürstin“ bei.

Die Skopzy (Sköpzen, Selbstverstümmler, Kastraten, Sing. skopéz) sind in mancher Beziehung mit den Chlysten verwandt und aus denselben hervorgegangen. Auch sie haben ihre irdischen Gottesverkörperungen, ihre Gottesmütter und Propheten, ihre aufregenden Andachten. Der wesentliche Unterschied aber besteht darin, daß die Sköpzen in entstellender Auslegung von Ev. Matth. 19, 12 beim Eintritt in die Genossenschaft von den Angehörigen derselben verstümmelt werden. Dergleichen Kastraten aus religiösem Wahnsinn mag es früher schon in Rußland gegeben haben, das Auftreten der eigentlichen Sköpzen-ekte aber datiert von der Person des Kondráti Sseliwánow, der um 1770 in den Gouvernements Orél, Tála und Tambów sein Wesen trieb. Als Mitglied der Geißlergenossenschaft that er sich hervor und wurde bei einer Andachtsübung des Schiffes von zwei alten Weibern, der Himmelskönigin Akulina Zwánowna, einer dem Kloster entlaufenen Nonne, und der Prophetin Anna Románowna im Taumel der Ekstase als die wahre Menschwerdung Gottes und als Retter vor dem Antichrist proklamiert. Jetzt trat er selbständig auf und entfaltete eine bedeutende Wirksamkeit bis die Behörden aufmerksam wurden und ihn nach Sibirien schickten. Vorher hatte er mit seiner Gottesmutter Akulina auch seinen Vorläufer, seinen Johannes den Täufer, aussindig gemacht, einen Bauer Alexander Zwánowitsch Schilow, welcher gewaltig für ihn agierte. Nebenbei gab sich der verkörperte Sköpzengott auch noch für den Kaiser Peter III. aus

und die Afkulina Swánowna identifizierte sich mit der verstorbenen Kaiserin Elisabeth.

Zar Paul ließ den verbannten Sseliwánow zurückkehren und sprach selbst mit ihm. Als sich der Kastratenheiland jedoch als Peter III. geberdete und den Kaiser als seinen Sohn anredete, sandte man ihn ins Irrenhaus, wo er bis zum Tode Pauls blieb. Alexander I. ließ ihn in eine Versorgungsanstalt bringen. Hier zettelte er jedoch neuen Unfug an und man verwies ihn in ein Kloster, wo er 1832, wie man sagt, 112 Jahre alt, starb.

Die Skopzen, unter denen es mancherlei Schattierungen giebt, sind im allgemeinen wohlhabend, manche sehr reich. Geldbelohnungen, Aussicht auf Besitz, werden von ihnen häufig als Befehrungsmittel angewandt. Die Stellen der Offenbarung Johannis 7, 4 und 14, 3 u. 4 beziehen sie auf sich und erwarten das goldene Zeitalter, sobald ihre Zahl in Rußland die in der Apokalypse erwähnten 144 000 erreicht hat.

Die Napoleówtshini oder Montanen, welche eigentümlicher Weise einen mystischen Kultus mit der Person Napoleons I. treiben, sind gleichfalls eine von den Chlystij abgezweigte Sektens-Varietät, welche um 1820 zuerst aufstauhte. Sie hat übrigens mit dem Franzosentum nichts zu schaffen, nur daß der sagenhafte Napoleon bei ihren Mitgliedern, vermöge einer eigentümlichen Ideenverwirrung, als Inkarnation Gottes gilt, ganz wie Daniél Filippowitsch bei den Flagellanten und Sseliwánow bei den Skopzen. Die Sekte soll wenig Verbreitung gefunden haben.

Die Prygunij oder Sskakunij (Springer, Hüpfser), eine andere Abzweigung der Geißler, datieren ihre Entstehung gleichfalls aus dem Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts. Zu ihren Andachtsübungen versammeln sie sich in Wäldern oder abgelegenen Scheunen und ihr Gottesdienst besteht in gewaltigen Sprüngen und Gliederverrenkungen, die sie mit unartikulierten Lauten begleiten. Sie hüpfen stets paarweise, ein Mann mit

einer Frau, Hand in Hand, bis sie vor Ermüdung niedersinken. Die weiter folgenden Szenen entziehen sich der Beschreibung. Die Sekte scheint wenig verbreitet zu sein. Im Jahre 1867 wurde den Mitgliedern der Springersekte in Verdjansk (Gouv. Taurien) der Prozeß gemacht und ihnen systematisch betriebener Kindermord nachgewiesen. Auch sie wollten, wie die Bürger, die reinen Wesen unbefleckt der Gottheit zuführen. Sie wurden nach Sibirien und den Kaukasus verwiesen. Gleichwol haben sich dort bis auf den heutigen Tag einige Springer-Familien erhalten, die ihre Andachtsübungen verrichten und deren Prophetinnen sich in den Dorfstraßen sehen lassen in schwarzem Scharafan mit weißem, schleierartigem Überwurf.

c. Die priesterlichen Sekten (Родовы) erkennen, trotz ihrer dissentierenden Haltung der orthodoxen Kirche gegenüber, die staatskirchliche Priesterweihe als solche an und wählen ihre Geistlichen aus der Zahl der von orthodoxen Bischöfen geweihten, sobald diese zu ihnen übertreten und nach den „alten Büchern“ zu amtieren sich verpflichten. Aus dieser ihrer Grundanschauung folgt, daß die priesterlichen Sekten nicht, wie die priesterlosen, den Drang haben, sich endlos zu zersplittern und zwischen ihnen und ihren Abarten kein so starker Antagonismus besteht, als bei den Bespopowy. Die ältesten priesterlichen Genossenschaften lassen sich in drei Gruppen sondern:

α. Die Gruppe vom Kershenéz, so genannt nach einem Flüsschen im Gouv. Nischni-Röwgorod, an welchem sich gleich nach dem Entstehen der großen Kirchenspaltung eine Anzahl Altgläubiger niederließen. Sie hatte in jener Zeit eine besondere Deutung der Dreieinigkeit und zählte den Sohn Gottes nicht zu derselben, gab aber später diesen Lehrpunkt auf.

β. Die Gruppe des Mönchs Hiob, welche letzterer um 1667 im Lande der donischen Kosaken am Flüsschen Tschira gründete. Abzweigungen verbreiteten sich bis zum kaspischen Meer und den Flüssen Kuban, Terek und Ural.

γ. Die Gruppe von Wetka, einer Insel im Flusse Soss,

der sich in den Dnjepr ergießt. Die Gegend war früher polnisch und diente 1667 aus Rußland flüchtenden Sektirergemeinden als Zuflucht. Diese vermehrten sich bald auf 40 000 Mitglieder und bildeten eine Art Mittelpunkt für die priesterlichen Altgläubigen. Unter Katharina II. wurde ein großer Teil derselben zur Rückkehr nach Rußland genöthigt und ihnen gestattet, ihre Heiligtümer nach Sstarodáb (Gouv. Tschernigow) mitzunehmen, das nun zum Centrum der Sektirer wurde. Aus dieser dritten Gruppe bildeten sich vor wie nach ihrer Übersiedelung neue Abarten, wie die Diakoniten, welche das am Sosh präparierte Salböl nicht annahmen, weil kein Bischof bei seiner Bereitung zugegen gewesen, die Anhänger des Sepifáni (Epiphanes), eines entlaufenen Mönchs, der sich mit gefälschten Dokumenten die Bischofswürde zulegte, die Genossenschaft von Tschernoból, welche an das baldige Ende der Welt glaubte, das Paßwesen bekämpfte, den Eid untersagte und, wie die Katholiken, das Kreuz nur mit dem Gekreuzigten daran (als Crucifix) verehrte. Eine andere von Starodáb sich ablösende Genossenschaft nennt sich nach dem Priester Feodor Süsslow (nicht zu verwechseln mit dem Süsslow der Flagellanten) und nimmt es bei ihren Priestern sehr genau mit der Continuität der Chirotonie. Manche priesterliche Sektirer verlangten von ihren Geistlichen nicht bloß die Lossagung von den Nikonschen Formen, sondern auch eine neue Salbung. Sie werden Peremasánzy (die von neuem Salbenden) genannt.

Viele priesterliche Sekten haben seit 1771 ein Centrum in Moskau, den Friedhof von Rogósh, welcher für sie dieselbe Bedeutung hat, wie der Friedhof von Preobraschénsk für die Theodosianer.

Selbstverständlich war es den priesterlichen Dissidenten vor allem darum zu thun, eine bischöfliche Autorität an ihre Spitze zu stellen, um die nothwendige Anzahl von geweihten Geistlichen erlangen zu können. Da die Sache in Rußland unmöglich war, richtete man sein Augenmerk auf die im Auslande angesiedelten

Altgläubigen und gelangte endlich in der Bukowina zum Ziele. Der vom Patriarchen zu Konstantinopel abgesetzte Bischof von Bosnien, Ambrosius, stellte sich den Dissidenten zur Verfügung, der Friedhof von Rogósh gewährte die erforderlichen Mittel und mit Bewilligung der österreichischen Regierung hielt im Jahre 1846 Ambrosius in Bjelakriniza (Fontana alba), einer Niederlassung Altgläubiger in der Bukowina, seinen Einzug als Bischof der priesterlichen Starowérzen. Bjelakriniza ward seitdem zum Metropolitansitz derselben und wurden hier Geistliche jeden Ranges, auch Bischöfe geweiht.

Bei der Errichtung dieses Bischofsitzes hatte die polnische Emigration, Tschaikowzki (Sadik Pascha) an der Spitze, die Hand im Spiel. Sie beabsichtigte durch jene Schöpfung in Bjelakriniza einen Heerd russlandfeindlicher Tendenzen zu gründen. Ihre Antriebe blieben der russischen Regierung nicht verborgen. Zwar verwies man auf die Vorstellung der letzteren Ambrosius nach Bjelakriniza, Steyermark und entfernte die fremden Mönche aus dem Kloster von doch wurde dabei in der Sache nichts geändert und die Verhältnisse blieben unter einem neuen Metropolit in der Bukowina dieselben.

Russland versagte selbstverständlich der in Bjelakriniza geweihten Hierarchie seine Anerkennung und das allein schon gab den heimischen Altgläubigen zu denken. Die Anträge der emigrierten russischen Revolutionäre (Bakúnin, Herzen und Genossen), den Metropolitansitz der Dissidenten nach London zu verlegen, wurden von letzteren mit Protest zurückgewiesen. Der polnische Aufstand brach aus und erregte das russische Nationalgefühl auf das lebhafteste; auch die priesterlichen Altgläubigen fühlten sich veranlaßt, in einer Loyalitätsadresse ihre Treue für das Vaterland und ihre Ergebenheit für den Zaren laut zu bekennen. Bald darauf erschien ein Rundschreiben der Sekte, in welchem bei strengem Festhalten an den alten Ritualien, das Verhältnis zur russischen Staatskirche in versöhnlichem Sinne dargestellt, den Gefühlen der Loyalität neuer Ausdruck

verliehen und gegen die Atheisten in London auf das energischste vorgegangen wurde.

Alle diese Kundgebungen brachten einen beträchtlichen Theil der priesterlichen Altgläubigen zum Anschluß an das Jedino-wérzentum, dessen Entstehung und Charakteristik hier folge.

Eine Anzahl Altgläubiger in Moskau reichte im Jahre 1800 dem dortigen Metropolitén Platón eine Schrift ein, in welcher sie das Verdammungsurteil der orthodoxen Staatskirche über eine Anzahl alter Ritualien aufzuheben baten und sich bereit erklärten, von der Staatskirche geweihte Priester nach jenen alten Ritualien bei sich amtieren zu lassen. Sie sprachen noch manche andere Bitten aus, z. B. daß man ihren kirchlichen Akten öffentliche Gültigkeit zuerkenne und gaben genügende Bürgschaft für ihre Loyalität. — Der Metropolit, ein billig und vernünftig denkender Mann, fand das Gesuch sehr berücksichtigungswerth und beförderte dasselbe, mit seinen Randbemerkungen, an den Kaiser. Er fügte hinzu, eine Richtung, welche sich in dieser Weise der Staatskirche anschließe, könne man nicht mehr als *Rassól* bezeichnen. Auch der Name „Altgläubige“ sei unpassend, da es in der orthodoxen Kirche keine Neuerungen gegeben habe. Er schlug vor, den Starowérzen, von welchen das Gesuch ausging, künftig einen Namen zu geben, welcher ihre Vereinigung mit der orthodoxen Kirche ausdrücke, wie z. B. *Sojedinénzy* (Bekenner der Vereinigung) oder *Jedinowérzy* (Glaubensgenossen). Kaiser Paul bestätigte sämtliche Anträge des Metropolitén Platón und durch Ukás vom 27. Oktob. 1800 wurde das Gesuch jener Altgläubigen gewährt und dieselben als *Jedinowérzy* gesetzlich anerkannt. So ist denn diese Genossenschaft dem alten Gebräuchtum treu geblieben, übt dasselbe aber nicht unter Auflehnung gegen die orthodoxe russische Kirche, sondern mit deren Genehmigung aus, wird nicht mehr als Dissidententum betrachtet und ihre Priester werden von der Staatskirche approbiert.

Sstaroobrjádzy (Altritualisten) werden diejenigen priester-

lichen Altgläubigen genannt, welche sich vom Zedinowérzentum fern hielten, bei ihren alten Büchern und Ceremonien beharren und der russischen Staatskirche gegenüber sich ablehnend verhalten.

d. *Mystische und rationalistische Sekten.* Dieser Rubrik gehören eine Anzahl religiöser Genossenschaften an, welche nicht, wie die vorhergehenden, auf den Kassól zurückzuführen sind, bei denen es sich nicht um Textfälschungen und Auslegung gewisser Bibelstellen handelt, die sich ihren Glauben und die Deutung der heiligen Schrift sozusagen a priori construiert haben und bald eine mystische, bald eine rationalistische Richtung, bald eine sonderbare Kombination von beiden einschlagen und endlich auch teilweise evangelischen Strömungen gefolgt sind. Ich beginne mit einer Sekte, welche bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit auf sich zog, den

Duchobórzen (Streiter des Geistes). Hauptsächlich in Südrussland verbreitet, fand ihre Lehre auch in Kaukasien, Finland, Moskau, Kaluga, sogar auch in Irkútsk und Kamtschatka Anhänger. Von Kennern wird das Duchobórzentum als ein Gemisch von eigenen Ansichten, Quäkertum und Mystizismus mit Anlehnung an einzelne Lehren der Chlysty und Wiedertäufer bezeichnet. Den Gottesbegriff fassen die Duchobórzen pantheistisch auf. Sie läugnen das jenseitige Leben, an dessen Stelle sie die Versetzung der Seele auf eine andere Welt oder in einen andern Körper annehmen. Das innere Licht, aus dem sie ihre Offenbarungen schöpfen, stellen sie der Bibel gleich. Sie verwerfen die Lehre von der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi, erkennen der äußeren Kirche sammt Priestern, Gottesdienst und Sakramenten nur geringen Werth zu und leisten weder Eid noch Kriegsdienst. — Ähnliche Lehren sollen schon früher in Russland existiert haben; die eigentliche Entwicklung des Duchobórzentums datiert von dem Bauer Silwán Kolóznikow, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Gouv.

Sekaterinosslaw sein Wesen trieb. Den bedeutendsten Einfluß auf die Sekte übte ein verabschiedeter Unteroffizier Sawéli Kapástin am Ende des vorigen und am Anfang des jetzigen Jahrhunderts. Er soll sich über seine Anhänger eine despotische Gewalt angemaßt haben und wird mit Johann von Leyden verglichen. Unter Katharina II. und Paul I. zeigten sich die Duchoborzen öfters renitent gegen die Staatsgewalt; noch im Jahre 1807 trat ein Fall offenkundiger Widerspánstigkeit zu Tage. Seit 1817 wird ihnen im Militárdienst der Eid erlassen und man verwendet sie vorzugsweise im Sanitätsdienst oder als Militärhandwerker. Man lobt sie als mäßig, reinlich und arbeitsam.

Die Molokánen (Milchesser — vom Volke so benannt, weil sie in der Fastenzeit, im Gegensatz zur orthodoxen Kirche, Milch genießen,) werden vielfach als ein Zweig der Duchobórzensekte betrachtet und Simeón Ukléjin gilt als Urheber ihrer Absonderung. Andere dagegen halten die Molokánen für die ältere Genossenschaft und verweisen auf verschiedene religiöse Sekten des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, welche die sichtbare Kirche und die Sakramente bekämpften, die Fasten und andere kirchliche Gebráuche verwarfen und eine bald mystische, bald rationalistische Auslegung der Bibel lehrten. Wie die Sache sich auch verhalten mag, jedenfalls scheint die Verbrüderung der Molokánen sich erst am Ende des vorigen Jahrhunderts in ihrer heutigen Gestalt gezeigt zu haben. Sie stellt die heilige Schrift sehr hoch, betrachtet sie als Grundlage jeder moralischen Bervollkommnung, legt sie aber in besonderer Weise aus. Sie verwirft alle Konzilien und glaubt das Urchristentum zu besitzen. Sich selbst bezeichnen die Molokánen als wahrhaft geistliche Christen, während alle andern ihnen als weltliche gelten. Ihren Ältesten und Lehrern wird keineswegs eine große Autorität zuerkannt — jeder kann die Bibel auf seine Art auslegen. Man hat ihre Lehre dem Presbyterianismus verglichen, nur daß sie sich noch zum Unterschiede von demselben in einem halbflüssigen Zustand befinde und ihr das klare, logische System fehle.

Unter den Molokänen giebt es eine ganze Reihe verschiedener Schattierungen, die um so schwieriger aufzuzählen und zu charakterisieren sind, als täglich neue sich bilden und weiter entwickeln. Im Jahre 1880 zeigte sich in ihrer Mitte eine besonders lebhafte religiöse Gährung, die zunächst zur Spaltung der am Don angesiedelten Anhänger der Sekte führte. Einer der hervorragendsten Lehrer der Gemeinschaft hatte in St. Petersburg gelebt und sich dort mit der Lehre Paschkows, von welcher später die Rede sein wird, bekannt gemacht. In die Heimat zurückgekehrt bildete er eine besondere Gemeinde, die sich „evangelische Christen“ nannte. Ein anderer Presbyter derselben Gemeinschaft trennte sich im Jahre 1882 von seinen bisherigen Glaubensgenossen und gründete, unter dem Einfluß der benachbarten Mennoniten, eine neue Baptistengemeinde, die indes in Bezug auf einzelne Lehrmeinungen sich von den Mennoniten sowol wie von den eigentlichen Baptisten unterscheidet. Molokänen giebt es in den Gouvernements Tambów, Wladimir, Ssamára, Sfarátow, Astrachán, am Don, in der Krym, am Kaukasus und in Sibirien. Überall gelten sie als ordentliche, mäßige und arbeitsame Leute.

Auch eine socialistische Sekte ging in den zwanziger Jahren aus der Mitte der Molokänen hervor, die

Óbschtschije (Kommunisten). Ihr Gründer Popów ordnete an, daß jede Gemeinde eine kommunistische Einheit mit 12 Aposteln an der Spitze bilden sollte, denen die Verwaltung alles Besitzes zu übergeben wäre. Er selbst behandelte seine Anhänger als brutaler Despot. Selbstverständlich dauerte die Sache nicht lange und man kehrte zu den aufgegebenen Eigentumsbegriffen zurück. Nur in Kaukasien soll es noch einige Óbschtschije geben, von denen es jedoch nicht bekannt ist, ob sie noch bei der Gütergemeinschaft geblieben sind.

Die Sjubótniki (Sabbatleute) stehen in ihrer Lehre den Molokänen nahe, feiern jedoch den Sonnabend statt des Sonntags und haben außerdem manche alttestamentarische Sätze als

bindend angenommen. Sie stammen wahrscheinlich von einer judaisierenden Sekte her, die im 15. Jahrhundert von einem Karaiten gestiftet wurde.

Eine Sekte, bei welcher das rationalistische Element ganz in den Vordergrund tritt, sind die

Schalopáty, deren Namen ein Scheltwort ist, das ihnen der Volksmund beigelegt hat und sich etwa „narrische Käuze“ übersetzen läßt. Sie selbst nennen sich „Wahrhaft geistige Christen“, oder auch „Brüder des geistigen Lebens“. Die Sekte findet sich in den Gouvernements Cherssón, Taurien, Poltawa, Sefaterinosslaw, Charkow, Kursk, Worónesch, Rjasán, Tambów, Stawropól, am Don, Kubán und Terek. Gründer der Genossenschaft war wiederum ein Bauer, Awwakám Kopylow, den in den zwanziger Jahren religiöse Zweifel auf die Wanderung trieben, um Leute verschiedenen Glaubens kennen zu lernen und der bei der Rückkehr seine eigene Lehre konstruiert hatte. Nach der Meinung der Schalopáten sind Vernunft und Gewissen die beiden Fundamentalquellen religiösen Erkennens und Lebens. Die Bibel hat bei ihnen keine bedingungslose Autorität und wird nur in soweit geschätzt, als sie ihre Anschauungen zu bestätigen scheint. Alles was vom Inhalt der heiligen Schrift die Vernunft nicht zu begreifen vermag, fassen sie bildlich auf. Christus ist ihnen nur ein gottbegnadeter Mensch, seine Wunder leugnen sie. Der heilige Geist ist die in jedem gottbegnadeten Menschen lebende göttliche Lehre. Sintflut und Weltuntergang deuten sie allegorisch. Die Sacramente verwerfen sie als unnöthig. Die meisten Schalopáten — denn auch unter ihnen giebt es verschiedene Abarten — haben keinen Gottesdienst, keine Priester, keine Gotteshäuser: „Nicht die Balken schaffen die Kirche — sagen sie — sondern das Herz!“ Jeder kann Gottes Wort lehren ohne besondere Unterweisung, der Mensch braucht keinen Vermittler zwischen ihm und Gott. Einmal wöchentlich versammeln sie sich zum gemeinsamen Lesen des Evangeliums, wobei sie durch geistliche Lieder die Seele erheben.

Die Schalopäten — fast ausnahmslos Bauern — sind außerordentlich fleißig; Arbeit gilt ihnen als das vornehmste Gebot der Religion und Moral. Da die Brüderlichkeit der Menschen eins ihrer Hauptaxiome ist, bearbeiten sie ihre Felder gemeinsam und teilen den Ertrag. Sie helfen bereitwillig nicht nur den Glaubensgenossen, kein Notleidender wird abgewiesen und wäre er selbst ein Feind des Einzelnen oder der Genossenschaft. Im häuslichen Leben herrschen Friede und Eintracht. Die kirchliche Ehe verwerfen sie; nur der Bund, der auf Liebe beruht, ist ihnen heilig. Da im bäuerlichen Leben auch jetzt noch Zwangsehen nicht selten sind, kommt es vor, daß ein Schalopút mit der kirchlich angetrauten Frau ein Hauswesen unterhält, dabei aber mit einem andern Weibe einen unkirchlichen Bund eingeht, welche er seine Frau im Geiste (*duchówniza*), seine wahre Frau nennt. Dasselbe Verhältniß besteht dann zwischen der kirchlich angetrauten Frau und einem andern Manne. Selbstverständlich kommen solche Ehen fast nur bei denen vor, welche früher andern religiösen Gemeinschaften angehört und als Gatten zur Sekte übertraten. Untereinander heirathen die geborenen Schalopäten nur aus Neigung. Im Ganzen genommen zeichnen sie sich aus durch Arbeitsamkeit, Nüchternheit und ernsten sittlichen Geist.

Die Memoljaki (Nichtbeter) und Wosdychánzy (Seufzenden) sind wenig voneinander unterschieden. Sie zersetzen alle Symbole, verflüchtigen den Inhalt der heiligen Schrift und bekämpfen die sichtbaren Zeichen der Andacht. Die Ältesten der Memoljaki stehen bei ihren Genossen in um so größerer Achtung, je geschickter sie die Bibel in der bei ihnen beliebten Richtung zu verdrehen im Stande sind. Sie unterscheiden vier Weltalter: den Frühling der Welt — von der Schöpfung bis Moses; den Sommer — von Moses bis Christus; den Herbst — von Christus bis 1666; und den Winter von 1666 an.

Die Mjenáschi (Nicht-unseren) oder Moltšálniki (Schweigenden) gehen bis zur völligen Negation der heiligen Schrift,

der Unsterblichkeit, der Existenz Gottes und jeder Religion überhaupt. Die Sekte soll im Gouvernement Sfarátow von einem ehemaligen Theodosianer gestiftet sein. Die Schweigenden werden sie vom Volke genannt, weil sie mit ihrer Lehre in ostensibler Weise geheim thun. Über die

Njétoŭzy oder Njétschiki (Mein=Sager), eine gleichfalls mystisch=negierende Sekte, ist wenig Sicheres bekannt. Manche ihrer Lehren, wie sie gerüchtweise mitgeteilt werden, klingen, als hätten die Sektirer, einfache russische Bauern, Sätze aus Schopenhauers oder v. Hartmanns Schriften aufgeschnappt. Über eine Abart derselben, die

Shiwjje Pokoiniki (die Lebend=verstorbenen) erfahren wir etwas mehr, aber auch nur Verworrenes. Dem biblischen Satze: „Gott ruhte am siebenten Tage u. s. w.“ geben sie eine halb mystische, halb deistische Auslegung. Die Ausbreitung des Bösen in der Welt halten sie nur deshalb für möglich, weil der siebente Tag, der Ruhetag Gottes, noch fortduere. Die Kraft des Gebets wollen sie erst dann zugeben, wenn der achte Schöpfungstag angebrochen ist. Diesen herbeizuführen sei die Aufgabe der Menschen. Das Leben auf Erden betrachten sie als Strafe, die Geburt eines Kindes als Unglück. Den Namen Christi erwähnen sie oft und verweisen auf sein Beispiel; für die Erlösung durch den Heiland fehlt ihnen jedes Verständniß. Eins ihrer Sektenhäupter sprach von einem „für die Seele heilsamen Buche“ einer „gotteswolgefälligen Frau“, das er gelesen, als er noch in der Welt lebte. Er nannte es „Conjuela oder die gute Rathgeberin“, man vermuthet in demselben eine russische Übersezung des Romanes Consuelo von Georges Sand. Ein anderes Werk, auf das sich derselbe berief hieß das „Buch Cotta.“

Man erkennt aus diesen spärlichen Notizen, auf welche Art manche Sekten in Rußland entstehen. Offenbar hatte ein Späßvogel den grübelnden Phantasten mit den Büchern „Conjuela“

und „Cotta“ mystificiert und dieser schleunigst auf Grundlage derselben eine Sekte geschaffen.

Die Stundisten. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die erste Anregung zur Bildung dieser Sekte, so wie ihr Name von den deutschen Kolonien am Ufer des schwarzen Meeres stammt. Johannes Bonekemper aus dem Wupperthal wurde 1824 Pastor der reformierten Gemeinde in der Kolonie Rohrbach, etwa 60 Kilometer von Odessa. Unter seinen meist aus der Pfalz und Württemberg eingewanderten Kolonisten fand er den altwürttembergischen Gebrauch des „Stundenhaltens“, den er sorgfältig pflegte. Männer und Frauen kamen Abends, gewöhnlich im Schulsaal zusammen, sangen einen Choral, ein Bauer hielt das Gebet, ein Stück der heil. Schrift wurde verlesen und über dessen Inhalt in freier Rede gesprochen. 1867 folgte der Sohn, Karl Bonekemper, dem Vater im Amte, der alte Gebrauch dauerte fort und der junge Pastor, der Landessprache mächtig, trat auch mit den umwohnenden Russen in geistigen Verkehr, unter ihnen mit einem schlichten frommen Bauer aus dem Gouv. Kijew, der als Tagelöhner nach dem Süden gekommen war. Er war Zeuge des „Stundenhaltens“, das ihm erklärt wurde, lernte lesen, lernte die Bibel kennen und kehrte mit den empfangenen Eindrücken in die Heimat zurück. An den langen Winterabenden versammelte er die Nachbarn, las ihnen aus der heil. Schrift vor und erklärte das Gelesene. Das waren die Anfänge der russischen Stundisten-Sekte, welche den Namen von jenem deutschen Kolonisten-Brauch beibehielt. Später haben offenbar die russischen rationalistischen Religionsgenossenschaften mit ihren Lehren einen bestimmenden Einfluß auf die geistige Entwicklung der Stundistengemeinden ausgeübt, die sich dergestalt von ihrem Ursprung weit entfernten. In verhältnißmäßig kurzer Zeit verbreitete sich die neue Sekte über eine große Anzahl Gouvernements des südlichen und südwestlichen Russlands und soll bereits im Norden Anhänger gefunden haben. Auch die Stundisten befinden sich in Opposition gegen die bestehende Ordnung des kirchlichen und gesellschaftlichen

Lebens. Sie lehren die Gleichheit aller Menschen und fordern eine umfassende Bethätigung der Bruderliebe. Grund und Boden, Wasser, Vieh u. s. w. wollen sie nicht als persönliches Eigentum gelten lassen und möchten diese Dinge in Gemeinde- oder Genossenschaftsbesitz verwandeln. Ursprünglich wollten sie auch keine Regierungsgewalt über sich erkennen, doch scheinen sie davon zurückgekommen zu sein. Ihre Streitigkeiten schlichteten sie untereinander. Sie haben weder Kirchen noch Bethäuser und versammeln sich in Bauernstuben. Ihre Belesenheit in der Bibel ist außerordentlich groß, die Auslegung derselben einseitig-tendenziös. Den Sakramenten gestehen sie einen lediglich symbolischen Charakter zu; die Taufe wird nur an Erwachsenen vollzogen. So scheinen auch baptistische Anschauungen ihren Weg in die Sekte gefunden zu haben.

Zum Schlusse will ich eine Erscheinung unserer Tage in der russischen Kirche nicht unerwähnt lassen, welche ich

die Páschkowsche Bewegung nennen möchte. Ich bezeichne damit, nach der am meisten in den Vordergrund tretenden Persönlichkeit, die Bestrebungen von Laienpredigern, welche vorzugsweise den höheren Gesellschaftskreisen angehören, in missiönarischer Richtung, um in allen Schichten des Volkes das christliche Religionsbewußtsein zu wecken und zu beleben. Der Ausgangspunkt dieser Bewegung war der Aufenthalt des bekannten englischen Laienpredigers Lord Radstock in St. Petersburg während der Passionszeit des Jahres 1874. Von ihm zur Einker und Umkehr angeregt, trat der reichbegüterte frühere Gardeoffizier Wassili Alexandrowitsch Páschkow mit allem was er war und hatte, mit seinem ganzen Hause, in den Dienst Christi. Um ihn scharte sich eine beträchtliche Zahl Gesinnungsgenossen. Sie pflegten die Verwundeten im Kriege und trösteten sie mit dem Worte des Herrn; die gleiche Thätigkeit widmeten sie den Bewohnern der Gefängnisse. In Fabriken, Fuhrmannsherbergen, wo nur ein Zusammenlauf des Volkes zu erwarten war, predigte Páschkow und hatte die einfache, schlichte Form gefunden, um

seinen Zuhörern die Heilswahrheiten des Evangeliums verständlich zu machen. Am Sonntag Abend versammelte er das Volk zur Andacht in seinem Hause, in den Prunkgemächern, die sonst nur die Elite der russischen Gesellschaft gesehen. Überall wurde er von seinen Gesinnungsgenossen, Männern und Frauen, welche Namen der ältesten russischen Aristokratie tragen, auf das thatkräftigste unterstützt. Die Landeskirche konnte diese Strömung nicht unbemerkt an sich vorüberziehen lassen. Päschkow wurde aufgefordert, dem Rektor der geistlichen Akademie seinen religiösen Entwicklungsgang zu schildern. Es geschah. Der Rektor beantwortete Päschkows Schreiben in würdigster Weise von seinem Standpunkte. Beide Schriftstücke sind veröffentlicht. In dem letzten Regierungsjahre Alexander II. hatte die Staatsgewalt Grund genug, aufregende Volksanhäufungen, wenn auch zum edelsten Zwecke veranstaltet, nicht zu gestatten. Die Versammlungen in den geräumigen Sälen Päschkows wurden im Frühjahr 1880 untersagt und der Hausherr bedeutet, seine Heimat für einige Zeit zu verlassen. Im Herbst kehrte er zurück, aber die öffentlichen Andachtsübungen unterblieben fortan. Die Liebesthätigkeit jener Gleichgestimmten dauert fort.

Das Verhalten der Regierung den religiösen Sekten gegenüber war zu verschiedenen Zeiten ein verschiedenes und hat sich natürlicher Weise nach der größeren oder geringeren Staats- und Moralfährlichkeit derselben gerichtet. Daß der Staat gegen die Sektirer weniger tolerant war, als gegen die sogenannten ausländischen Bekenntnisse (Katholizismus, Protestantismus, Islam u. s. w.) läßt sich erklären. Bei der Einverleibung von Gebieten mit fremdem Glauben mußte der Begriff der russischen Staatsangehörigkeit von dem Begriff der unbedingten Zugehörigkeit zur orthodoxen Kirche getrennt werden. Der Staat überflügelte die Kirche in der Ausbreitung seiner Grenzen. War man somit duldsam gegen die angestammte Nichtangehörigkeit zur Staatskirche, so nahm man es um so

strenger mit dem Abfall von derselben. Aber auch diese Anschauung wurde mit der Zeit aufgegeben und gab einer milderen Beurteilung des Sektentwesens Raum. Alexander II. erließ am 19. Febr. 1874 eine Verordnung, welche für alle Religionsgenossenschaften, die keine, oder keine staatlich anerkannten, Priester besitzen, weltliche Civilstandsregister einführte. So ist denn den Sektirern, welche sich mit dem Priestertum der Staatskirche nicht ausöhnen zu können meinen, ein gesetzlicher Familienstand gesichert. Allerdings findet der Ukas nur auf solche Sekten seine Anwendung, welche das Institut der Ehe nicht negieren.

Die Zahl der russischen Sektirer läßt sich aus mancherlei Gründen schwer bestimmen. Man schätzt sie annähernd auf 13 bis 14 Millionen. Dabei ist die Menge der Sekten in fortwährender Zunahme begriffen, aber überall, wo neue religiöse Genossenschaften entstehen, zeigen sie in ihren Glaubensmeinungen die größte Verschiedenheit. Man ersieht daraus, daß in Rußland eine Bewegung des religiösen Denkens in einer bestimmten Richtung nicht vorhanden ist, daß sich aber das Bedürfnis eines regeren religiösen Lebens allgemein fühlbar macht. Dies Bedürfnis nach geistiger Belebung des religiösen Daseins machen sich die Propagandisten der verschiedenen Sekten zu Nutze. Erkennt die Geistlichkeit der orthodoxen Kirche ihren wahren Vorteil, so wird sie mit allen Kräften danach streben, jenes Bedürfnis nach einem regeren, geistigeren religiösen Leben von sich aus zu befriedigen. Damit gewänne sie eine Waffe gegen die Ausbreitung des Nasköl und der Kezerei, die an Wirksamkeit alle weltliche Gesetzgebung weit hinter sich lassen würde.

IV. Die Nation und ihre Stände.

Bei oberflächlicher Anschauung erscheint die russische Nation in eine Anzahl scharf von einander geschiedener gesellschaftlicher Gruppen geteilt; bei genauerer Betrachtung verlieren die Grenzlinien an ihrer Bestimmtheit und die Stände zeigen vielfache Übergänge des einen in den andern. Die Grundlage des früheren gesellschaftlichen Organismus war die Leibeigenschaft; durch ihre Aufhebung mußte derselbe in allen seinen Fugen erschüttert und verschoben werden. Die alte Einteilung der Stände besteht zwar noch vor dem Gesetz und äußerlich; im wirklichen Leben wurde sie vielfach verändert, die Unterschiede abgeschwächt. Mit vollem Recht kann man die Reformen der letzten Jahrzehnte dahin charakterisieren, daß sie die Vorrechte sowol wie die Lasten der verschiedenen Volksklassen allmählich verminderten, um Rechte und Pflichten gleichmäßiger auf alle Schichten der Nation zu verteilen.

Ein starker Band der umfangreichen russischen Gesetzsammlung handelt von den Ständen. Das Gesetz unterscheidet vier Hauptklassen der Bevölkerung: den Adel, die Geistlichkeit, die Städter und die Landbewohner, eine Einteilung, die sich, wie bei vielen anderen Nationen, auf historischer Grundlage entwickelt hat. In dem von Peter dem Großen geordneten Staate hatte jede Volksklasse ihre bestimmte Thätigkeitssphäre; der Edelmann den Staatsdienst, die Geistlichkeit den Gottesdienst, der Städter Handel und Gewerbe, der Bauer die Landwirtschaft. Diese Klassen, die noch heute viel mehr durch Sitte und Erziehung, als durch das Gesetz von einander geschieden sind, waren niemals geschlossene Kasten. Sie bestanden nur im Interesse des Thrones und Staates und durch dieselben. Die Autorität, welche sie

geschaffen, konnte auch den Unterthan, nach ihrem Ermessen, aus der einen Kategorie in die andere versetzen. Kein Stand besaß politische Rechte, deshalb hat es auch nie in Rußland eine Spur jenes Hasses der einen Bevölkerungsschicht gegen die andere gegeben, der in Westeuropa so häufig zu Tage trat. Die Gerechtfame und Privilegien, welche den verschiedenen Gruppen der Bevölkerung vom Herrscher verliehen wurden, waren rein persönlichen Charakters. Man unterschied vor Allem die privilegierten von den nichtprivilegierten Ständen. Die ersteren waren vom Militärdienst, der Kopfsteuer und der Körperstrafe befreit und bestanden aus dem Adel, der Geistlichkeit und den obersten Schichten der städtischen Bevölkerung; der Rest der Nation in Stadt und Land bildete die nichtprivilegierten Klassen.

Während die bevorrechteten Stände in andern Ländern durch eine gewisse Einheit der Interessen und der Kultur, auch wol der Abstammung verbunden waren, finden wir in Rußland von diesem Verhältnis keine Spur. Adel und Geistlichkeit blieben einander fremd. Der Adel suchte nicht, wie im Westen Europas, für seine jüngeren Söhne die hohen kirchlichen Würden, da das Erbrecht alle männlichen Nachkommen des Edelmanns gleich stellte und die hohen Priesterämter nur von Klostergeistlichen besetzt werden konnten. Die Geistlichkeit dagegen blieb ein geschlossener Stand, weil der Eintritt in dieselbe von anderen Bevölkerungsgruppen nicht gesucht wurde und die Söhne der Popen die einzigen Bewerber um die Ämter der Väter blieben. Der Klerus beharrte bei den alten Sitten und Gebräuchen des Volks, der Adel beugte sich nach kurzem Widerstande der Kultur Westeuropas und empfing von dort Ideen, Lebensweise, Tracht und Gebräuche. Ebensovienig Zusammenhang gab es zwischen dem Adel und den privilegierten Städtebewohnern, welche sich erst in neuerer Zeit von den Sitten und Gewohnheiten wie von der Bildung des Volkes trennten. So blieben die ständischen Gruppen der Bevölkerung von einander geschieden und waren auch in sich selbst durch kein geistiges Band, durch keine Solidarität der Interessen verknüpft.

Mit Recht konnte gesagt werden, Rußland habe Edelleute und Bürger, aber keinen Adel und kein Bürgertum.

Zu den Eigentümlichkeiten der gesellschaftlichen Ordnung des russischen Lebens gehört ferner, daß die vier Stände des Reichs noch in einzelne Unterkategorien zerfielen, die sich nicht selten in wenig sympathischer Weise gegenüber standen. So unterscheidet der Adel die erblichen von den persönlichen Edelleuten, die Geistlichkeit die schwarze von der weißen, in den Städten trennen sich die Großkaufleute und Ehrenbürger von den Kleinbürgern und Handwerkern und selbst unter dem Landvolk gab es einen wesentlichen Unterschied zwischen den Leibeigenen der Krone und der Privatleute. Alle diese Unterabteilungen hatten ihre verschiedenen Rechte und Pflichten, sie haben noch heute nicht dieselbe Kultur, dieselben Interessen.

Der Staatsdienst, der unter Peter dem Großen dem Adel als Zwang auferlegt wurde, hat denselben von seiner natürlichen Basis, dem Grundbesitz, getrennt. In der Armee und der Verwaltung des Reiches erwarben die Edelleute Rang und Bedeutung und der bessere Teil wurde in den Hauptstädten festgehalten, während die Güter besoldeten Verwaltern anvertraut wurden. Jener Zwangsdienst wurde zwar unter Peter III. aufgehoben, aber noch immer sucht der Adel mit Vorliebe die Stellen in der Armee und Verwaltung. Der weniger Bemittelte beharrt dann im Staatsdienst und sucht die oberen Sprossen der hierarchischen Leiter zu erklimmen. Die reichen Großgrundbesitzer pflegen in der Mehrtheit ihre Staatsämter, ihre Offizierschergen in der Garde nach kurzer Zeit niederzulegen, und ihr Dasein in unabhängiger Ruhe dem Vergnügen, dem Studium, meist wol einem geschäftigen Müßiggange, selten der Verwaltung ihrer Güter, zu widmen. Diese Klasse des reichen russischen Adels unterscheidet sich wenig von der hohen Aristokratie anderer Länder. Sie spricht vielleicht ein besseres Französisch, produciert gewandtere Tänzer und Causeurs, ist liebenswürdiger und vorurteilsfreier im Umgange und spricht fließend noch über eine größere Anzahl

von Dingen, von denen sie noch weniger versteht, als ihre westeuropäischen Standesgenossen. Diese Kategorie des Adels kann bei ihrem allgemein westeuropäischen Charakter ebensowenig der Gegenstand einer besonderen Schilderung sein, wie der Edelmann als Offizier oder Beamter, der sich in keiner Weise von seinen Dienstgenossen unterscheidet. Ich werde mich daher im Folgenden nur mit dem adeligen Gutsherrn, dem Landedelmann, der seinen Grundbesitz selbst verwaltet, zu beschäftigen haben.

Es giebt in Rußland eine eigentümliche Klasse von Landbewohnern, welche, namentlich zur Zeit der Leibeigenschaft, sich von den Bauern stark unterschieden und in ihrer socialen Stellung gewissermaßen den Übergang von den letzteren zum Landadel bildeten. Es sind das die sogenannten Einhöfler (*Odnodwórzy*), die ihren Namen davon tragen, daß sie nur einen einzigen Hof, eine einzige Feuerstelle, ein Gütchen besitzen. Sie waren stets freie Leute, die ihr Land als volles persönliches und erbliches Eigentum besaßen. Ihr Ursprung ist dunkel, die meisten halten sich für verarmte, ihrer Rechte verlustig gegangene Edelleute; andere stammen von Soldaten, die für geleistete Dienste mit Landbesitz belohnt wurden. Nach Bildung, Vermögen und socialer Stellung, nach Lebensweise und Sitte unterscheiden sie sich in nichts vom großrussischen Bauern und bedürfen deshalb gleichfalls keiner gesonderten Charakteristik.

Die Stadtbevölkerung zerfällt nach der staatlichen Einteilung in die beiden Hauptgruppen der Großhändler einerseits und der Kleinhändler und Handwerker andererseits. Die Kaufleute werden je nach den Geschäften, die sie betreiben und den Abgaben, die sie zahlen, in verschiedene „Gilden“ eingeteilt. Die beiden ersten Gilden repräsentieren den Großhandel. Sie gehören zu den privilegierten Klassen und besitzen die Rechte des persönlichen Adels. Kaiser Nikolai creirte für dieselben den Stand der erblichen und persönlichen Ehrenbürger, eine Bezeichnung, die seit Aufhebung der Kopfsteuer und Körperstrafe und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ihre Bedeutung verloren hat.

Der russische Großkaufmann hat sich, wie der Aristokrat, den Sitten und Gewohnheiten seiner Voreltern entfremdet. Er strebt dem Adel nach und verehrt die französische Mode. Sein Hôtel ist mit dem Luxus und Comfort Westeuropas verschwenderisch ausgestattet. Er spricht französisch, reist ins Ausland, hält sich vorzugsweise gern in Paris auf und verkehrt auch wol in den Salons des höheren Adels. Auch er bleibt von den folgenden Schilderungen ausgeschlossen.

Der russische Kleinhändler, der Kupéz im engeren Sinne, ist den vaterländischen Traditionen und der Nationaltracht treu geblieben, er ist konservativ in Sitten und Gewohnheiten, bleibt bei der alten Lebensweise; orthodox oder altgläubig, beobachtet er gewissenhaft Fasten und Feiertage, unterscheidet sich von dem Bauer häufig nur durch seinen Reichthum, den er meist seiner Schlaueit, seltener großartigen Handelsoperationen verdankt. Ihn haben wir näher zu betrachten.

Der Handwerker und Kleingewerbetreibende ist nichts anderes als der Mushik (Bauer) der Städte. Abgesehen von Wohnung und Beschäftigung unterscheidet er sich in Leben, Sitten und Gewohnheiten nicht von seinen Brüdern auf dem Lande. So bleibt uns denn zu eingehender Charakteristik von den Ständen des russischen Volkes nur der Landedelmann, der Kupéz und der Bauer.

1. Der Landedelmann.

Unter den russischen Landedelleuten sind alle Stufen des Wohlstandes und der Armut vertreten, sie bilden eine mannichfaltige Scala von dem Besitzer vieler Millionen, der sich mit allen Ausgeburten eines überfeinerten Luxus umgiebt, bis zu dem armen, unwissenden, in dürftigem Gewande einhergehenden Eigentümer weniger Hufen Landes, die ihm kümmerlich des Lebens Nothdurft gewähren. Fürstliche Vermögen sind nicht selten ihren Inhabern durch die Finger gerollt und die Nachkommen erwerben ihr Brod in den bescheidensten Stellungen.

Enorme Güterkomplexe, von größerer Ausdehnung als manche deutsche Bundesstaaten, sind zersplittert in einzelne Dörfer und Höfe unter einer beträchtlichen Zahl von neuen Besitzern. Nicht immer haben Verschwendung und Prachtliebe die Verminderung der russischen Latifundien herbeigeführt; auch das Erbrecht des russischen Adels hat hier als zerkleinernder Faktor gewirkt. Die Güter des Vaters werden zu gleichen Theilen an die erbenden Söhne verteilt, den Töchtern fällt nur ein unbedeutender Pflichttheil der Hinterlassenschaft zu. Nicht allein, daß durch diese Einrichtung die großen Liegenschaften in verhältnißmäßig kurzer Frist in Minimaltheile zerstückelt werden, auch das Gleichgewicht der Güter, die gegenseitige Stellung der Familien wird dabei häufig in empfindlicher Weise gestört, sobald, bei sonst gleichen Vermögensverhältnissen, in dem einen Hause die Zahl der Söhne, im andern die Zahl der Töchter vorwiegt.

Um dem Uebel zu begegnen hat man das fremdländische Institut der Majorate in Rußland eingeführt. Seltsamer Weise war es Peter der Große, dieser demokratischste der russischen Zaren, welcher die aristokratische Einrichtung der Fideicommissse im Lande heimisch zu machen versuchte, wol um seinen Staaten einen reichen und civilisirten Stand zu sichern. Dabei wurden alle liegenden Güter des Adels zu Majoraten gemacht, die an einen einzigen Erben übergehen mußten und zugleich ein Majoratsrecht nach dem Prinzip der von Peter beliebten Thronfolgeordnung geschaffen. Der Vater bestimmte den Majoratserben unter seinen Kindern nach freier Wahl. Dies Gesetz wurde nach kurzer Geltung im Jahre 1730 aufgehoben, die frühere gleiche Teilung unter den Söhnen wieder eingeführt, und wo neue Majorate gestiftet wurden, mußten sie nach der Ordnung der Primogenitur vererbt werden. Die Zahl der seitdem gegründeten russischen Fideicommissse ist eine sehr geringe geblieben. Das Institut widerspricht offenbar den Traditionen, Sitten und Neigungen der Nation.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat eine beträchtliche

Anzahl von Gutsbesitzern zu Grunde gerichtet. Dies Schicksal ereilte vor allem diejenigen, deren Liegenschaften bereits stark verschuldet waren und nach Abtretung des Bauerlandes, den Gläubigern keine genügende Sicherheit mehr boten; diejenigen ferner, welchen es an den nothwendigen Kenntnissen gebrach, um ihr Besitzthum selbst bewirthschaften zu können; endlich solche, welche zumeist von den Abgaben und Leistungen ihrer Bauern existiert hatten.

Vielen Landedelleuten wurde durch die Befreiung der Leibeigenen der Aufenthalt auf ihren Gütern verleidet. Um die Leibeigenen besser überwachen zu können, erbaute man in früheren Zeiten die Herrenhäuser in unmittelbarer Nähe der Dörfer. So ist denn jetzt der Gutsherr, wenn er sich nicht eine neue Wohnung beschaffen will, der nächste Nachbar seiner ehemaligen Untergebenen. Das ist für ihn eine unbehagliche Situation; er fühlt sich sozusagen am eigenen Herde nicht mehr daheim. Dazu bot die Leibeigenschaft eine Menge Vorteile und Bequemlichkeiten, die sich gar nicht in Gelde abschätzen lassen. Mit dem Frohndienst der Bauern ließ sich das Gut viel einfacher ausnutzen, als mit bezahlter freier Arbeit. Jetzt wurde der Gutsherr genöthigt, was er sonst nicht zu thun pflegte, seine Geschäfte selbst in die Hand zu nehmen, Knechte und Tagelöhner zu dingen, das Gut gegen einen Ernteanteil mit seinen früheren Unterthanen gemeinschaftlich zu bearbeiten oder dasselbe zu verpachten — lauter Dinge, die ihre Schwierigkeiten haben in einem Lande, wo jeder Bauer sein Stück Gemeindeacker besitzt und Pächter wie Kapitalien zu den Seltenheiten gehören.

Andererseits wurden die Güter durch die Emancipation der Leibeigenen leichter verkäuflich. Während sie nach der früheren Ordnung nur von Edelmann zu Edelmann übergehen durften, kann sie der Eigentümer jetzt an jeden beliebigen abtreten. Und das geschieht denn auch in ausgedehntem Maße. Der adelige Grundbesitz vermindert sich von Jahr zu Jahr. Im Norden geht derselbe vorzugsweise in die Hände der Stadtbewohner, im

Süden und Südwesten in die Hände der Juden über. Die letzteren besaßen 1869 im Gouvernement Poltawa 6000 Dessjatinen, sieben Jahre später 38 000.

Das Leben und Treiben, das Wesen und die Verhältnisse des russischen Landadelmanns lassen sich am besten aus der Schilderung einzelner Typen erkennen. Ich wähle dazu absichtlich nicht die Spitzen und Ausläufer nach unten und oben. Der reiche Magnat lebt und wohnt, thut und ruht wie seine Standesgenossen in Deutschland, Frankreich und England; der verarmte Landadelmann unterscheidet sich in keiner Lebensäußerung vom Bauern. In der Mitte zwischen beiden treffen wir die charakteristische, nationale Eigentümlichkeit.

Civilisation und Bildung haben in Rußland seit Jahrzehnten Riesenschritte gemacht. Neben den Anhängern alter, überlebter Zustände machen sich die Jünger der neuen Zeit geltend, oft nicht in liebenswürdigster Weise. So dürfen wir auch unter dem Landadel die Verehrer der alten, von den Propheten der neuen Schule unterscheiden, welche häufig recht nahe aber nicht sehr verträgliche Nachbarn sind. Einige Charakterbilder mögen die Bekanntschaft beider vermitteln.

Eine unregelmäßige Gruppe von Gebäuden bildet den Wohnsitz des Edelmanns alter Schule. Sie sind aus rohen, übereinandergeschichteten Balken erbaut, die, ohne Anstrich, ihre bräunlich schwarze Färbung der langen Zeit ihres Daseins verdanken. Die hohen, spitzen Dächer sind mit bemoosten Brettern gedeckt. Das Wohngebäude, selbstverständlich das Hauptgebäude, ist lang und einstöckig. Vor seiner vorderen Seite liegt ein geräumiger, verwahrloster Hof, hinter demselben ein weiter schattiger Garten, dessen üppig wuchernder Vegetation die Kunst des modernen Gartenbaues keinerlei Zwang angethan hat. Dem Wohngebäude gegenüber auf der andern Seite des Hofes stehen die Ställe und Scheunen, an der Seite des Wohnhauses zwei kleinere Gebäude: die Küche und die Diensthofenwohnung. Hinter diesen, nicht selten durch eine Baumreihe getrennt, liegt eine zweite Gruppe

schwarzbrauner Holzhäuser, noch mehr verfallen als die erste, die Ökonomiegebäude.

Die Trennung der Geschlechter, ein charakteristischer Zug der alten russischen Gesellschaft, ist längst verschwunden, hat aber doch in der Einrichtung der alten Wohnhäuser ihre Spuren zurückgelassen. Auf dem einen Ende befinden sich die Wohnräume der Männer, auf dem andern die Gemächer der Frauen, in der Mitte der Salon und das Speisezimmer. Das ist der allgemeine Charakter eines Edelhofs alter Zeit; im Einzelnen finden sich mancherlei Variationen.

Betrachten wir nun den Edelmann selbst und zwar zunächst eine milde, zahme Natur. Starkknochig und breitschultrig, hat ihm seine Lebensweise mehr Fett als Muskeln gegeben. Seine Züge sind grob und plump, werden aber verschönert durch den Ausdruck ruhiger Zufriedenheit und unzerstörbarer Gutmütigkeit. Ein fettes Lächeln erhellt nicht selten das runde Antlitz, dem jede Nuance von Angst und Sorge fern bleibt. Geboren in dem Hause, das er bewohnt, erhielt er den ersten Unterricht vom Dorfgeistlichen oder einem disponiblen Seminaristen. Er lernte so viel ihm selbst gut dünkte und die liebevollen Eltern ließen ihm darin freie Hand. Jede Art von Examen erschien ihm als verabscheuungswürdige Menschenquälerei. Achtzehn Jahre alt geworden, sollte er sich für eine Art des „Dienstes“ entscheiden, um einen „Rang“ zu erhalten, nach welchem jeder russische Edelmann strebt. Gegen das Militär hatte er eine entschiedene Abneigung, so wurde er denn als Sekretär in einer kleinen Behörde des Gouvernementsadels angestellt. Dabei blieb er ruhig zu Hause; seine Obliegenheiten wurden von einem armen Beamten gegen Bezahlung versehen. In den gesetzlichen Fristen wurde er von einer Klasse in die andere befördert und brachte es im Laufe der Zeit bis zum Kollegiensekretär. Ihn weiter zu schieben reichte seine Stellung nicht aus. Sein Ehrgeiz war befriedigt; er nahm seinen Abschied.

Inzwischen wurde von den Eltern für seine Verheirathung

gefordert, die ihm, ohne jede Anstrengung von seiner Seite, die Tochter des nächsten Gutsnachbarn als Gattin zuführten. Mit ihr erhielt er ein Stück Land, das seinen Besitz trefflich arrondierte. Seine Gattin war weder schön, noch begabt, noch gebildet und doch hatte er nie Ursache, die Wahl seiner Eltern zu bedauern. Sie war eine treffliche Hausfrau und Wirtschaftlerin und hatte für ihn gerade so viel Anhänglichkeit, als seine pflegmatische Natur bedurfte. Geistige Bedürfnisse sind ihm unbekannt und sie ist stets bemüht, für sein materielles Wohl und seine Behaglichkeit Sorge zu tragen.

So sind sie miteinander alt und rund geworden und nur die Jahreszeit bringt einige Abwechslung in das Leben des würdigen Paares. Im Sommer steht der Gutsherr um sieben Uhr auf. Ein Diener reicht ihm den Anzug, einen alten, weiten verschossenen Schlafrock und die lange türkische Pfeife, den Tschibuk. Das Meublement seines Kabinetts besteht aus einem breiten Divan, welcher auch als Bett dient, einigen Stühlen aus Tannenholz, einer langen Reihe Pfeifen und einem plumpen tannenen Tisch, auf welchem gewöhnlich neben einer halbzerbrochenen Dintenflasche eine Gänsefeder, ein Kalender und ein Haufen schmutziger Papiere liegen. Er setzt sich in einen bequemen Lehnstuhl ans Fenster und sieht auf den Hof. Vorübergehende Dienstboten erhalten Befehle oder Zurechtweisungen. Gegen neun Uhr wird zum Thee gerufen; er begiebt sich ins Speisezimmer, dessen Mobilien hauptsächlich aus einem langen Tisch und den erforderlichen Stühlen besteht. Hier erwartet ihn die Gattin, mit der Bereitung des Thees beschäftigt. Die Kinder kommen, küssen dem Vater die Hand und nehmen ihre Plätze ein. Das Frühstück ist bald zu Ende und jeder geht seiner Beschäftigung nach. Der Hausherr nimmt den Sitz am Fenster wieder ein, der Tschibuk wird neu gefüllt und angezündet. Unter stiller Betrachtung werden mehrere Pfeifen geraucht, die Absicht, in den Ökonomiegebäuden nach dem Rechten zu sehen, der Hitze wegen aufgegeben und der Lehnstuhl nicht verlassen, bis die Sonne die

Beranda an der Rückseite des Hauses nicht mehr bescheint. Dann wird der Sitz dorthin transportiert, wo der Hausherr bis zur Mittagszeit die bisherige Beschäftigung fortsetzt.

Der Hausfrau vergeht der Vormittag mit Besichtigung der Vorrathskammern und den Vorbereitungen zum Mahl, das der Koch nach ihren Anweisungen bereitet.

Um 1 Uhr wird zum Essen geläutet, geklopft oder gerufen. Vor diesem Hauptereigniß des Tages reizt der Gutsherr seinen Appetit durch ein stattliches Glas Brantwein. Die Speisen sind vortrefflich und in Fülle vorhanden; Pilze, Zwiebeln und Fett bilden Lieblingsingredienzien; die Verdauung der meisten Gerichte erfordert einen wolbeschaffenen Magen.

Nach dem Essen entsteht im Herrenhof die Stille des Grabes. Alles, mit Ausnahme der Jugend, die den Garten aufsucht, hat sich zur Ruhe begeben. Der Hausherr schläft auf dem Divan seines Gemachs, die Hausfrau im Salon auf dem Lehnstuhl, die Dienerschaft in Gängen, Dachstuben und Heuscheunen, der Hofhund im Schatten seiner Hütte.

Nach zwei Stunden wacht das Haus allmählich auf. Im Speisezimmer regt sich zuerst. Der Tisch wird von Neuem gedeckt und der große Ssamowar hereingebracht. Die Familie versammelt sich zum Thee. Der Schlaf hat den Durst geweckt, dem beliebten heißen Trank, den mit Milch oder Sahne zu mischen, man für ein Verbrechen halten würde, wird fleißig zugesprochen. Dazu genießt man ländliche Erfrischungen: Obst, Waldbeeren, Gurken mit Honig und Ähnliches. Nach dem Thee besteigt das Familienhaupt ein leichtes Wägelchen und fährt in die Felder, seine Gattin empfängt Besuch: die Frau des Popen oder sonst ein unterhaltbares weibliches Wesen der Nachbarschaft.

Gegen Abend kommen vielleicht Bauern mit einem Besuch zum Gutsherrn. Er erteilt seine Audienz auf der Haustreppe, hört sie lange Zeit gutmüthig an, bedeutet sie, gewährt oder verweigert. Sie können selbstverständlich kein Ende finden, kommen immer wieder auf bereits erledigte Angelegenheiten zurück, bis

er ihnen die Hausthür vor der Nase zuschlägt. Dann folgt die regelmäßige Besprechung mit dem Aufseher der Feldarbeiten. Das Ausgeführte wird berichtet, das Vorzunehmende berathschlagt, über das Wetter eingehende Vermuthungen aufgestellt. Diese Unterhaltung dauert bis zum Abendessen, einer abgekürzten Wiederholung des Diners. Nach Beendigung desselben begiebt sich alles zur Ruhe.

So vergehen die Tage, die Wochen, die Monate. Selten treten andere Abwechselungen ein, als die vom Wetter gebotenen. An den Winterabenden versammelt man sich im Wohnzimmer. Die Kinder spielen, die Hausfrau strickt oder legt Patience, der Gatte raucht oder sieht zu. Bücher und Zeitungen gehören zu den seltensten Gästen des Salons, aber für etwaige Liebhaber giebt es doch einen Bücherschrank, dessen Inhalt der Geschmack verschiedener Generationen und der Zufall zusammengewürfelt hat. Neben einigen defekten Werken der schönen Literatur von Dershawin bis Lérmontow, einigen Romanen von Walter Scott in russischer Uebersetzung, einem Buch über Landwirthschaft und einer populären Schrift über Medizin, bildet eine lange Reihenfolge von Jahrgängen ein und desselben Kalenders den Bestand der Hausbibliothek.

Die Einförmigkeit des Winters wird zuweilen durch den Empfang von Gästen oder Besuch bei den Gutsnachbarn unterbrochen. Von Zeit zu Zeit unternimmt man eine Reise nach der Hauptstadt des Gouvernements, wo der Aufenthalt vorzugsweise zu den nothwendigen Einkäufen benutzt wird. Zu Weihnachten, zu Ostern, werden größere Festlichkeiten veranstaltet, welche die benachbarten Adelsfamilien zusammenführen. In Verbindung mit der Welt steht das Haus durch die Söhne, welche in der Armee dienen. Mütter und Schwestern unterhalten mit ihnen eine regelmäßige, wenn auch nicht allzu häufige Korrespondenz, der Vater ist zum Schreiben nicht zu bewegen.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft versetzte den Gutsherrn in eine Aufregung, die kaum seinem gewohnten Pflagma entsprach.

Er glaubte sich ruiniert. Aber das gefürchtete Ereignis ging vorüber und seine quälenden Besorgnisse verwirklichten sich nicht. Die Bauern wurden frei und erhielten ungefähr die Hälfte des Gutlandes. Aber sie zahlen dafür jährlich beträchtliche Summen und sind immer bereit, die gutsherrlichen Felder gegen angemessene Entschädigung zu bearbeiten. Die Ausgaben sind jetzt größer, aber die Einnahmen in demselben Verhältnis gestiegen. Die Verwaltung hat ihren patriarchalischen Charakter verloren, bringt aber auch weniger Sorge und Verantwortung. In der Lebensweise der Gutsherrschaft ist keinerlei Veränderung eingetreten.

Der Aufseher und Verwalter des Gutsherrn, dem die ganze Bearbeitung und Bewirthschaftung des Grundbesitzes obliegt, besteht seinen Prinzipal, aber nur in gewissen bescheidenen Grenzen. Bei seinem Tode hinterläßt derselbe ein unverschuldetes Gut und ein mäßiges Baarvermögen. —

Der Landedelmanu lebhafteren Charakters hat seine Jugend im Militärdienst verbracht. Er war ein lustiger Offizier und stand bei Trinkgelagen und tollen Streichen hinter keinem seiner Kameraden zurück. Als das Regiment einen strengeren Chef erhielt, der seinen Untergebenen auf die Finger sah, nahm der junge Edelmann als Lieutenant seinen Abschied und zog sich auf sein Gut zurück. Hier war er unumschränkter Herr und ließ seiner leidenschaftlichen Natur, seinem Hang zu Sport, Trinkgelagen, Spiel und anderen noblen Passionen die Zügel schießen. Jetzt hat er die mittlern Lebensjahre überschritten, aber das verschwenderische ausschweifende Treiben dauert ungeschwächt fort. Sein Haus gleicht einer verwahrlosten Dorfschenke. Wände und Fußböden starren von Schmutz, die Möbel sind zerbrochen und zerrissen, die Dienstboten träge und unreinlich, gehen in abgetragenen, zersecten Kleidern, Hunde jeder Art und Größe treiben sich in Zimmern und Gängen umher. Der Hausherr schläft oder befindet sich in dem Zustande geringerer oder höherer Trunkenheit. In der Regel hat er einige

Gäste bei sich, Leute von demselben Schlage. Ganze Tage und Nächte verbringen sie mit Trinken und Kartenspiel. Wenn die gewöhnlichen Gefährten ausbleiben, sendet er zu armen, heruntergekommenen Gutsnachbarn. Sind auch diese nicht zu haben, wird der erste, beste vorüberkommende Reisende angehalten und mit Überredung oder Gewalt zum Gelage gepreßt. Nicht selten wird solchen Zwangsgästen ein Wagenrad oder ein wesentlicher Teil des Geschirres bei Seite gebracht und versteckt und sie können froh sein, wenn es ihnen gelingt, am nächsten Tage der aufgedrungenen Gastfreundschaft zu entrinnen.

Zur Zeit der Hörigkeit wurden die Leibeigenen des Hauses von dem launischen, ausbrausenden Herrn oft hart und grausam behandelt. Als das Gesetz ihre Bande löste, blieben sie trotz alledem sämmtlich als freie Diensthoten bei ihm und sie werden bei ihm ausharren, bis die Gläubiger ihn von Haus und Hof vertreiben, oder ein rascher Tod seinem wilden Dasein ein Ziel setzt. Für jede andere Lebensart sind sie untauglich geworden.

Zum Glück ist diese Art von Landedelleuten stark im Abnehmen begriffen und ihre Zahl heute noch sehr gering. Sie waren das natürliche Produkt der Leibeigenschaft und des sozialen Stillstandes.

Ein dritter Typus des Grundbesitzers aus der alten Zeit ist der bejahrte, verabschiedete Militär. In den Tagen des Kaisers Nikolai war er ein trefflicher Offizier damaligen Schlages, Exerzieren und Drillen für ihn der Inbegriff aller militärischen Pflichten. Als Lohn für seinen Eifer und untadelhaften Dienst wurde er von einer Stufe zur andern befördert und erreichte das Ziel seiner Wünsche — den Generalsrang. Mancherlei Beweggründe veranlaßten ihn jetzt, seinen Abschied zu nehmen. Er stand in den sechziger Jahren; weitere Beförderung war ungewiß. Nach dem Tode des Vaters hatten die Einnahmen des elterlichen Gutes fortwährend abgenommen, es war unmöglich mit dem geringen Einkommen in einer größeren Stadt standesgemäß zu leben, so beschloß er denn, selbst Ordnung in

seinen Grundbesitz zu bringen und wurde praktischer Landwirth. Da mußte er sich denn bald überzeugen, daß die neue Aufgabe viel schwieriger sei, als das Kommando eines Regiments und übertrug die Verwaltung seines Gutes einem Aufseher, der früher sein Leibeigener gewesen. Er selbst begnügte sich mit einer seiner Überzeugung nach unfehlbaren Kontrolle. Für seinen Beschäftigungsdrang findet er wenig Spielraum und verbringt seinen Tag so ziemlich in derselben Weise wie der erste der geschilderten Charakterköpfe, nur daß er Karten spielt, wo sich eine Gelegenheit darbietet und jeden Tag regelmäßig einige Stunden auf die Lektüre der offiziellen Militärzeitung „der russische Invalide“ verwendet. Außerdem ist er ein großer Verehrer der Homöopathie, des Baunscheidtismus und anderer auf den Glauben berechneter Heilverfahren und behandelt seine Bauern durch die Bank in allen körperlichen Gebrechen.

Der General ist hager, straff, muskulös. Er trägt in der Regel den fest zugeknöpften Militärüberrock und der ernste Ausdruck seiner Züge wird durch einen schuhbürstenähnlichen Schnurrbart nur noch gesteigert. Wenn er mit zusammengezogenen Augenbrauen nach der Zimmerdecke blickend auf- und abgeht, sollte man meinen, die großartigsten Gedanken und Entwürfe wälzten sich in seinem Haupte. Das beruht aber auf Täuschung; noch hat ihn niemand bei großen Gedanken oder Geistesarbeit ertappt. Meist runzelt er die Stirn und sieht aus wie der grimmigste Bärenbeißer, ist aber dabei der sanfteste, gutmüthigste Mensch von der Welt. Seine äußere Erscheinung ist das Produkt seiner militärischen Karriere.

Die Frau Generalin unterscheidet sich wesentlich von den Frauen der anderen Landedelleute. An zahlreiche, militärische Gesellschaft gewöhnt, hat sie ihr bisheriges Dasein unter den üblichen Zerstreungen des Garnisonlebens mit Bällen, Landpartieen, Bankets aller Art, in reiferem Alter auch mit Kartenspiel verbracht. Haushalt und Küche sind ihr gleichgültige Dinge, die sie der Beschließerin und dem Koch überläßt. Auch die jüngeren

Kinder sind ihr nicht selten beschwerlich und werden der Obhut von Wärterinnen und Erzieherinnen anvertraut. Das Landleben hat für sie nichts Anziehendes, doch erträgt sie es mit philosophischem Gleichmut und sucht sich dasselbe zu erleichtern, indem sie möglichst viele Besuche macht und empfängt. Zwar sind die Nachbarinnen in Manieren und Anschauungen bei weitem ländlicher als sie, doch ist ihre Gesellschaft immer besser, als keine.

Endlich noch ein paar Worte über einen häßlichen Typus von Landedelmann. Er ist ein großer, corpulenter, alter Mann in einem sadenscheinigen Rock, der an den Halbkaftan des Bauern erinnert. Buschige, graue Augenbrauen beschatten die kleinen matten Augen, aus denen von Zeit zu Zeit ein böser lauernder Blick schießt. Ein dichter Schnurrbart verbirgt den großen, sinnlichen Mund; das kurzgeschorene Haar spielt in allen Farben. Bei den Gesellschaften in der Nachbarschaft erscheint er stets pünktlich zur Sakústa — dem Imbiß vor dem Mal — spricht wenig, ißt viel, trinkt noch mehr ohne ersichtliche Wirkung und setzt sich sofort nach beendigter Mahlzeit an den Kartentisch, wo er, ohne mehr als das Nothwendige zu sprechen, sitzen bleibt, so lange sich noch ein Partner für ihn findet. Man spielt nicht gern mit ihm — er spielt habgierig. In jüngern Jahren war er Offizier und — was in jener Zeit viel sagen will — berüchtigt wegen seiner Brutalität gegen die Untergebenen. Er war noch nicht Stabsoffizier geworden, als seine Laufbahn jäh abgebrochen wurde. Es war etwas passiert, was üble Folgen haben konnte; er entging denselben, indem er seinen Abschied nahm und sich auf sein Gut zurückzog. In seinem Hause herrschte er buchstäblich wie ein türkischer Pascha alter Zeit. Täglich wurde eine Anzahl Leibeigener in grausamer Weise körperlich gezüchtigt. Seine Frau, eigentlich seine oberste Sklavin, wagte nicht zu protestieren. Stand ihm ein Bauer im Wege, so wurde er, wie es damals den Gutsherren freistand, als Rekrut abgegeben oder nach Sibirien geschickt. Seine Erpressungen, seine Grausamkeit

und Tyrannei trieben die Leibeigenen zum Aufruhr. Sein Haus wurde in der Nacht umzingelt und in Brand gesteckt. Es gelang ihm, zu entkommen. Alle am Aufruhr Betheiligten wurden unbarmherzig bestraft. Die empfangene Lehre ging wirkungslos an ihm vorüber; er wurde nur noch habgieriger, grausamer und tyrannischer — bis die Leibeigenschaft aufgehoben wurde und damit sein Reich ein Ende nahm.

Der Wahrheit die Ehre! solche Typen waren auch in alter Zeit nicht allzuhäufig; heute sind sie unmöglich. Weit öfter traf man auf das Gegenbild, von dem ich hier ein beglaubigtes Beispiel aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts einschalte. Einer reichen Gutsbesitzerin brannte im Innern Russlands ihr schönstes Dorf ab. Sobald sie die Nachricht erhielt, schrieb sie ihren Bauern: „Kinder seid unbesorgt. Euer Dorf lasse ich im Frühjahr wieder aufbauen, schenke Euch Getreide zur Aussaat und erlasse Euch auf vier Jahr die Abgaben.“ Die Bauern antworteten; „Du bist eine gute Herrschaft und wir lieben Dich alle von Herzen. Unser Dorf werden wir selbst aufbauen, die Aussaat beschaffen und Erlassung der Abgaben bedürfen wir, Gott sei Dank, auch nicht. Willst Du uns eine Gnade erweisen, so gieb uns die zur Erbauung des Dorfes bestimmte Summe auf einige Jahre ohne Zinsen; wir wollen uns eine Kirche dafür bauen.“

Den Edelmann der neuen Schule erkennen wir schon von Ferne an seiner Wohnstätte. Alles hat einen ästhetischen Anstrich. Das Thor prangt in schmucken Farben, der Zaun ist in Ordnung gehalten, die Allée welche zum Haupteingang führt, ist sorgsam gepflegt, im Garten haben blühende Zierpflanzen das Gemüse in den Hintergrund gedrängt. Das Haus ist freilich nur von Holz und nicht groß, aber eine prätentiose Säulenreihe nimmt fast die ganze Front ein. Das Innere bekundet überall den Einfluß westlicher Civilisation. Die Zimmer sind mit einem gewissen Luxus möblirt; im eleganten Salon steht ein Schröder'scher Flügel. Die Diensthoten sehen nett und sauber aus; sie tragen Kleider nach französischem Schnitt. Seiner eigenen Voi-

lette widmet der Hausherr große Sorgfalt. Nur früh morgens trägt er einen Schlafrock, sonst ist er nach der neuesten Mode gekleidet. Er raucht nur Cigarretten; mit Frau und Kindern spricht er französisch und ruft sie mit französischen und englischen Namen. Sein Cabinet ist bequem und fashionabel; der elegante Schreibtisch ist vortrefflich garniert. Der Bücherschrank enthält Werke über Literatur und Kunst, Nationalökonomie und Agrikultur; die poetischen Schriften der besten Dichter aller Nationen — wenig in russischer, mehr in deutscher, englischer und italienischer, das meiste in französischer Sprache.

Der Gutsherr wurde von seinem Vater, der eine hohe Stelle im Civildienst bekleidet hatte, sorgfältig erzogen, in seiner Jugend von tüchtigen Hauslehrern gründlich unterrichtet und studierte auf der Moskauer Universität vier Jahr Jurisprudenz. Nachdem er das Staatsexamen mit Auszeichnung bestanden, trat er als Beamter in das Ministerium des Innern, doch war der Staatsdienst nicht nach seinem Geschmack. Nach dem Tode des Vaters nahm er den Abschied und hoffte auf seinem Gute ein Feld angenehmer und nützlicher Thätigkeit zu finden.

Auf der Universität hatte er viele Kollegia gehört, noch mehr Bücher gelesen, aber alles ohne systematischen Zusammenhang. So hatte er seinen Kopf angefüllt mit einer Menge unverdauter philosophischer, nationalökonomischer und socialistischer Lehren, mit großherzig-menschenfreundlichen Ideen und hoffte mit diesem geistigen Besitz auf dem Lande der Menschheit zu nützen. Der Zufall hatte ihm verschiedene Schriften über englische Agrikultur in die Hand gegeben. Er las von Drainage, vervollkommneter Düngung, landwirthschaftlichen Maschinen und zweifelte keinen Augenblick mit diesen Hilfsmitteln den Ertrag seines Grundbesitzes zu verzehnfachen. Ohne zu zögern verwandte er sein Baarvermögen auf die Anschaffung von Dresch- und Mähmaschinen, Pflügen, Eggen und anderen Geräthschaften nach neuestem, englischen Muster.

Die Maschinen und Geräthe kamen an und wurden von den Bauern mit stummer Verwunderung betrachtet. Bald erwies sich, daß Pflüge und Eggen viel zu schwer waren für die kleinen russischen Bauernpferde, Dresch- und Mähmaschinen zerbrachen bei dem ersten Versuch, sie zu benutzen. Zur Anschaffung leichterer Ackergeräthe fehlte es jetzt an Geld; zur Reparatur der Maschinen fand sich auf hunderte von Wersten im Umkreise kein Ingenieur.

Der Gutsherr schob das Mißlingen der Neuerungen auf die Trägheit und den Stumpfsinn der Bauern und entwarf bald wieder andere Pläne. Die Armuth des russischen Landmanns leitete er her von dem gemeinsamen Besiß der Äcker und der Frohnarbeit. Mit der Verteilung des Gemeindelandes unter die Bauern und der Verwandlung der Frohn in Geldzahlung schienen ihm die Schlüssel zum modernen Eldorado gefunden. Er hatte große Mühe, seine Absichten den Bauern verständlich zu machen, denn er vermochte nicht, sich populär auszudrücken. Als sie ihn endlich begriffen hatten, zeigten sie nicht die mindeste Sympathie für seine weltverbessernden Vorschläge und er sah sich genöthigt, auch diese aufzugeben.

Als die Leibeigenschaft aufgehoben werden sollte, sympathisierte unser Edelmann auf das lebhafteste mit dieser Reform und schrieb für eine weitverbreitete Zeitschrift mehrere Essays über die Vorzüge der freien Arbeit. Als die Regierung die Sache in die Hand nahm, erklärte er, der Adel sei von den Beamten getäuscht und geringschätzig behandelt und ging zu den Gegnern der Befreiung über. Noch ehe dieselbe ins Werk gesetzt wurde, verließ er Rußland und reiste mehrere Jahre in Deutschland, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit einer jungen, feingebildeten Dame, der Tochter eines, mit Kinderseggen reichlich bedachten, hohen Beamten in St. Petersburg. Seitdem lebt er auf seinem Gute. Seine Zeit verbringt er in geschäftigem Müßiggang. Er steht spät auf, frühstückt um 12 und ißt um 5 Uhr zu Mittag. Dazwischen blättert er bald

in einer Zeitschrift, bald in einem Buch, schreibt einen Brief, oder wendet seiner Frau die Notenblätter um, wenn sie musiciert.

Er geht nie in die Felder und überläßt die Bewirthschaftung des Gutes vollständig dem Verwalter. An ihn verweist er alle Bitten und Klagen der Bauern, welche dieselben dem Gutsherrn vorzutragen wünschen. Er interessiert sich für seine ehemaligen Leibeigenen in gewissem Grade, aber nur theoretisch. Persönliche Beziehungen zu denselben sind ihm peinlich; der Geruch ihrer Schafpelze macht ihn nervös.

Der Landedelmann der neuen Schule fühlt von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, in die civilisierte Welt zurückzukehren und verbringt jeden Winter einige Wochen in St. Petersburg, wo er ansehnliche Summen ausgiebt. Sein Verwalter bestiehlt ihn systematisch in unverschämtester Weise und ist auf dem Wege reich zu werden. Jedes Jahr bringt ein neues Defizit; die Wälder sind gelichtet, der Grundbesitz in der Agrarbank verpfändet. Die Zukunft von Frau und Kindern ist unsicher. Der Gutsherr wird vielleicht bald genöthigt sein, zur gemiedenen Beamtenlaufbahn zurückzukehren. *)

2. Der Kaufmann.

Der russische Kaufmann von altem Schrot und Korn, einerlei ob er in den bescheidensten Verhältnissen lebt oder über Millionen gebietet, bleibt den Überlieferungen, Sitten und Gewohnheiten seiner Voreltern treu. Er wohnt, ißt und trinkt nach alter russischer Weise, einfach und bescheiden, wenn er sich auch in keiner Art etwas abgehen läßt. Er geht in russischer Tracht: hohen, spiegelblanken Stiefeln, weiten Beinkleidern, häufig von Sammet, einem Kaftan, oder wenn er der neueren Zeit schon Konzessionen macht, einem langen Überrock von feinem Tuch; im Winter schützt er sein Haupt mit der nationalen Pelzmütze, im Sommer mit Be-

*) Nach Wallace und eigenen Erfahrungen.

deckungen verschiedener Art. Ein dichter Vollbart vervollständigt seine Erscheinung (Fig. 36). Seine Gattin trägt sich im Schnitt nicht anders wie die Frau des Handwerkers oder Bauern, nur daß ihre Kleidung durchweg von sehr kostbaren und soliden Stoffen angefertigt

ist, unter denen Sammet und Seide die Hauptrolle spielen (Fig. 37). In das friedliche Haus ist der Kampf zwischen alter und neuer Zeit noch nicht eingedrungen; Frau und Kinder sind nicht anders erzogen wie das Haupt der Familie. Sie teilen seinen Glauben, seine Ansichten, seine Liebhabereien und Vorurteile und alle sind von der Leidenschaft des Geldmachens erfüllt. Abgesehen von den Kniffen und Piffen des Handels sind es fromme Leute, die sich allen Vorschriften der Kirche

anbequemen, alle Feste feiern und die Fasten aufs Strengste beobachten. Viele von ihnen besitzen große Reichtümer, die Kopeke auf Kopeke, durch ein ganzes Leben der Arbeit und Entsjagung mühsam erworben wurden. So verfolgen die Söhne

Fig. 36.



Kaufmann.

den Weg ihrer Väter. Auf gewagte Spekulationen lassen sie sich nicht ein; in guten Zeiten vermehren sie ihr Vermögen durch Thätigkeit, in schlechten durch Sparen. Aber die Zahl der altväterisch gebliebenen reichen Kaufleute wird täglich kleiner. Einer nach dem andern läßt sich fortreißen aus seinem einfachen, bescheidenen Leben in die Bahn des Luxus und der Mode; und bleiben die Eltern der alten Sitte treu, so wird sie um so sicherer von den Kindern aufgegeben, wenn dieselben, was häufig geschieht, eine moderne Erziehung erhielten.

Der russische Kaufmann neueren Schlags, der ein großes Vermögen ererbt oder erworben hat, verhält sich ganz anders, wenn er auch selbst noch in den Sitten und Gewohnheiten der Väter aufgewachsen ist. Er kauft das Haus eines heruntergekommenen Adligen oder baut sich ein neues, prunkvoll und modern. Für die eleganteste, glänzendste Einrichtung werden enorme Summen ausgegeben. Von Zeit zu Zeit, wie es die Gelegenheiten fordern, werden in diesen brillanten Räumen verschwenderische Feste veranstaltet, bei denen die Tafeln von den seltensten Leckerbissen des In- und Auslandes brechen und die kostbarsten Weine in wahren Riesenströmen fließen. Aber häufig, wenn der Kupéz selbst in der bescheidenen Weise der Eltern groß und reich geworden, ist ihm dieser verschwenderische Luxus nur ein Feiertagsgewand, das er von Zeit zu Zeit anlegt, um vor der Außenwelt zu prunken, ein nothwendiges Moment für seinen Kredit, eine Reklame für das Geschäft. Der größte Teil des Hauses ist diesem Zwecke bestimmt. Beim ersten Anblick der grandiosen Säle und Prachtgemächer, erkennt man, daß sie nicht dem täglichen Leben diener. Steife Symmetrie und eine gewisse Leere machen bemerklich, daß die Anordnung des Dekorateurs niemals geändert oder vervollständigt wurde. Für gewöhnlich lebt der Besitzer mit seiner Familie in wenigen, kleinen nicht sehr sauberen Parterregemächern, die in ganz anderer, den früheren Lebensgewohnheiten entsprechender Weise möbliert sind. Macht man ihnen einen Besuch, so wird eins der eleganteren

Fig 37.



Kaufmannsfrau

Zimmer aufgeschlossen und man hat in demselben zu warten, bis die der Umgebung entsprechende Toilette angelegt ist. Frauen und Töchter sieht man selten bei solchen Gelegenheiten, wenn man nicht sehr intim ist. Die Kaufleute halten noch im allgemeinen an der Abschließung des weiblichen Geschlechts, wie sie vor Peter dem Großen unter den höheren Ständen Russlands Gebrauch war.

Einen Luxus gestattet sich der modern angelassene russische Kaufmann auch im gewöhnlichen Leben: den Besitz vortrefflicher Pferde und schöner Geschirre, während seine Equipagen einfach aber sehr leicht und praktisch gebaut sind. Der überladene moderne Putz und ein Meer von Brillanten ersetzen bei dem schönen Geschlecht jene Liebhaberei des starken. Diese Frauen sind ohne jede Spur von Bildung, ohne Sinn für geistigen Genuß oder geistige Beschäftigung. Die vernünftigeren bekümmern sich um den Haushalt, die große Mehrheit verbringt den Tag mit Nichtsthun, Besuchen bei Freundinnen, in Kirchen, Klöstern und Badstuben, mit Theetrinken und dem Verspeisen von Süßigkeiten aller Art.

Die jungen Mädchen wachsen auf ohne die heiteren Freuden geselligen Umgangs. Die Heirathen werden als kaufmännische Geschäfte betrachtet, die Töchter als Waare, deren Preis von der Mitgift bestimmt wird und die man loschlägt, sobald der Bewerber ein Äquivalent an Reichtum oder Rang und Stellung bietet.

Lassen die Eltern den Kindern eine Erziehung geben, die sie über die eigene Sphäre erhebt, so öffnet sich zwischen ihnen eine unüberbrückbare Kluft. Die Gemüthlichkeit des Beisammenseins verschwindet. Die Gewohnheiten und Neigungen des Vaters verletzen den Sohn und die des Sohnes gereichen dem Vater zum Ärgernis. Am schlimmsten sind dabei die Fälle, wo die Erziehung Hauslehrern und Gouvernanten gänzlich überlassen wird, die nicht selten gute Triebe ersticken und schädliche Tendenzen fördern. Um vieles besser ist der in letzter Zeit üblich

gewordene Brauch, die Kinder zur Erziehung ins Ausland zu senden. Sie kehren dann allerdings viel gebildeter heim, als ihre Eltern, sind aber auch um so viel weniger tauglich, nach alter Art Geld zusammenzuscharren. Sie suchen dann nicht selten ihre Laufbahn auf andern Gebieten und der Kaufmannsstand verliert so fortwährend eine beträchtliche Zahl der wertvollen Elemente, die ihn zu heben berufen wären.

Dem die große Mehrzahl der russischen Kaufleute aus der geschilderten Klasse besitzt nicht die Anfangsgründe der Bildung. Viele können weder lesen noch schreiben; sie müssen ihre Buchführung im Kopfe haben oder dieselbe in selbsterfundnenen und nur dem Erfinder verständlichen Zeichen und Bildern niederlegen, die mitunter sehr sinnreich sind. Andere lesen mit einiger Schwierigkeit, können auch ihren Namen schreiben und mit Hilfe der sehr praktischen nationalen Rechenmaschine, Schtschéty (spr. Schtschóty) genannt, die auf dem Prinzip des römischen Abacus beruht, die einfachsten kaufmännischen Berechnungen ausführen. Wenige nur haben es bis zur regelmäßigen Buchführung gebracht und noch kleiner ist die Zahl derer, welche für gebildete Menschen gelten können. Doch auch in dieser Beziehung zeigt sich in Russland bereits das Anbrechen einer neuen Aera.

Mit der Unwissenheit wird denn auch der eingewurzelte Aberglaube aus dem Kaufmannsstande verschwinden, von dem, wahrscheinlich noch heute, in einem der belebtesten Stadtteile St. Petersburgs ein sichtbares Denkmal zu schauen ist. Dort hatte einer der reichsten russischen Kaufleute ein enormes Terrain angekauft und auf demselben ein riesiges sechsstöckiges Gebäude mit stolzen Kuppeln und Zinnen aufzuführen lassen, das zu einer Muster-Badeanstalt bestimmt war. Der Bau war fertig und man erwartete täglich die Eröffnung des luxuriösen Dampfbades. Aber Jahre vergingen. Die Eröffnung fand nicht statt, das ungeheure Gebäude stand unbenuzt, das kolossale verbaute Kapital lag brach. Und die Ursache dieser seltsamen Handlungsweise des geschäftserfahrenen Erösus war keine vernünftiger als daß eine Zigeunerin ihm

geweissagt hatte, in dem Moment der Eröffnung seiner grandiosen Anstalt werde er zu seinen Vätern versammelt werden. Wahrscheinlich war die treffliche Sibylle von einem Konkurrenten des Unternehmers inspiriert.

Eine andere böse Eigenschaft des russischen Kaufmanns wird vielfach gerügt und beklagt: seine im Lande selbst fast sprüchwörtlich gewordene Unredlichkeit. Es wäre nicht gerecht, hier ein absolut verdammendes Urtheil zu fällen, ohne die betrügerischen Manipulationen des Kupéz mit den üblichen Kniffen seiner Standesgenossen im westlichen Europa zu vergleichen. Gewiß läßt sich der russische Kaufmann häufig eine Menge von Handlungen zu Schulden kommen, welche vom Standpunkt geschäftlicher Moral die Bezeichnung „unredlich“ und „betrügerisch“ verdienen. Ich habe darüber bereits im ersten Teil bei der Charakteristik des Großrussen gesprochen. Aber man darf nicht vergessen, daß der russische Kleinhandel sich noch in dem Entwicklungsstadium befindet, wo er sich von dem ursprünglichsten Zustande erst losmachen muß, der die Begriffe von festen Preisen und einem bestimmten mäßigen Gewinn nicht kennt. Man darf nicht außer Acht lassen, daß die übliche Unredlichkeit des Russen auf uns einen so abschreckenden und widerlichen Eindruck macht, weil ihre Art und Weise viel ursprünglicher, naiver und ungeschickter ist, als die von unsern Handeltreibenden gepflogene Praxis. Kunstgriffe beim Wiegen und Messen, das Einschmuggeln verdorbener Waare unter die gute, Dinge die in Russland nicht ungewöhnlich sind, bringen uns gewaltig auf — und doch treten uns in Westeuropa die scharfsinnigsten und verschmigtesten, oft freilich nur dem gewiegten Sachkenner bemerkbaren Verfälschungen der täglichen Nahrungsmittel und der gebräuchlichsten Waaren auf Schritt und Tritt entgegen, von Amerika gar nicht zu reden, wo Fälschung und Contrefaktion beinahe als gesetzlich berechtigt angesehen werden. Bei einiger Aufmerksamkeit und Sachkenntniß fällt es nicht schwer, den Betrug des russischen Kaufmanns zu entdecken, der nicht verfehlt wird, sich demüthig

lächelnd schuldig zu bekennen und den Schaden zu ersetzen. Der westeuropäische und amerikanische Wein-, Bier-, Butter-, Mehl-, Zucker-, Wurst- und Gewebefälscher wird nur im chemischen Laboratorium entlarvt und verfällt im günstigsten Falle dem Criminalgericht. Ich dünkte, wir hätten wenig Ursache, auf die kindischen Schliche des russischen Händlers mit moralischem Stolze herabzusehen.

Ich habe von dem Gange des russischen Kaufmanns zu ostensibler Großthuererei gesprochen, wie er sich kundgiebt in seinen Prachtwohnungen mit ihren luxuriösen Einrichtungen, in verschwenderischen Festen, im Putz und Edelsteinschmuck der Frauen. Er zeigt sich wol auch in fürstlichen Geschenken an Kirchen, Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten. Bei alledem aber hat diese Großthuererei vor ähnlichen Erscheinungen in andern Ländern etwas voraus: der russische Kaufmann will nie etwas anderes scheinen, als er wirklich ist. Weder in seinem Außern noch in seinen Manieren macht er auch nur den Versuch, den Vornehmen zu spielen, wie es ihm niemals beifällt, Zutritt in Kreise erlangen zu wollen, die gesellschaftlich über ihm stehen. Dieser Vorzug läßt sein Benehmen stets einfach und ungezwungen erscheinen und giebt ihm nicht selten eine gewisse ruhige Würde, die ihm wol ansteht. Es ist eine bekannte Thatsache, daß er bei seinen opulenten Gastmählern gern möglichst viel Excellenzen der Militär- und Beamtenwelt mit möglichst viel Grandcordons und Sternen sieht; doch ist dies nur ein Aufputz seiner Bankets wie der Sterljad, die Erdbeeren im Winter, die seltenen Weine. Es liegt ihm fern, mit jenen vornehmen Persönlichkeiten in ein näheres Verhältniß treten zu wollen oder auch nur von denselben wieder eingeladen zu werden. Das wissen jene Gäste von Distinction sehr wol und haben ihrerseits gute Gründe, dem Gastgebot Folge zu leisten. Sie gewähren dem Kaufmanne die Genugthuung, Leute von hohem Range zu bewirthen und dadurch die Achtung, die er unter Seinesgleichen genießt, zu erhöhen und erlangen für die Ehre, die sie erweisen, ein gewisses Recht

auf die Kasse des freigebigen Kaufmanns, das in der Regel für Beiträge zu gemeinnützigen und wolthätigen Zwecken in Anspruch genommen wird. Daß Offiziere oder Beamte sich zu eigenem Vorteil als Tischdekoration vermietten, kann wol in tiefer liegenden Schichten vorkommen, gehört aber auch dort nur zu den seltenen Ausnahmen.

Bei solchen Gelegenheiten handelt es sich stets um Personen, welche sichtbare Zeichen kaiserlicher Gunst tragen; vor dem Geburtsadel ohne Rang und Stellung hat der russische Kaufmann wenig Respekt. Es ist denn auch natürlich, daß der Kupéz selbst jene Zeichen kaiserlicher Gunst zu erlangen strebt und die größten Anstrengungen macht, um mit einer der kleinen Dekorationen beglückt zu werden, welche man den Kaufleuten verleiht. Das gewöhnliche Mittel zum Zwecke ist eine reiche Spende für wolthätige Anstalten.

Dem russischen Handel in den größeren Städten, vor allem in den Residenzen eigentümlich, ist die Konzentrierung desselben an gewissen Punkten, nach dem Prinzip des orientalischen Basárs, der offenbar zu dieser Einrichtung den Anlaß gegeben hat. Große Gebäudekomplexe enthalten nach den Straßen zu gedeckte Hallen, den altdeutschen Lauben ähnlich, hinter diesen Kaufladen neben Kaufladen. Sind dieselben hauptsächlich dazu bestimmt, einen Stadtteil mit allen nothwendigen Lebensbedürfnissen zu versorgen und befinden sich neben den Gebäuden auch noch Budenreihen und Verkaufsstände auf offener Straße, so nennt man sie „Markt“ und giebt ihnen ein bezeichnendes Beiwort, wie man in St. Petersburg einen litauischen, einen runden, einen Andreas-Markt u. s. w. hat. Sind jene Verkaufshallen aber allen möglichen Waaren bestimmt, wie sie nicht nur das Bedürfniß des Tages, sondern alle Ansprüche des Comforts und des Luxus für Tracht, Fuß, Hauseinrichtung u. dgl. m. begehren können, so heißen sie „Hof“, d. i. Kaufhof. Selbstverständlich sind die Grenzen nicht scharf gezogen und mancherlei Waren sind sowohl auf den Märkten wie in den Kaufhöfen ausgestellt. Der glän-

zendste und vornehmste Basar St. Petersburgs ist der Gostiny-Dwor (Kaufhof für Gäste, d. h. fremde Kaufleute, die ursprünglich hier ihre Waaren feil boten). An der glänzendsten Straße der Hauptstadt, dem Nёwski Prospekt gelegen, weist er eine Unzahl brillanter Magazine auf, welche die ausgesuchtesten Erzeugnisse Europas und Asiens vor den Augen der Käufer ausbreiten. Neben den neuesten Produkten der Berliner, Pariser und Londoner Industrie schillern hier die herrlichen Seidenstoffe, Teppiche und Decken des Orients, die Silberarbeiten des Kaukasus, die kostbaren Waffen der Türkei, Syriens und Arabiens. Alle Kaufleute, welche mit denselben Gegenständen handeln, haben ihre Läden neben einander — für den Käufer außerordentlich angenehm und bequem. Dieser Kaufhof feierte im Jahre 1885 das hundertjährige Jubiläum seiner jetzigen Gestalt. Zum äußeren Gedächtniß des Zeitabschnitts hat man die am Nёwski Prospekt liegende Front in prachtvoller Weise umgebaut. Nicht weit von dem Gostiny-Dwor befindet sich ein Kaufhof zweiten Ranges, der Aprázin-Dwor, wo so ziemlich dieselben Gegenstände zu haben sind, wie bei dem Nachbar, nur alles beträchtlich billiger, freilich auch um so viel weniger gut. Hier und auf den Märkten findet man noch den alten russischen Brauch der „Locker“ und „Schreier“, der auf dem großen Kaufhof längst als unwürdig und ordinär abgeschafft wurde. Diese „Locker“ und „Schreier“ sind eine Species von Commis, die den ganzen Tag vor den Magazinen ihrer Prinzipale herumlungern, um durch alle möglichen und unmöglichen Mittel Käufer herbeizulocken. Sobald irgend eine harmlose Persönlichkeit sich dem Bereiche eines solchen „Lockers“ nähert, stürzt er auf dieselbe los wie ein Raubvogel auf seine Beute und überschüttet sie mit einem unendlichen Redeschwall, der alle in dem Laden befindlichen oder auch nicht befindlichen Dinge aufzählt. Ist der Köcher geleert und der erste Angriff blieb wirkungslos, so nimmt der „Schreier“ auch wol seine Zuflucht zur sanften Gewalt. Er ergreift den Arm des Passanten und sucht ihn mit zärtlicher Dringlichkeit in das Magazin herein zu

lootsen. Bei Leuten aus dem Volke verliert denn auch wol diese Handgreiflichkeit ihren milden Charakter; sie werden einfach beim Kragen genommen und in den Laden geschleppt, wobei sich nicht selten ein Wettkampf zwischen zwei benachbarten „Schreiern“ erhebt, der das nach beiden Seiten gezerrte Opfer zu zerreißen droht. Die Regierung tritt selbstverständlich diesem Unwesen entgegen. Sie hat die strengsten Verordnungen erlassen, die Friedensrichter haben schon manchen Delinquenten hart bestraft, aber noch immer steht der nationale Brauch in voller Blüthe, wenn auch die gewaltsamen Attaken allmählich nachlassen. Die „Locker“ und Händler des Andreas-Marktes auf Wassili-Dstrow, wo die Mannschaften der ausländischen Schiffe ihre Bedürfnisse einzukaufen pflegen, haben sich durch diesen Verkehr einen bewunderungswürdigen Schatz von Sprachkenntnissen angeeignet und reden mit jedem Käufer ohne Anstoß die Sprache seines Landes. Da ist es denn oft sehr komisch, wenn der „Locker“, der in dem Vorübergehenden sofort den Fremden erkannt hat, alle üblichen europäischen Sprachen durchprobiert, um sich ihm verständlich zu machen. Ich hörte selbst einmal einem solchen redegewandten Verführer zu, der, als er es mit Englisch, Französisch, Holländisch, Spanisch und Italienisch versucht hatte, endlich zu der Vermuthung gelangt war, der Passant sei ein Deutscher. Es war wirklich ein deutscher Handwerksbursche. Da rief ihm denn der Russe zu: „Oh! komm hier! kauf! komm Landsmann!“ Der Wanderer ging ungerührt vorüber. Aber der Locker wollte ihn noch nicht fahren lassen und schrie hinter ihm her: „Komm, bleib hier, hör', Meier!“ Er war offenbar der Ansicht, auf den Namen Meier müsse jeder Deutsche hören.

3. Der Bauer.

Die eigentliche Bezeichnung des Bauern als Ackermann heißt im Russischen Krest'janin (sem. Krest'janka), die gewöhnliche dagegen Ruschik, die einen etwas verächtlichen Beigeschmack hat und deren Femininum höchst selten gebraucht wird. Sie bedeutet

„kleiner Mann“. „Kleine Leute“, auch „Halbleute“ wurden im alten Rußland die Ackerbauer genannt, im Gegensatz zu den Kriegern, den Mannen oder Vollleuten, denen gegenüber sie eine untergeordnete, misachtete Stellung einnahmen.

Bis vor drei Jahrhunderten erfreute sich der russische Bauer vollkommener Freiheit und Freizügigkeit, deren Verlust er dem Übermaß des nationalen Wandertriebes verdankt. Bei der Charakteristik des Großrußen ist von seinem unversiegbaren Drang in die Ferne und seiner geringen Neigung zur stationären Beschäftigung mit dem Ackerbau die Rede gewesen. Haben doch diesen Hang zum Nomadenleben drei Jahrhunderte der Fesselung an die Scholle nicht auslöschen können. Die Einführung der Leibeigenschaft war nichts anderes, als eine Zwangsmaßregel der Regierung gegen das abenteuernde Umherschweifen des kräftigsten, zur ruhigen Arbeit bestimmten, Theils der Bevölkerung.

Im Jahre 1593, unter Feodor, dem Sohne Iwan des Schrecklichen, wurde den Bauern die Freizügigkeit genommen und diese ursprünglich provisorische Verordnung ist der Ursprung der Leibeigenschaft. An die Scholle gebunden, verlor der Muschik allmählich ein bürgerliches Recht nach dem andern und gerieth in eine Abhängigkeit, die der Gesetzgeber offenbar weder vorausgesehen noch gewollt hatte: er wurde zur Sache, zum Eigentum des Gutsherrn.

Eine so furchtbare, unkontrollierte Macht, wie sie der Grundbesitzer über den Bauern erlangte, konnte ohne Mißbrauch nicht ausgeübt werden; ebensowenig wie eine Menschenklasse lange unter einem solchen Drucke leben konnte, ohne ihren verderblichen Einfluß moralisch und materiell auf das Schwerste zu empfinden. So wirkte die Leibeigenschaft demoralisierend auf den Edelmann wie auf den Muschik; moralische Stumpfheit und geistiger Schlaf waren ihre Folgen bei Herren wie Knecht, sie war das gewaltige Hinderniß jedes materiellen und moralischen Fortschritts der Nation und mußte fallen, als die Morgen-

röthe geistigen Erwachens unter Alexander II. für Rußland anbrach.

Die Freiheit der Leibeigenen, die ein kaiserlicher Ukas am 19. Februar 1861 proklamierte, fand etwa die Hälfte des Bauernstandes bereits emancipiert. Von den drei Klassen der Landleute, den Reichs- oder Kronsbauern, die auf den Staatsdomänen ansässig sind, den Apanage-Bauern, welche den Gütern der kaiserlichen Familie angehören, und den Privat-Bauern, den Leibeigenen der Edelleute, waren die ersten beiden schon längere Zeit so gut wie frei. Der einzige Rest der Leibeigenschaft, der ihnen geblieben, war der Mangel der Freizügigkeit. Von nun an war auch dieser beseitigt, alle Bauern traten in gleiche Lebensbedingungen ein, der russische Muschik war ein freier Mensch.

Eine socialpolitische Maßregel von so ungeheurer Tragweite mußte selbstverständlich den größten Schwierigkeiten begegnen. Mit der Freiheit mußte der Bauer ein genügend Stück Land erhalten, um seine Familie ernähren zu können, ein Stück Land, wie er es bisher als Eigentum des Gutsherrn für sich bearbeitet hatte. Nun galt es, dem Besitzenden möglichst wenig zu nehmen und dem Empfangenden möglichst reichlich zu geben. Gab man den Bauern zu viel, so schädigte man den Stand des Gutsbesizers, der vorzugsweise Bildung und Kapital besaß und so ziemlich allein den Fortschritt verbürgte. Gab man den Bauern so viel Land, daß sie nicht mehr nöthig hatten für den Gutsherrn zu arbeiten, so verlor dieser neben seinem Besitz auch die nothwendigen Arbeitskräfte und war ruiniert. Gab man den ehemaligen Leibeigenen zu wenig, so wurden sie zu Tagelöhnern gemacht, die zwar frei waren, sich aber in einer schlimmeren Lage befanden, als vorher, wo der Herr ihnen gegenüber seine bestimmten Verpflichtungen hatte. Das Gesetz gab nun dem Muschik das Haus mit dem dazu gehörigen Gehäge (Ussädba, Gartenland) als Eigentum und dazu so viel Land, als er bis dahin für sich bearbeitet hatte. Das letztere aber mußte von dem Gutsbesitzer gekauft oder durch persönliche Leistungen ab-

gelöst werden. Für die Freigebung der Leute selbst erhielt der Gutsherr keinerlei Entschädigung. Alle Leibeigenen, die irgend einem Erwerb nachgingen und dem Seigneur eine bestimmte Abgabe (Obrók) zahlten, so wie die gesammte Hausdienerschaft war nach Ablauf von zwei Jahren bedingungslos frei.

Die Mehrheit der Gebildeten in Rußland ist geneigt, die Art und Weise, wie die Emancipation ins Werk gesetzt wurde, so wie die aus derselben hervorgegangene Lage der Bauern wie der Gutsherrn im ungünstigsten Lichte darzustellen. In der That hat die Freigebung der Leibeigenen weder in sozialer noch in moralischer Beziehung alle die Veränderungen hervorgerufen, welche man von ihr gehofft und gefürchtet hatte und es steht fest, daß der Edelmann wie der Bauer mit der Ausführung der Maßregel gleich unzufrieden ist.

Bei dem ersteren ist diese Anschauung natürlich und im menschlichen Charakter begründet. Der Guttsbesitzer war der Teil, welcher bei der Neugestaltung der Dinge nur Opfer zu bringen hatte und die Mehrzahl brachte dieselben nicht mit großherzigem Gleichmut. Anders, sollte man denken, müsse es mit den Freigelassenen sein, um und für welche die ganze Umgestaltung ins Leben gerufen wurde. Ihre Unzufriedenheit sollte sich auf schwerwiegende Gründe zurückführen lassen, die man am besten von ihnen selbst erführe. Aber der russische Bauer ist, wie sein Standesgenosse in andern Ländern, argwöhnisch und mißtrauisch, wenn man ihn ausfragen will. Vor der Wahrheit hat er, wie ich später ausführlicher erörtern werde, sehr wenig Respekt. Bei allen Fragen über seine Lage vermuthet er einen geheimen, ihn bedrohenden Zweck und er ist absichtlich in seinen Antworten so unbestimmt, wie möglich. Ja, wenn er ganz vertrauensvoll und harmlos ist, giebt er diejenige Auskunft, von welcher er glaubt, sie könne dem Fragenden angenehm und erwünscht sein. Der Hauptgrund aber, daß man von dem Bauer über die Veränderung seiner Lage nichts bestimmtes erfährt, liegt wol darin, daß er selbst von den Verhältnissen keine klare An-

schauung hat. Es ist in der That für den ungebildeten nicht leicht, das Debet und Credit der neuen ökonomischen Situation sicher aufzustellen und eine richtige Bilanz zu ziehen, außer in solchen Fällen, wo der Gutsherr seine Gewalt in auffallender Weise misbraucht hatte. Die Geldzahlungen und Steuern drücken den freien Landmann heute oft schwerer, als der Frohdienst zur Zeit der Leibeigenschaft. Vielen unbestimmten Verpflichtungen des früheren Verhältnisses standen eben so viele unbestimmte Vergünstigungen gegenüber. Der Leibeigene weidete sein Vieh auf herrschaftlichem Boden, er erhielt Brenn- und Nutzholz, bei Verlusten an Vieh nicht selten eine Kuh, ein Pferd, in Hungerjahren Unterstützung. Alles das hat aufgehört; mit mancherlei Leistungen sind viele Vorteile verschwunden. Der Gutsherr, das „Väterchen“ von ehemals, zu welchem man in jeder Noth seine Zuflucht nahm, ist jetzt ein Fremder geworden, der zu den gewaltigen Opfern die er gebracht, nicht neue bringen kann und will. Alles muß jetzt baar und blank bezahlt werden und wenn kein Geld vorhanden, ist der Dorfwucherer die einzige Zuflucht, der unter 20 bis 30 Prozent Zinsen nichts hergibt. Wenn da der Bauer die Vorteile und Nachteile seiner jetzigen Lage gegeneinander abwägen soll, so ist das wirklich eine schwierige Zumutung für ihn und die Antwort, die er zu geben pflegt: „Was soll ich sagen? Es ist besser und schlechter geworden!“ ist in den meisten Fällen aufrichtig gemeint und zutreffend.

Hat sich die ökonomische Lage der Bauern gehoben, so geschah es fürs erste nur um ein geringes und es ist eine wol- aufzuwerfende Frage, warum die Aufhebung der Leibeigenschaft bisher nicht die wolthätigen Folgen gehabt hat, die jeder wol- denkende von dieser Maßregel erwartete. Jedenfalls ist diese Frage leichter aufzustellen als zu beantworten. Die Verhält- nisse, wie sie vorliegen, sind das Produkt sehr mannichfaltiger Ursachen, deren Wurzeln in vielen Fällen in längstvergangenen Zeiten liegen. Radikale und schnell wirkende Mittel zur Her- beiführung eines neuen Zustandes giebt es nicht. Die Haupt-

sache ist, daß der Bauernstand für seine neue Stellung erzogen und herangebildet werden muß und daß es in Rußland noch an den erziehenden und bildenden Faktoren selbst fehlt.

Sehr treffend hat man das russische Volk, von dem der Bauernstand acht Zehntel ausmacht, mit einem Riesen verglichen, der Jahrhunderte lang gefesselt war und weder seine Kraft noch seinen Genius äußern konnte. Seine Bande sind jetzt gelöst, aber so lange Zeit von Ketten belastet, hat er das Bewußtsein seiner Kraft verloren und den freien Gebrauch seiner Glieder noch nicht wieder gewonnen. Erst nach vielen Jahren der Freiheit wird dieses Volk sich selbst erkennen und dann erst zeigen, was die Zukunft von ihm erwarten kann.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland, so plötzlich und unvorbereitet, wie sie stattfand, war ein gewaltiges Ereigniß, eine tiefgreifende Revolution des ganzen Volkslebens. In wenigen Jahrzehnten, Augenblicken im Leben der Menschheit, darf man ihre Früchte nicht erwarten. Das nächste Jahrhundert wird sie zeitigen.

Gegenwärtig befindet sich der russische Bauer in einem Übergangsstadium. Er hat die Fehler der Leibeigenschaft noch nicht abgelegt und bereits manche Fehler der Freiheit angenommen. Noch fehlt ihm das Gefühl persönlicher Würde wie das Bewußtsein moralischer Verantwortlichkeit. Seine neuen Rechte hat er sich trefflich gemerkt, von seinen neuen Pflichten mag er nichts wissen. Die Vorstellung, die er sich von der Freiheit gemacht, hat nichts gemein mit der Achtung vor geschlossenen Verträgen und seine Raiverität in dieser Beziehung ist der wundeste Fleck des neuen Verhältnisses zwischen ihm und dem Gutsherrn.

Eine der schlimmsten Folgen der Emanzipation ist die augenfällige Steigerung der großrussischen Trägheit. Früher von der Gutsherrschaft genöthigt, für seinen eigenen Vorteil zu arbeiten, thut der Bauer jetzt fast ausnahmslos nur das, wozu er von des Leibes Nothdurft gezwungen wird und das ist bei seiner beispieldosen Genügsamkeit wenig genug. So haben sich mit dem

Aufhören des Zwanges zur Arbeit die Wirthschaften verschlechtert, der Viehstand hat abgenommen und die Steuerkraft ist gesunken. Ein zweiter Mangel, an dem die Bauernwirtschaften krankten, fällt nicht den Besitzern zur Last. Es ist der Umstand, daß das den Bauern als Eigentum zugewiesene Landstück in der That zu klein ist, um eine größere Familie von demselben zu ernähren. Besonders ungünstig wird ihre Lage dadurch, daß ihnen zumeist nur Acker, aber keine oder mindestens unzureichende Weiden zugewiesen wurden. Infolge dessen ist der Muthik genöthigt, nach allen Richtungen Erwerb zu suchen, wenn er nicht darben will. Von einem andern eigentümlichen Verhältniß, daß das Land nicht Eigentum des Einzelnen, sondern Besitz der Gemeinde geworden, die es unter die einzelnen Hofbesitzer nur zur Nutznießung auf bestimmte Zeit verteilt (Mir), wird später die Rede sein.

Die Thatsache, daß das den Bauern zugewiesene Land seiner Quantität nach dieselben unbefriedigt ließ, ist möglicherweise der Keim, aus dem noch manches Unheil erwachsen dürfte, so wenig Groll sonst die Leibeigenschaft zwischen Gutsherrn und ehemaligen Untergebenen zurückgelassen hat. Die Zuerteilung der Landes hat das Verlangen des Muthik nach demselben eher gereizt als gestillt. Er hält das Befreiungswerk nicht für vollendet und hofft von der Zukunft eine neue umfassendere Dotierung mit Grundbesitz.

Vor der Befreiung lebten die Bauernfamilien, so groß, wie sie sein mochten, als patriarchalische Einheiten. Die verheiratheten Söhne mit Frauen und Kindern blieben zumeist im Hause unter der Herrschaft des Familienhauptes, die ihrerseits wieder in der Autorität des Gutsherrn ihre Stütze fand. So viel Hände als erforderlich waren, betrieben den Ackerbau und leisteten die Frohnarbeit. Die überflüssigen männlichen Familiengenossen suchten als Handarbeiter, Händler, Dienstboten u. dgl. Erwerb in der Fremde, blieben aber immer im Zusammenhang mit der Familie. Ihr Verdienst floß in die gemeinschaftliche Kasse; der

Besitz war allen gemeinsam: eine Arbeitsgenossenschaft auf kommunistischer Grundlage. Nach der Emancipation lösten sich diese großen Familien auf. Jeder verheirathete Sohn suchte nun Hofbesitzer auf eigene Hand zu werden und wirthschaftete mit dem zugetheilten Lande, so gut es ging. Dieser Wechsel hat zweifellos nachtheilig auf den Wohlstand der Bauern eingewirkt, wenn er auch das Familienleben, die Häuslichkeit, die Moral gefördert hat. Denn das ganze Zusammenleben so vieler, oft heterogener Elemente unter einem Dache, eine Anzahl von Schwiegertöchtern mit einer Schwiegermutter, führte meistens zu Zwist, Zank und verschiedenen sittlichen Unzuträglichkeiten. Andererseits hat die Auflösung der großen Familien den alten Wandertrieb wieder geweckt, den die Einführung der Leibeigenschaft bekämpfen sollte und der sich nun in so ausgedehntem Maße zeigt, daß die Regierung durch neue Bestimmungen demselben Rechnung tragen mußte.

So viele Schattenseiten, wirkliche, zeitweilige und eingebildete, die Emancipation der russischen Bauern aufzuweisen scheint, eins steht fest: das Gesetz vom 19. Februar 1861 verwirklichte drei große Prinzipien, welche wir als die Entwicklungsgrundlagen des modernen Volkslebens anerkennen müssen. Durch Abschaffung der Leibeigenschaft proklamierte es die persönliche Freiheit, es gewährte der freigewordenen ländlichen Bevölkerung die Selbstverwaltung und statuierte die Ablösung des in der Nutznießung des Bauern aber im Besitz des Gutsherrn befindlichen Landes.

Hat die Aufhebung der Leibeigenschaft bisher nicht alles geboten, was die Ungebuld des Menschenfreundes von ihr erwartete, so können ihre segensreichen Folgen nicht ausbleiben und lassen sich auch bereits hier und dort erkennen. Diese sind: wirthschaftlicher Fortschritt durch Förderung der Produktion, durch die Freiheit der Arbeit, durch die Konkurrenz; moralischer Fortschritt durch die Weckung des Volksbewußtseins und das Gefühl der Verantwortlichkeit; endlich sozialer Fortschritt durch

Beseitigung der patriarchalischen Gepflogenheiten zu Gunsten der Selbstbestimmung des freien Individuums.

Dem aufmerksamen Beobachter werden auch äußere Anzeichen des Fortschritts in der russischen Bauernwelt nicht entgehen. In den Dörfern erblickt man hier und dort neue Häuser und alte, die sorgfältig repariert wurden, manche sogar mit den Schildern der Versicherungsgesellschaften. Die Felder sind besser eingehegt, die Höfe vergrößert. Die Pferde sind nicht selten beschlagen, die Wagenräder mit eisernen Reifen versehen. In den Häusern hat der Rienspan, das frühere Beleuchtungsmaterial, dem Talglicht weichen müssen. Männer und Frauen gehen besser gekleidet, suchen sich zu unterrichten, wissen, daß sie unter dem Schutze des Gesetzes stehen. Bei der Landwirthschaft werden bessere und vollkommnere Geräthe angewendet. Auch an Beweisen erwachten Selbstbewußtseins fehlt es nicht. An dem Buffet einer Eisenbahnstation im Innern gerieth ein General in Uniform mit dem Kellner, einem ehemaligen Leibeigenen, der ihn nicht schnell genug bediente, in Wortwechsel. „Siehst du nicht, daß ich General bin?“ schrie ihn der militärische Würdenträger an. „Das sehe ich wol — entgegnete der Aufwärter; — aber heutzutage ist ein General nicht mehr, als jeder andere Mensch.“ — Früher wäre es ihm für diese Antwort schlimm ergangen, jetzt hatte er die Lacher auf seiner Seite. Dergleichen Äußerungen, die übrigens stets mit einem gewissen Anstand, mit Ruhe und Höflichkeit gesprochen wurden, circulieren in beträchtlicher Zahl.

Eins ist vor allem nicht außer Acht zu lassen und spricht laut genug für Mushiä und Edelmann: das Verhältniß zwischen Bauer und Gutsherrn ist nach der Emancipation ein vortreffliches. Der Bauer ist mißtrauisch, er ist auch undankbar, das hat er in Rußland zu Genüge den liberalen Landedelleuten bewiesen, aber trotz alledem haben seine Beziehungen zum Gutsherrn sowol im öffentlichen, wie im Privatleben den Charakter einer gewissen Herzlichkeit bewahrt. In den Landschaftsversammlungen, weit entfernt ihren früheren Herren Opposition zu

machen, folgen die Bauern in der Regel ihrer Leitung. Alle Spekulationen der Anarchisten auf den wechselseitigen Haß der Stände sind an der guten Gesinnung des russischen Bauern gescheitert.

Russland hat eine große soziale Revolution durchgemacht und muß unter den Übeln leiden, welche jede Übergangszeit begleiten. Aber nach der durchgreifenden und im Ganzen erfolgreichen Weise, in welcher das Problem der Emancipation gelöst wurde, darf man hoffen, daß die noch vorhandenen agrarischen Schwierigkeiten gleichfalls eine befriedigende Erledigung finden werden. —

Wenn ich es nun versuche, eine Charakteristik des Russen zu skizzieren, so muß ich auf zwei ergänzende Abschnitte verweisen. Bei der Schilderung des großrussischen Volksstammes wurden bereits eine Menge Eigentümlichkeiten erwähnt, die dem Bauer vor allem zukommen, dessen Stand einen so ungeheuren Prozentsatz der Bevölkerung bildet. Später aber werde ich noch besonders auf die Nationalfehler und Nationaltugenden des Russen aufmerksam machen, wobei abermals der Bauer in den Vordergrund zu treten hat.

Der Charakter des russischen Landmannes vereinigt die auffallendsten Gegensätze. Der Kampf mit der kargen Natur des Nordlandes erzeugt in ihm eine eigentümliche Mischung von Gutmüthigkeit und Gefühllosigkeit. Er kennt den Schmerz und ist deshalb mitleidig. Gastfreiheit, Wohlthätigkeit und Familiensinn erwachsen bei ihm der tiefen Überzeugung von der Hilfsbedürftigkeit aller gegenüber den Unbilden der strengen Natur. Wird er aber gereizt und zum Streit herausgefordert, so zeigt er sich häufig gefühllos und grausam. An den harten Kampf mit der unerbittlichen Natur gewöhnt, wird er leicht unbeugsam und unerbittlich, wie sie.

Erweist man ihm Gutes, so freut er sich wie ein Kind; kränkt man ihn, so äußert er seinen Schmerz, und doch ist er

weder dankbar noch rachsüchtig; leichtlebig, an jähen Wechsel gewöhnt, hat er Wollthat und Mishandlung oft schon nach Stunden vergessen.

Der Verwalter eines Gutes, ein Nichttruffe, brachte einen Bauer wegen eines ernstern Vergehens vor das Dorfgericht, das ihm zwanzig Peitschenhiebe zuerkannte. Geduldig litt er die Strafe und lehrte in seine Hütte zurück. Am folgenden Morgen wünschte er den Verwalter zu sprechen, der Klagen und Beschwerden wegen des vollzogenen Urtheils erwartete: Statt dessen kam er, um dem jagdfrohen Herrn anzuzeigen, daß er auf dem Heimwege die Spur eines Bären gefunden, die er ihm zeigen wolle. Der Verwalter, der seine Leute kannte, nahm keinen Anstand, dem Manne, der Tags zuvor auf seine Veranlassung durchgepeitscht wurde, in die Einsamkeit des Waldes zu folgen. Der Bär wurde erlegt; an Rache hatte der Bauer nicht gedacht.

Daß der Muffik auch heute noch die Körperstrafe nicht allzu hoch anschlägt und lieber eine Tracht Prügel nimmt, als Geldbuße zahlt, hat seine Gründe. Zunächst ist er durch die Leibeigenschaft an die schimpfliche Züchtigung gewöhnt und noch nicht so weit vorgeschritten, das Entehrende in derselben zu begreifen. Sodann ist die Knute, jenes barbarische Schreckbild, das man sonst als unzertrennlich vom Russen annahm, längst beseitigt und die Peitschenstrafe keine sehr schmerzhaft. Nach Empfang ihrer zwanzig Streiche gehen die Leute ruhig nach Hause. Endlich darf der Bauer gegenwärtig nur von Seinesgleichen zur Körperstrafe verurteilt werden, was den Charakter derselben für ihn wesentlich verändert.

Die Armut der Natur hat dem Russen den Trieb zur Geselligkeit gegeben. Ihm entspringen die zahllosen Genossenschaften, zu denen die Arbeiter jeder Art sich vereinigen. Einiges ausführliche über dieselben folgt später.

Der Muffik ist gesund und stark. Bei dem harten Leben und dem täglichen Kampf ums Dasein erliegen die schwachen

frühzeitig. Während der strengsten Kälte gehen die Kinder beständig aus und ein, aus der erstickenden Atmosphäre der Hütte in die eisige Winterluft; sie härten sich ab oder sterben. Der Tod soll nach statistischen Erhebungen zwei Drittel der Bauernkinder unter einem Jahre hinwegraffen. Was übrig bleibt ist gefeit. Die in jedem klimatischen Wechsel gestählte Gesundheit macht das Bauernvolk resolut und zu jedem körperlichen Wagniß entschlossen. Im vorigen Jahre passierte es in der Nähe von St. Petersburg auf einem Gute, daß der jungen Magd, welche aus einer Wuhne im Eise des benachbarten Teiches Wasser zu holen pflegte, der Eimer entglitt und in der Tiefe versank. Sofort schob sie ihren Handschlitten über das Eisloch, entledigte sich sämmtlicher Kleidungsstücke und mit der einen Hand sich am Schlitten festhaltend, sprang sie ins Wasser. Die Oeffnung war so enge, daß ihr schlanker Körper von den scharfen Eiskanten verletzt wurde. Es gelang ihr, den Eimer zu fassen und schlammgefüllt über die Eisdecke zu bringen. Da kein Tuch zum Abtrocknen bei der Hand war, hielt sie es für das beste, ihre Kleider wieder überzuwerfen und sich nach Hause zu begeben. Am folgenden Tage klagte sie über Zahnschmerzen, erfreut sich aber sonst noch heute einer guten, dauerhaften Gesundheit.

Mit der Intelligenz und Geschicklichkeit des Großrussen habe ich mich im ersten Theil eingehend beschäftigt. Er ist geistig vortrefflich beanlagt, lernt schnell und besitzt hervorragendes Sprachtalent, Wiß und Anstelligkeit. An Gründlichkeit läßt er es meistens fehlen. Wenn man die in der That vorhandene grobe Unwissenheit des russischen Bauern tadelt, so fällt die Schuld auf diejenigen, deren Eigentum er gewesen. In den Ackerbaudistrikten findet man selten einen Musher, der geläufig lesen und schreiben kann; in den Industrie- und Fabrikbezirken ist das Verhältniß etwas günstiger. Auffallender Weise bemühen sich diejenigen, welche lesen und schreiben können, ihr Wissen zu verbergen und zu verleugnen, wahrscheinlich weil sie die Eifer-

sucht ihrer Genossen auf einen Vorzug kennen, der möglicherweise zur Waffe gegen dieselben werden könnte.

Der russische Bauer ist überaus höflich. Man grüßt sich gegenseitig mit einer Anmuth, welche jedem Edelmann zur Zierde gereichen dürfte. Wahrscheinlich hat er den würdevollen, vom besten Geschmack diktierten und eingeübten Bewegungen der Geistlichen die edle Form abgesehen. Seine Herzensgüte veranlaßt ihn, der Rede stets einen wolthuernden, jedes Stachels entbehrenden Ausdruck zu geben.

An Genügsamkeit sucht der Musik seines Gleichen in der Welt. Hat er bei seiner höchst kärglichen Nahrung, auf die ich zurückkomme, ein Dach überm Kopfe, ein starkes Weib, Feuerung im Winter und zuweilen ein Glas Branntwein, so ist er zufrieden wie ein König. Leider ist bei ihm, wie bei seinen Collegen in heißen Klimaten, die Frugalität zugleich eine Stütze der Trägheit. So genügt die Arbeit von zwei bis drei Tagen nicht selten, um ihn in den Stand zu setzen, während der ganzen übrigen Woche die Hände in den Schoß zu legen.

Daß das Familienleben des russischen Bauern nach Aufhebung der Leibeigenschaft eine andere Gestalt angenommen hat, wurde bereits erwähnt. Bis dahin wohnten oft drei Generationen in einer Haushaltung zusammen unter der Leitung und Autorität des Großvaters, welcher Chosjain (spr. Chafain), Wirth, in manchen Gegenden auch Bolschäl (der Große) genannt wurde. Wo er fehlte, trat der älteste seiner Söhne an die Stelle. Alles Eigenthum war gemeinschaftlich und vererbte sich auf sämtliche Köpfe, die es gemeinsam erarbeitet hatten. Die Stellung der Frauen ist noch heute eine untergeordnete. Das Familienhaupt wählt für den mannbaren Jüngling das Weib, für das Mädchen den Gatten, und stößt selten auf Widerspruch. An Mitgift erhält die Braut nur so viel, als die männlichen Verwandten ihr schenken.

Das Tagewerk des russischen Landmannes verläuft in regelmäßiger Einförmigkeit. Während des kurzen Sommers

nimmt der Ackerbau alle Hände in Anspruch, bei dem man sich gleichwol nicht allzusehr anstrengt, denn schwere Arbeit ist nun einmal nicht seine Sache.

Nach der Erntezeit verläßt ein großer Teil der männlichen Bevölkerung die Heimat, um in der Ferne Erwerb zu suchen. Die Zurückgebliebenen, wenn sie nicht irgend einen Zweig der Hausindustrie betreiben können, haben im Winter wenig zu thun und verlegen die Stunden der Muße auf dem Ofen. Sonst wird während der kalten Jahreszeit Holz geschlagen und an Ort und Stelle gebracht, um es im Frühjahr, wenn der Eispanzer der Ströme gebrochen ist, auf den Wasserstraßen weiter zu flößen. Auch wird die vortreffliche Schlittenbahn benutzt, um für Kaufleute, Gutsherren und Fabriken allerlei Frachten zu führen.

Für den weiblichen Teil der Dorfbewohnerschaft ist der Winter eine geschäftige Zeit; die für den Haushalt erforderliche Leinwand muß gesponnen und gewebt werden. In vielen Dörfern des Nordens wird die Einsörmigkeit der Winterabende durch die sogenannte Bessjéda (Versammlung, Unterhaltung) erleichtert, die vollkommen dem Begriff der Spinnstuben entspricht, wie sie vor Zeiten in Deutschland üblich waren. An manchen Orten versammeln sich um Sonnenuntergang drei verschiedene Bessjédi, die eine für Kinder, die zweite für jüngere Leute, die dritte für das gesezte Alter. In der ersten arbeiten und unterhalten sich die Kinder unter der Aufsicht einer alten Frau, welche den Kienspan pußt und auf Ordnung sieht. Die kleinen Mädchen spinnen Flachs mit der Spindel, die Knaben flechten rohe Bastschuhe oder Körbe. In der zweiten und dritten Bessjéda wird gleichfalls gearbeitet; in der zweiten viel geschäkert und geneckt, nicht immer in der zartesten Weise, in der dritten die Angelegenheiten und Chronik des Dorfes besprochen; in allen dreien aber bildet der Gesang einen Hauptfaktor der Unterhaltung, der natürlich bei den jungen Mädchen und Burschen am besten ausfällt.

Der gemeinschaftliche Grundbesitz der großrussischen Bauern bedingt das Zusammenwohnen in größern Dörfern, die durch-

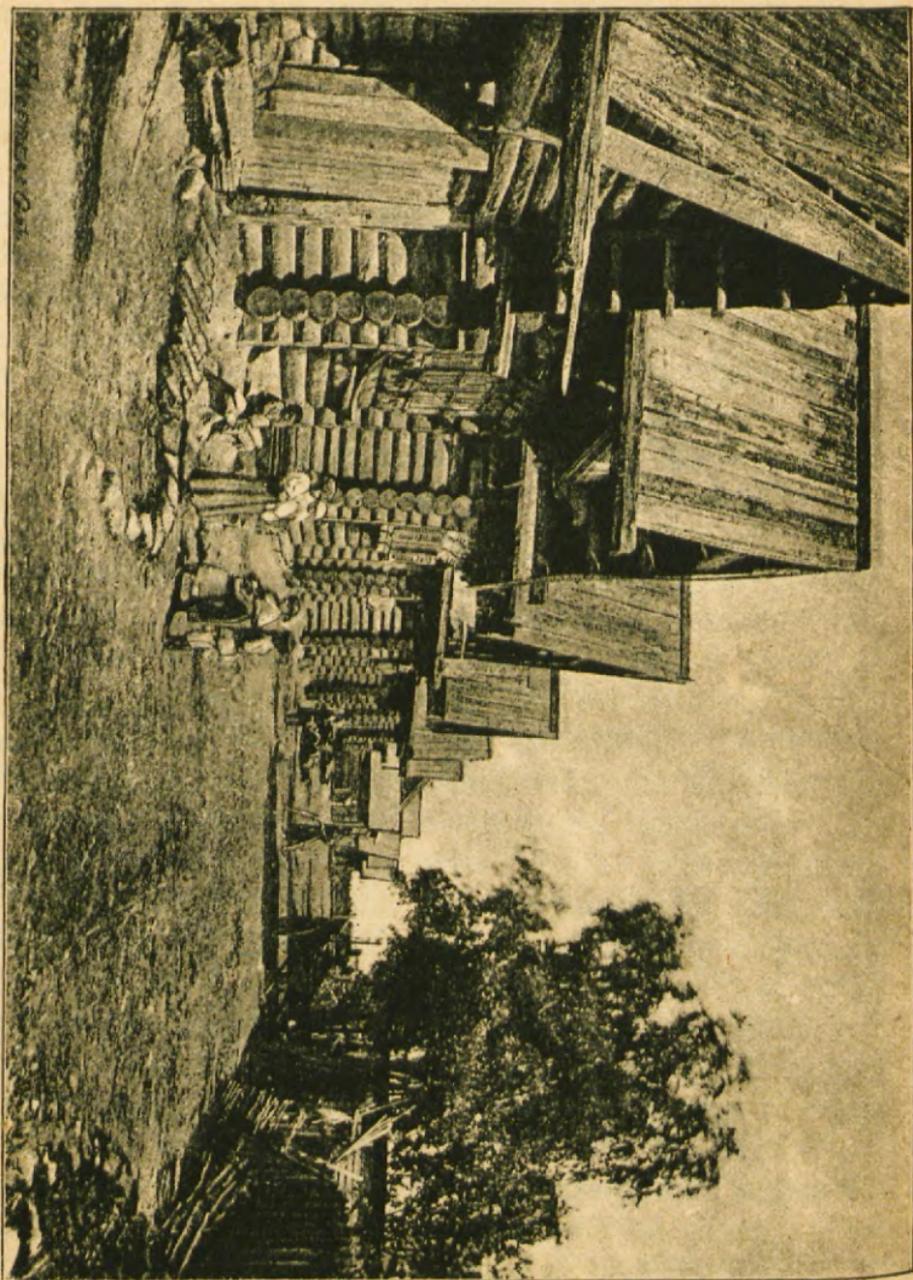
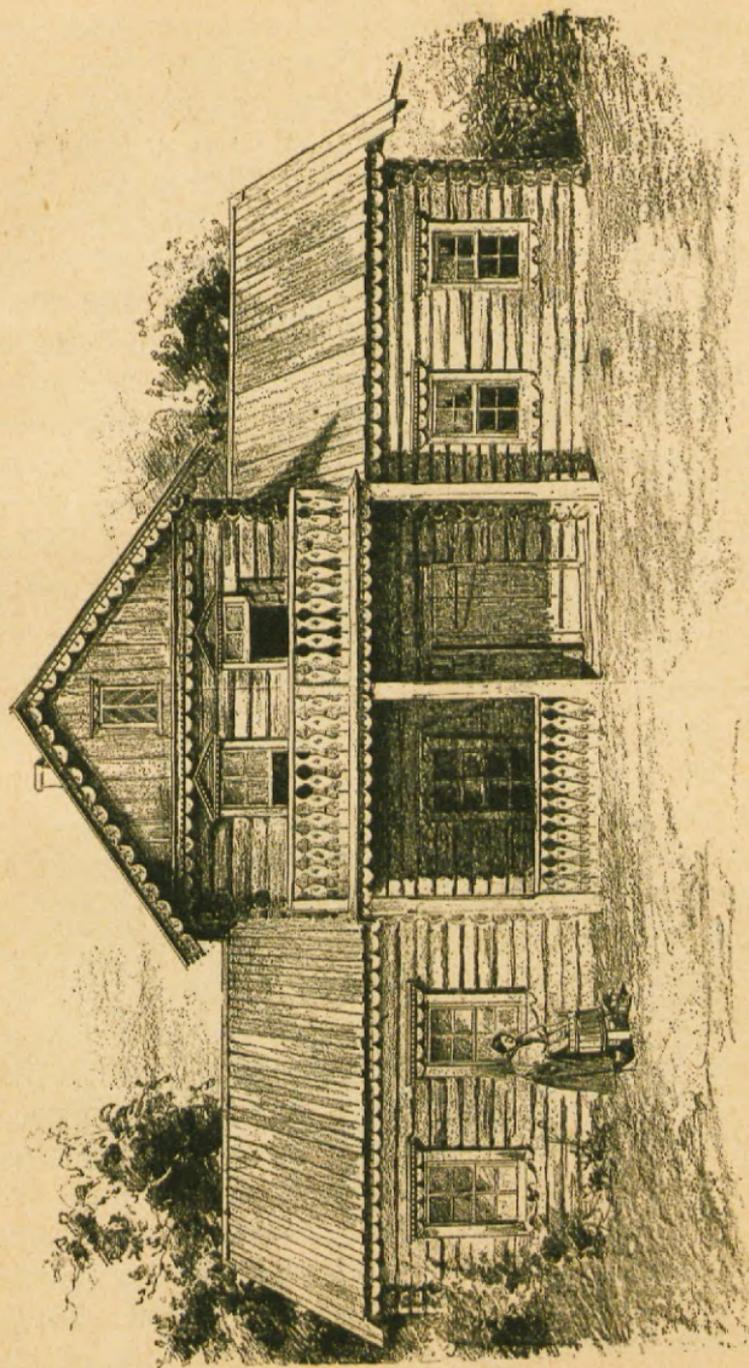


Fig. 39.



Ruffisches Bauernhaus.

weg eine lange breite Straße bilden, an deren beiden Seiten die hölzernen Gebäude liegen. Die Häuser stehen nahe bei einander, berühren sich jedoch nicht. Auf eine regelmäßige Straßenflucht wird kein Werth gelegt, die Wohnungen bilden oft Winkel mit dem Dorfwege, dem sie gewöhnlich die Giebelseite zuehren. (Fig. 38).

Die Lage des Wohnhauses, der Wirthschaftsräume und des Gartengeheges ist bei den russischen Bauernhöfen selbstverständlich mancherlei Variationen unterworfen. Das Wohnhaus wird ohne Fundament aus übereinander gelegten starken Baumstämmen errichtet, deren Fugen man mit Berg oder Moos verstopft. Nicht selten wird allerlei architektonischer Schmuck angebracht: ein Balkon, geschmückte Dachgiebel, Fenstersimse, Gallerien, bemalte Fensterläden u. dgl. (Fig. 39.) Im Innern trennt der in der Mitte liegende Hausflur stets die beiden Wohnräume, die Winterwohnung von der Sommerwohnung. Beide müssen wol früher gesonderte Gebäude gewesen sein; denn der Russe hat nur ein einziges Wort für das Haus des Musik und seine beiden Wohnzimmer (Isba). Da die Ställe bei hohen Kältegraden keinen genügenden Schutz bieten, wird das junge Vieh im Winter nicht selten in die Stube genommen. Die Zimmer liegen ein paar Meter über dem Erdboden, der Zwischenraum dient als Vorrathskammer und Geflügelstall. Die Holzhäuser sind warm und trocken und gewähren hinreichende Deckung gegen jede Unbill des Wetters.

In der Winter-Isba spielt die Hauptrolle der riesige, fast bis zur Decke reichende aus Backsteinen aufgemauerte und weißgetünchte Heiz-, Back- und Kochofen, der allgemeine Wolkthäter während der kalten Jahreszeit. Der Platz auf ihm ist eine beliebte Schlafstelle, ein gesuchter Ruhe- und Erholungsort. Von der oberen Kante des Ofens bis zur gegenüberliegenden Wand, nicht weit von der Zimmerdecke ist ein sechs bis acht Fuß breiter offener Hängeboden angebracht, die sogenannte Balata (Zelt), welche einem beträchtlichen Teil der Familie als Schlafstätte dient, ein Lieblingsplatz der Jugend. Bettstellen, aufgemachte Betten, wie sie sonst in Gebrauch sind, gehören im

russischen Bauernhaus zu den Seltenheiten. Schafspelze, Kleider, Filzdecken und kleine Kissen sind das übliche Bettzeug. Im übrigen pflegt die Isbá mit einigen langen an den Wänden be-

Fig. 40.



Russl.

festigten Holzbänken, schweren tannenen Tischen und zuweilen auch mit rohen Stühlen möbliert zu sein; ein massiver Kasten birgt die werthvolleren Besitztümer der Familie.

Wie in keinem Hause eines rechtgläubigen Russen darf auch in der Isba des Muschik das Heiligenbild nicht fehlen. In der Regel steht dasselbe auf einem dreieckigen Brettchen hoch oben im Winkel, der Thür gegenüber, damit jeder Eintretende dasselbe sogleich erblickt und sich bekreuzigend vor ihm verneigt. Die gewöhnlichen Heiligenbilder sind in Oelfarben auf Holz gemalt. Ein Lämpchen hängt vor ihnen von der Decke nieder, das wenigstens am Vorabend von Sonn- und Festtagen angezündet wird. Wo es fehlt, vertritt ein Wachslichtchen seine Stelle.

Zur Anlage von Gärten mit schattigen Ruheplätzen und Blumenschmuck hat sich der großrussische Bauer — im Gegensatz zum Kleinrussen — noch nicht verstriegen. Selbst Obstbäume und Beerensträucher kultiviert er nur in den seltensten Fällen auf dem Gehäge, das doch sein ständiges Eigentum bleibt. In seinem Garten baut er Kohl, Zwiebeln, Gurken, Kartoffeln und Rettich — anderer Gemüse bedarf er nicht. Die einzige Blume, die er zu ziehen pflegt, ist die Sonnenblume und auch diese wird nicht um ihrer Schönheit willen angepflanzt, sondern der Samenferne wegen, die von Jung und Alt in der russischen Bauernwelt als Delikatesse geschätzt werden.

Die Kleidung des großrussischen Bauern, von dem Fig. 40 einen typischen Kopf darstellt, ist je nach den Gegenden verschieden; besonders variiert die Tracht der Frauen. Allen gemeinsam ist das grellfarbige Hemd, das über die weiten Hosen niederhängt und im heißen Sommer jede andere rockartige Bekleidung ersetzt. Die Beinkleider werden in den bis zum Knie reichenden weiten Stiefeln getragen. An Stelle der letzteren werden auch wol Tuchstücke um Füße und Waden gewickelt, die von den Schnüren eines Bundschuhs festgehalten werden. In ärmeren Gegenden hat man sandalenartige Schuhe von Birkenbast mit ledernen Sohlen. Im Winter schützen Stiefel von dickem Filz oder Pelz den Fuß. Über dem Hemde trägt der Bauer den Kastrán, eine Art Rock mit Brustklappen, der über der Hüfte durch einen bunten Shawl oder einen ledernen Gürtel

geschlossen wird. Im Winter vertauscht der Muffik den Kastán mit einem kurzen Schafpelz, dem Tuláp, der ohne Überzug mit der Wolle nach innen getragen wird und häufig an Brust und Ärmeln mit allerlei Stickerei verziert ist. Das Haar des Mannes wird in der Mitte gescheitelt; die verbreitetste Kopfbedeckung ist ein niedriger schwarzer Filzhut, den man im Winter durch die Pelzmütze ersetzt. Die Toilette der kalten Jahreszeit wird durch Handschuhe, in der Regel Fäustlinge, vervollständigt.

Das charakteristische Kleidungsstück des weiblichen Geschlechts (Fig. 41) ist der Sfarafán, ein bunter Rock mit Schulterbändern oder mit einem schmalen Leibchen, das nur bis über den Busen reicht. Dazu wird ein kurzes Oberkleid getragen oder das mit Pelz verbrämte Säckchen, der Seelenwärmer.

Im Winter tragen die Frauen Pelze, denen der Männer entsprechend, nur länger. Die Kopfbedeckung der Frauen wechselt am meisten nach der Landschaft, wie der Leser an den großrussischen Typen des ersten Teils bemerkt hat. Als festliche Tracht wird an vielen Orten

Fig. 41.



Bäuerin in Wintertracht.

der Kokóschnik getragen, eine Art Diadem von mehr oder weniger wertvollem Stoff, mit Tressen besetzt, auch wol mit Perlen und Glittern gestickt. Bei den Mädchen umrahmt er nur die Stirn, während das Haar in langen Flechten nach hinten herabfällt, bei den Frauen bedeckt er die aufgenestelten Zöpfe. Für gewöhnlich tragen die letzteren ein glatt anliegendes Kopfstuch, welches den hinteren Teil des Hauptes verhüllt. Der Kokóschnik ist in den Städten für die Ammen vom Lande typisch geworden, bei Hofe bildet er einen wesentlichen Bestandteil der Nationaltracht.

In der Einfachheit seiner Nahrung bekundet sich vor allem die große Genügsamkeit des russischen Bauern. Sie besteht hauptsächlich in Schwarzbrod von ungebeuteltem Mehl, frischen oder gesäuerten Kohl, Hülsenfrüchten, Zwiebeln, Gurken, Pilzen und gesalzenen Fischen. Fleisch ist eine Festmahlspeise und wird meist nur geräuchert der Kohlsuppe hinzugefügt. Diese Kohlsuppe (Schtschi) spielt eine große Rolle bei den Mahlzeiten des Musikk. Sie wird je nach der Jahreszeit von frischem oder Sauerkraut bereitet und wie es die Gelegenheit bietet durch geräuchertes Fleisch, sauren Rahm oder Milch schmackhafter gemacht. Ein gut zubereiteter Schtschi*) ist ein Gericht, das auch dem verfeinerten westeuropäischen Gaumen mundet. Der Bauer, der als Arbeiter in der Stadt lebt, und dem auf seinem Bau- oder Zimmerplatz die Gelegenheit zum Kochen fehlt, begnügt sich mit einer einfacheren Suppe. Er gießt Kwass in ein Gefäß, schneidet Zwiebellauch und brockt Brod hinein und löffelt die Speise aus, als ob sie ein Göttermahl wäre. Die in Russland wachsende kleine, rundliche Gurke wird von den Bauern sehr hoch geschätzt und entweder ganz roh oder nur sehr wenig gesalzen als große Delikatesse verspeist. Aus Buchweizen-, Gersten- oder Hirsen-Grütze (Káscha) wird ein ständiges Wintergericht bereitet. Ein Topf wird mit den Körnern gefüllt, Wasser und Salz hinzu-

*) Das Wort ist eigentlich ein Femininum, wird aber von den Deutschen in Russland immer männlich gebraucht.

gethan und das Ganze in den Ofen gestellt, wo es zu einer granitartigen Masse zusammenbackt. So kommt es auf den Tisch und der wohlhabende läßt, um ein besonderes leckeres Mahl zu haben, ein Stück Butter auf der heißen Speise schmelzen. Die beliebteste Festtagspeise ist der Pirog, eine Art Pastete. Eine Hülle von Teig wird mit Fleisch, Fisch, Grüns, gelben Rüben oder gehacktem Kohl gefüllt und in Fett gebacken; der Fasten-Pirog enthält gewöhnlich Pilze und muß in Del gebacken sein. An Schwämmen hat Rußland einen enormen Reichtum verschiedener Varietäten, die von den Bauerweibern und Kindern fleißig gesucht und zu trefflichen Speisen verarbeitet werden: im Sommer frisch, im Winter getrocknet oder gesalzen. Von echt nationalen Speisen, die der Bauer sehr einfach und naturwüchsig bereitet, die aber auch in verfeinerter Gestalt auf den Tisch des Reichen kommen, will ich noch erwähnen: Borschtsch, eine aus rothen Rüben und Fleisch bereitete Suppe, in welche auch wol Kohlblätter gethan werden; Botwinja, eine kalte Suppe aus gesalzenem Fisch, Gurken, Zwiebellauch, geschnittenen rothen Rüben u. und Kwass bereitet; Akroschka, gleichfalls ein kaltes Gericht, das sich von der Botwinja nur durch seinen Hauptbestandteil, fein geschnittene Fleischstückchen, unterscheidet und säuerlicher als jene hergestellt wird.

Der mehrfach erwähnte Kwass, ein säuerliches Halbbier, ist das verbreitetste Getränk in Rußland. Er ist, wenn gut bereitet, kühlend, durststillend und wolschmeckend; wird aber offenbar nach sehr verschiedenen Recepten gemacht: bald aus Roggenmehl und Malz, bald aus Kleie und Mehl, bald aus Schwarzbrot und Äpfeln, die man im Wasser gähren läßt; verschiedene Zuthaten erhöhen dann den Geschmack der unschuldigen Flüssigkeit. Ein edleres, feineres Getränk, aber dem Kwass verwandt, ist der Kislja Schtschi (saure Suppe); er ist säuerlich und mouffierend. Der Gebrauch des Thees (Tschai) nimmt unter der Arbeiterbevölkerung der Städte immer mehr zu und beginnt dem Branntwein Konkurrenz zu machen. In der That giebt

es kein besseres belebenderes Getränk in Kälte und Hitze als guter rationell zubereiteter Thee, den in Rußland jedermann aus Gläsern trinkt. Auch auf dem Lande bürgert sich der Thee allmählich ein und man ist oft überrascht, in Bauernhöfen, wo es fast an den nothwendigsten Geräthen und Bequemlichkeiten fehlt, den blanken Ssamowar von Kupfer oder Messing, — die russische

Fig. 42.



Russisches Dampfbad.

treffliche Theemaschine — zu finden. Für den armen Arbeiter der Städte bieten im Winter die Straßenverkäufer ein heißes Theesurrogat feil, den Sbiten, der aus Wasser, Honig und Lorbeerblättern oder Salbei gekocht wird.

Einen höchst schädlichen Einfluß auf den Moshik übt der Genuß des Branntweins aus. Starke, spirituöse Getränke haben ja im hohen Norden ihre volle Berechtigung. Wein wächst ausschließlich

im äußersten Süden Russlands und Bier wird nur in einigen großen Städten erträglich und zu mäßigem Preise gebraut. Aber der Ruschik trinkt den Branntwein häufig genug, nicht um sich zu erwärmen und seine Lebensgeister zu erhöhen, sondern in der offenen Absicht, sich so schnell und so gründlich wie möglich zu berauschen. Dabei wird der Branntwein durch Hinzufügung scharfer Stoffe noch schädlicher gemacht und ruiniert die Gesundheit des Landvolks ganzer Provinzen. Es kann diese Wurzel unendlich vieler Übel nicht sorgsam genug ausgerottet werden. Ich habe darüber später noch zu verhandeln.

Daß dem gemeinen Manne in Russland der Vorwurf der Unreinlichkeit in gewissem Sinne mit Unrecht gemacht wird, habe ich Th. 1. S. 110 bereits ausgeführt. Freilich erzeugt das enge Beieinanderleben in der heißen Tschá während des langen Winters, die warme Kleidung und namentlich der unvermeidliche Schafpelz mancherlei lebendigen und todten Schmutz, — dafür wird aber einmal wöchentlich eine so gründliche Reinigung vorgenommen, wie sie sonst bei keinem Volke in der Welt üblich ist. Die Stätte und das Mittel dieser Purifikation ist das russische Dampfbad. (Fig. 42). Es spielt im Leben des russischen Bauern eine höchst wichtige Rolle, ja es hat sogar eine gewisse, religiöse Bedeutung; denn kein echt- und rechtgläubiger Bauer würde es wagen, eine Kirche zu betreten, ohne sich am Tage vorher durch das nationale Bad physisch und moralisch gesäubert und ein reines Herz angelegt zu haben.

Viele Dörfer haben ein öffentliches oder Gemeindebad, in andern hat jedes Haus seine innerhalb oder außerhalb liegende Badestube. Diese sind selbstverständlich sehr primitiver Natur. In einem engen Raume, der häufig halb unter der Erde liegt, befindet sich eine Art Backofen mit Steinen gefüllt, die durch ein starkes Feuer glühend gemacht werden. Indem man Wasser auf dieselben gießt, entwickelt sich ein heißer Dampf, dessen Temperatur oft bis zum Unerträglichen steigt. Hier befinden sich nun stufenförmige Lager übereinander, auf denen der Badende

hingestreckt schwitzt. Je höher um so siedender ist die Atmosphäre. Mit Bündeln von frischen Birkenreisern peitschen sich dann die Schwitzenden den ganzen Körper, bis sie, rot wie die Krebse, sich mit kaltem Wasser begießen oder auch ins Freie laufen, um sich im Schnee zu wälzen. Da hat denn allerdings ein russisches Sprichwort Recht, welches sagt: „Was dem Russen gesund ist, bringt dem Deutschen den Tod.“

Die Dampfbäder in den Städten sind selbstverständlich feiner und bequemer eingerichtet, aber sie enthalten sämtlich Abteilungen zu den billigsten Preisen für einfache Arbeiter, neben den luxuriös ausgestatteten Reihen von Kabinetten für den reichen Badeschwelger. Überall sind Ankleidezimmer, Waschraum und Schwitzlager in besonderen Gemächern etabliert und der gleichfalls nackte Badediener (Banschtschik) verrichtet gegen einen kleinen Entgelt am Badenden die ganze Prozedur des Begießens mit heißem, lauen und kaltem Wasser, des Peitschens mit dem Birkenbesen, des Waschens mit weichem Birkenbast und Seife, so wie des Knetens, Reibens, Drückens und Ziehens, das den Genuß und die Wirkung des russischen Dampfbades erst vollständig macht. Man empfindet nach demselben ein unendlich woltuendes Gefühl und wer einmal das nationale Bad in Rußland versucht hat, entbehrt dasselbe später nicht gern.

Das russische Volk hat sich von Alters her durch seine Liebe zum Gesang ausgezeichnet. Im Gesange spricht es seine Freude, seinen Schmerz aus. Das Lied begleitet seine Arbeit, seine Ruhe, vor allem aber jeden festlichen Moment des Lebens. Es erinnert durch seine sanften, melancholischen, etwas gedehnten und einförmigen Melodien an die endlosen, ununterbrochenen Ebenen seiner Heimat; durch den oft plötzlich eintretenden Übergang zu wilder, zügelloser Lust an den Charakter des Volkes. Auch dem Magyar und dem Zigeuner, welche die unabsehbare Fußtta bewohnen, sind jene schroffen Sprünge im Gesange aus süßer Schwermut in berauschende wilde Tanzweisen eigen und scheinen denselben Einwirkungen ihre Entstehung zu verdanken. Eine

andere Eigentümlichkeit der russischen Volksweise, das Ausklingenlassen des Strophenendes, des Refrains, in langgezogenen hohen Tönen, habe ich bei den venetianischen Gondolieri wiedergefunden

Fig. 43.



Dorfmusikant.

und ist hier vielleicht das userlose Meer die Mutter derselben Einflüsse und Empfindungen, wie dort die Ebene. Wie überall ist das tägliche Volkslied, das bei der Arbeit, am Herde, an Winterabenden, in der Sommerruhe und bei frohen Festen gesungen wird, lyrischen Inhalts. Aber der Großruss hat auch

einen reichen Schatz epischer Volksdichtungen (Bylina), welche von besonders begabten Rhapsoden (Skafitel) gesungen werden.

Der Gesang, welcher die Dorfbewohner in den Stunden der Muße, bei Festlichkeiten oder an den Winterabenden zu den Spinnstuben vereinigt, wird nicht selten auf einfachen Instrumenten begleitet. Die üblichsten nationalen Musikgeräthe der Russen sind: die Balaláika (Fig. 43), eine Art Zither oder Mandoline mit zwei bis drei Saiten, die Gússli, eine horizontal liegende Harfe, deren Saiten mit den Fingern gespielt werden; der Gudók, eine Geige mit drei Saiten, und die Wolhynka, welche auf den bekannten Dudelsack herauskommt.

Der Tanz des russischen Bauern, den er leidenschaftlich liebt und mit viel Anmuth, Leichtigkeit, Gewandtheit und großer Kraft auszuführen pflegt, entspricht durchaus dem Gesange. Er beginnt in der Regel mit einem Andante maestoso in langsamen, gemessenen Bewegungen, kurzen Schritten und graziösen Portebras, um dann plötzlich mit den wildesten, leidenschaftlichsten und gewaltsamsten Sprüngen und den künstlichsten Gliederverrenkungen in ein ausgelassenes Scherzo furioso überzugehen. Bemerkenswerth ist, daß die Frauen, mögen sie nun einen Solotanz ausführen oder mit den Männern paarweise antreten, nie an jenem unbändigen Gebahren teilnehmen, sondern immer in gemessener Weise, mit anmuthiger Haltung des Oberkörpers und der Arme, zuweilen auch mit einer die ganze Gestalt ergreifenden zitternden Bewegung, ihren Part ausführen, während der männliche Genosse sie mit den ausgelassensten Sätzen umspringt. Die beliebtesten Volkstänze sind der Trepák und Kafatschéf. Der Chorowód (Reigen) ist eine Verbindung von Gesang und Tanz. Die Dorfjugend bildet einen großen Kreis, eine Ronde nach der Terminologie des modernen Tanzes, und bewegt sich nach dem Takte des von allen gesungenen Chorliedes.

Ein überaus reiches Thema zu eingehender Schilderung bieten die Bauern, welche des Erwerbs wegen in die Städte gezogen sind. Ich kann hier dasselbe nur flüchtig berühren. Wie

erwähnt, verlassen die jüngeren Leute vielfach ihre Heimat, überlassen Haus und Hof der Fürsorge ihrer Familie und wandern in die Städte, um dort als Handwerker, Fabrikarbeiter, Tagelöhner, Diener,

Kellner oder im

Kleinhandel

Berdiensft zu

suchen. Viele

ziehen nach der

Erntezeit in die

Fremde und keh-

ren zur Früh-

jahrarbeit zu-

rück, andere

bleiben ganz

und gar in den

Orten, wo sie

ein gutes Ein-

kommen gefun-

den und besuchen

ihre Familien

nur gelegentlich

in langen Zwi-

schenträumen.

Selten geben sie

die Verbindung

mit dem heimat-

lichen Dorfe

auf; Weib und

Kinder lassen sie

zu Hause und

mancher in den Residenzen wohlhabend gewordene bleibt Mitglied

der Dorfgemeinde und zahlt seinen Steueranteil ohne irgend einen

Vorteil davon zu genießen.

Fig. 44.



Oberdüornit.

Die meisten Provinzen haben eine Arbeits-Spezialität, in welcher ihre Bewohner besonders geschickt und deshalb in den Städten gesucht sind. So versorgt Jarosslaw die kleinen Wirthschaften mit Kellnern, Kostromá liefert Zimmerleute und Ofenbauer, andere Gouvernements Kutscher, wieder andere Maurer und Glaser u. s. w.

Fig. 45.



Unterwórnif.

Bei Gelegenheit des Geselligkeitstriebes, der dem Russhif innewohnt, habe ich angedeutet, daß derselbe die Arbeiter zu ganz trefflich eingerichteten Gewerben-Genossenschaften vereinigt. Flößer, die an ihre Arbeit gehen, Holzschläger, die sich in den Wald aufmachen, Fischer und Pelzjäger, die auf den Fang ziehen, Kanal- und Eisenbahnarbeiter, alle bilden, ehe sie ans Werk gehen, eine Erwerbs-Gesellschaft, Artél genannt, mit regelmäßigen Versammlungen, einem gewählten Oberhaupt, dem Stárosska, und gemeinschaftlicher Kasse. Die Genossenschaft bestimmt den Teil der Arbeit, den jeder zu übernehmen, den Teil

des Lohnes, den er der Gesellschaftskasse abzuliefern hat. Kost und Wohnung wird aus der letzteren bestritten. In den größeren Städten giebt es Artele mit komplizierter Organisation, großen Kapitalien und weittragender Bedeutung, indem die Genossenschaft für jedes ihrer Mitglieder solidarisch haftet.

Die hervorragendsten unter diesen Vereinen sind wol die St. Petersburger und Moskauer Börsen-Artele, welche die Kassenboten, Markthelfer, Packer, Zähler, Magazinaufseher u. s. w.

Fig. 46.



Bobowos (Wasserträger).

der Kaufmannschaft beider Residenzen umfassen. Bei diesen Leuten, die fast stündlich der Versuchung ausgesetzt sind, kommen Unredlichkeiten selten oder nie vor. Der Bankier, der Kaufmann

kann vollkommen ruhig sein, die Artel steht für jedes ihrer Mitglieder ein. Selbstverständlich werden diese auf das sorgfältigste ausgewählt und streng überwacht. Die russische Artel ist eine Einrichtung, die dem Westen Europas zur Nachahmung bestens empfohlen werden kann.

Fig. 47.



Herrschastlicher Rutscher.

Außer den verschiedenartigsten Handwerken und industriellen Beschäftigungen sehen wir den Mushi in der Stadt am häufigsten in drei Berufsarten: als Dwórnik, Iswóschtschik und Kasnóschtschik.

Der Dwórnik oder Hauswächter ist eine sehr wichtige Person in den großen Petersburger und Moskauer Häusern, in denen viele hunderte von Menschen beisammen wohnen. Er ist der

Polizeioffiziant des

Hauses, sorgt für das Ein- und Ausschreiben der Pässe und Aufenthaltsscheine im Viertelsamt, hat Haus, Hof und Straße sauber zu halten und besorgt den Transport des Brennholzes

und des Wassers in die Küchen der Wohnungen: eine Fülle von Geschäften, die in sehr großen Gebäuden von einer entsprechenden Anzahl Personen verrichtet werden. An ihrer Spitze steht der Oberdöwrnik (Fig. 44), der in unmittelbare Berührung mit den Bewohnern tritt und demgemäß unter den von der Kultur belebten Individuen ausgesucht wird. Seine nächsten Subalternen sind die Unterdöwrniki (Fig. 45), welche die gröberen Arbeiten verrichten, des Nachts vor dem Hause Wache halten, auch am Tage den Eingang behüten und alle Fragen nach den Einwohnern des Hauses beantworten. Hat das dichtbevölkerte Gebäude noch keine Wasserleitung, so wird auch wol ein besonderer Träger für Holz und Wasser, der Wodowós (Fig. 46), angestellt.

Ist der Bauer von stattlicher Figur, weiß er gut mit Pferden umzugehen und versteht das Fahren aus dem Fundament, so findet er leicht ein Unterkommen als herrschaftlicher Kutscher. (Fig. 47.) Er hat dann nicht übermäßig viel zu thun, muß jedoch sorgsam, gewissenhaft und vor allem wetterhart sein. Der weniger glückliche Pferdebandiger wird Iswóschtschik, d. i. Kutscher eines Miethsfuhrwerks. Es giebt in der Welt kein gutmüthigeres, freundlicheres, zuvorkommenderes und schwachhastere Wesen, als solch einen Iswóschtschik, nur muß man, bei dem Nichtvorhandensein einer gesetzlichen Taxe, für jede Fahrt erst um den Preis handeln. Er fordert in der Regel recht viel, ist aber mit wenigem zufrieden und für ein kleines Trinkgeld äußerst dankbar. Läßt man sich in eine Unterhaltung mit ihm ein, so erfährt man sofort alle seine Lebensumstände.

Der Kasnóschtschik (Umherträger, Hausierer) ist in den Residenzen überall anzutreffen. Auf allen Straßen und Gassen, Plätzen und Höfen, in allen Umgebungen der Stadt hört man ihn vom Morgen bis zum Abend seine Waaren ausrufen und preisen. Gegenstände dieses Kleinhandels sind alle unbedeutenderen Bedürfnisse der Haushaltungen, besonders aber Nahrungsmittel. Am zahlreichsten findet man diese Kasnóschtschiki in der Nähe der Kaufhöfe und Märkte. Die dort hausenden Kaufleute und ihre Ge-

Fig. 48.



Straßentypen aus St. Petersburg.

hülfsen können sich nämlich keine Speisen bereiten, da das Feueranzünden in den Läden untersagt ist; so halten sie denn ihre Hauptmahlzeit erst Abends, wenn das Geschäft geschlossen ist. Im Laufe des Tages aber trinken sie Thee und kaufen dazu von den Umherträgern, was ihrem Geschmacke entspricht. Auch der gewöhnliche Arbeiter, der auf den Straßen zu speisen pflegt, entnimmt von ihnen seine einfache Kost. Im Winter im Schafspelz, im Sommer im bunten Hemde, wandert der Rasnóschtschik, gewöhnlich noch ein junger Bursche, sein Tragbrett auf dem Kopf oder einen Korb mit den Verkaufsartikeln vor der Brust, durch die Ladenreihen und Straßen. Der eine bietet gesalzene oder geräucherte Fische feil, ein anderer Obst, andere harte Eier, Salzgurken, eingemachte Pilze, kleine Pirogi mit verschiedenem Füllsel, Weißbrod, Sbiten, Kwass, Limonade u. s. w. Die heißen Getränke werden in Sjamowären oder Krügen transportiert, die mit dicken Handtüchern unwickelt sind, die Verkäufer von Gefrorenem tragen ihre Eiskübel auf dem Kopfe. Fig. 48 giebt eine ganze Sammlung von Rasnóschtschik-Typen, die der Leser im Verzeichniß der Abbildungen einzeln aufgeführt findet.

Die Aussichten in die Zukunft für den russischen Bauernstand sind entschieden günstig. Eine Bevölkerungsschicht, die achtzig Millionen zählt, hat dringenden Anspruch auf die aufmerksamste Fürsorge der Regierung und das hat die letztere wol erkannt. Rußland hat Überfluß an unkultiviertem Land und mit dem Opfer einiger Milliarden vermag man den Landleuten gründlich aufzuhelfen und dadurch die sozialen Verhältnisse des Reiches zu festigen. Hat die russische Regierung diese achtzig Millionen guter, tüchtiger, harmloser und genügsamer Menschen zu treuen Freunden, so kann sie mit größter Ruhe und Sicherheit an dem Werke der Reformen fortarbeiten.

Register.

- Adelsbezeichnung 80.
 Adelsstitel 81.
 Allgemeine Wehrpflicht 43.
 Altgläubige 48.
 Amtsbezirk 40.
 Anton, heiliger 119.
 Apanage=Bauern 202.
 Arrende 72.
 Artél 228.
 Asiatisches Departement 35.
 Bauer 200.
 Bauernhaus 216.
 Bauerngemeinde 40.
 Befreiung der Leibeige-
 nen 176.
 Begunij 153.
 Besspopówzy 151.
 Bessjéda 213,
 Bestechlichkeit 66.
 Bezirke (Kreise) 39.
 Bittschriften-Kommission 27.
 Bjelakriniga 59.
 Blini 135.
 Bojären 78.
 Butterwoche 135.
 Charfreitag 137.
 Chlystij 154.
 Civilbeamte 64.
 Communisten 163.
 Convoi des Kaisers 3.
 Dampfbad 223.
 Danieliten 152.
 Departements der Reichs-
 institutionen 29, 31, 33.
 Dirigierender Senat 30.
 Dörfer 213.
 Dorfsältester 40.
 Dritte Abteilung 27.
 Dshigitówka 59.
 Duchobórze 161.
 Dúma 39.
 Dworjánstwo 78.
 Dwórnik 230.
 Ehrenbürger 174.
 Einhöfster 174.
 Empfangstage der Mi-
 nister 33.
 Fasten 134.
 Fedossjéwzy 152.
 Filippowzy 152.
 Flotte 62.
 Freiwillige Flotte 65.
 Fußwajchung 137.
 Geburtsadel 78.
 Geistlichkeit 82.
 Gemeindeverband 40.
 Generalgouvernements 37.
 Generalgouverneur 38.
 Gottesdienst 100.
 Gouvernements 36.
 Gouverneur 38.
 Granowitaja Paláta 12,
 25.
 Großgrundbesitzer 173.
 Großhändler 175.
 Handwerker 175.
 Heeresstärke 45.
 Heiliger Synod 32.
 Heraldmeister 31.
 Hölenkloster in Kijew 49.
 Irreguläre Truppen 56.
 Jsbá 216.
 Jspráwnik 39.
 Jiwóschtschik 231.
 Jordansfest 130.
 Jedinowérzy 160.
 Kaiser, der 1.
 Kanzlei des Kaisers 27.
 Kapitówzy 152.
 Kaufhöfe 198.
 Kaufmann 190.
 Kirchen 93.
 Kleidung des Volks 218.
 Kleinhändler 175.
 Klöster 103.
 Klostergeistlichkeit 82.
 Kloster: Walaám 108.
 Körperstrafe 210.
 Konseil der Ministerien 33.
 Kosaken 58.
 Kreise (Bezirke) 39.
 Krönung 2, 19.
 Krönungsbankett, öffent-
 liches 25.
 Krönungseinzug 3.
 Krönungstag 11.
 Krönungsvorabend 10.
 Kronsbauern 202.
 Kupéz 175.
 Landedelmann 175.
 Landheer 41.
 Landesverteidigung 1.
 Liturgie 100.
 Märkte 198.
 Majorate 176.
 Matssim, der Grieche 146.

- Wlässleniza 135.
 Militärbeleidung 50.
 Militärbewaffnung 52.
 Minister-Comité 29.
 Ministerien 32.
 Mir 40.
 Mokolánen 162.
 Moltshálniki 165.
 Montanen 156.
 Musik 175.
 Mysterische Sekten 161.
 Nagaika 59.
 Nahrung des Volkes 220.
 Napoleónwtschini 156.
 Nationaltanz 226.
 Nemoljak 165.
 Nestor 122.
 Níkon 147.
 Njenáschi 165.
 Njétowzy 166.
 Obról 203.
 Obschtschiye 163.
 Odnodwórzy 174.
 Offiziere 64.
 Osterfeier 135.
 Palmensmarkt 136.
 Palmsonntag 136.
 Páshkowsche Bewegung 178.
 Peremajánzy 58.
 Pomórzy 151.
 Pope 82.
 Popówzy 151.
 Priesterliche Sekten 151.
 Priesterlose Sekten 151.
 Privatbauern 202.
 Provinzialverwaltung 36.
 Prjguny 156.
 Rangklassen 73.
 Rajnóschtschik 231.
 Rajstól 145.
 Rationalistische Sekten 161.
 Reichsbauern 202.
 Reichs-Institutionen 28.
 Reichskanzlei 29.
 Reichsrath 28.
 Reichssekretär 29.
 Religiöse Feste 130.
 Religionsgebräuche 130.
 Rústammer 12, 25.
 Salbung des Kaisers 21.
 Salz und Brod 25.
 Schalopúty 164.
 Scháscha 52.
 Schlit 115.
 Sekten 145.
 Selbstherrscher 1.
 Selbstverstümmler 155.
 Schimwje Pokoíniki 166.
 Skafun 156.
 Sikopzy 155.
 Solowéztsches Kloster 123.
 Starowérzy 148.
 Subótniki 163.
 Staatsverwaltung 1.
 Stadtamt 39.
 Stadtbevölkerung 174.
 Stadthaupt 39.
 Stadtverordnete 39.
 Städteordnung 39.
 Stände der Nation 171.
 St. Andreas-Saal des Kremls 12.
 Staroobrjadzy 160.
 Starosta 40.
 Starschina 40.
 Stránniki 153.
 Stundisten 167.
 Theodosianer 152.
 Thronfolger 2.
 Thronsaal 12.
 Todtenfest 144.
 Torpedos 64.
 Tschin 73.
 Tschinównik 73.
 Upráwa 39.
 Uffádba 202.
 Verdienstadel 78.
 Verhältniß der Stände 171.
 Verkündigung des Krönungstages 8.
 Vizegouverneur 38.
 Vizmundir 78.
 Volksgejang 224.
 Wahlversammlung, städtische 39.
 Wasserweihe 130.
 Weltgeistlichkeit 82.
 Wérba 136.
 Wólost 36, 40.
 Wólostältester 40.
 Wosdychánzy 165.
 Zaréwitsch 2.
 Zaréwna 2.
 Zessaréwitsch 2.
 Zessaréwna 2.



.....
Druck von Grefner & Schramm in Leipzig.
.....

